

GENDERKONSTRUKTIONEN IM KARATE

ZUR SOZIALEN KONSTRUKTION VON GESCHLECHT IM KARATESPORT AUS DER

SICHT WEIBLICHER KARATEKA – EIN ANSATZ ZU MEHR GESCHLECHTERGE-

RECHTIGKEIT

Dissertation zur Erlangung des Grades Dr. phil.

vorgelegt an der Universität Hildesheim, Fachbereich I

von Natalie Mandel, geb. am 24.11.1968 in Münster, NRW

Gesamtdauer:

01.05.2004 – 1.4.2009

Erstgutachter:

Herr Prof. Dr. Wolfgang Schröer, Universität Hildesheim

Zweitgutachter:

Herr Prof. Dr. Volker Schubert, Universität Hildesheim

INHALT

Vorwort	4
1. Die soziale Konstruktion von Geschlecht	8
1.1. Die Unterscheidung zwischen ‚sex‘ und ‚gender‘	10
1.2. Das Reifizierungsproblem	14
1.3. Geschlechterrollen und Stereotypen	15
1.4. Doing Gender.....	16
1.5. Die Auswirkungen der sozialen Konstruktion von Geschlecht	19
1.5.1. <i>Das Geschlechterverhältnis als gesellschaftlicher Strukturzusammenhang</i>	20
1.5.2. <i>Macht durch Differenz</i>	22
1.5.3. <i>Männlichkeiten als kulturelle Praxis</i>	24
1.6. Die Dekonstruktion von Geschlecht	25
2. Geschlechterkonstruktionen im Sport	26
2.1. Ansätze der Genderforschung im Sport	26
2.2. Ausschlussmechanismen	30
2.3. Geschlechterhierarchie im Sport.....	32
2.4. Asymmetrien in der Geschlechterordnung	34
2.5. Das ‚schwache Geschlecht‘?	36
2.6. Sport und Leistung als gendering-Motor oder: gendered structures und gendering structures im Sport.....	38
2.7. Ergebnisse einer in einem zur Fachtagung der dvs-Kommission veröffentlichten Ergebnisse zu Frauen im Karate.....	40
3. Was ist Karate? Zur Entwicklung vom Karate-Do zum Karate-Sport	43
3.1. Der Ursprung des Karate-Do	43
3.2. Verbreitung von Karate-Do am Beispiel der Stilrichtung Shotokan	45
3.3. Wesen und Elemente des Karate-Do/-Sports	46
3.3.1. <i>Zum Zen in den Kampfkünsten Japans</i>	46
3.4. Organisation von Karate(-Do) von den Anfangszeiten bis heute	47
3.4.1. <i>Training</i>	52
3.4.2. <i>Ein typisches Beispiel für den Aufbau einer Trainingseinheit</i>	53
3.5. Das Gürtelsystem	56
3.5.1. <i>Lizenzen: Trainer/in, Prüfer/in</i>	57
3.6. Zur Geschichte des Deutschen Karate Verbandes (DKV)	58
3.7. Resumée	61
4. Geschlechterkonstruktionen im Karate – Forschungsfragen	63
4.1. Problemstellung: Übertragung der in anderen sportsoziologischen Studien gefundenen Ergebnisse auf Karate aus der Sicht weiblicher Karateka	64
4.2. Fokussierung der Fragestellungen	72
5. Die Methode	76
5.1. Das biographische Interview	76
5.2. Das Allgemeine im individuellen Fall	77

5.3. Das narrative Interview	78
5.3.1. <i>Das fokussierte narrative Interview</i>	79
5.4. Erlebtes, Erinnertes, Erzähltes	80
5.5. Analysemöglichkeiten	81
5.6. Die Auswertung nach Gabriele Rosenthal.....	83
5.7. Das Vorgehen im Forschungsprojekt.....	86
5.7.1. <i>Die fokussierten narrativen Interviews</i>	86
5.7.2. <i>Die Interviewpartnerinnen</i>	87
5.7.3. <i>Die Aufnahmen</i>	88
5.7.4. <i>Auswertung nach Ruth Kaiser</i>	89
6. Einzelfallauswertungen.....	96
6.1. Beschreibung des Samples	98
6.1.1. <i>Interviewpartnerin A</i>	98
6.1.2. <i>Interviewpartnerin U</i>	99
6.1.3. <i>Interviewpartnerin K</i>	101
6.1.4. <i>Interviewpartnerin C</i>	102
6.1.5. <i>Interviewpartnerin CH</i>	104
6.1.6. <i>Interviewpartnerinnen M und N</i>	106
6.2. Eckfall Interviewpartnerin A	107
6.2.1. <i>Faszination Karate</i>	108
6.2.2. <i>Harte Arbeit am eigenen Karate</i>	110
6.2.3. <i>Karate als Bestimmung</i>	111
6.2.4. <i>A und ihre Sicht auf Gender</i>	112
6.2.5. <i>Zusammenfassung Interviewpartnerin A</i>	117
6.3. Eckfall Interviewpartnerin U	119
6.3.1. <i>Karate</i>	119
6.3.2. <i>Karate und Frauen</i>	122
6.3.3. <i>Das Private (und der Beruf)</i>	131
6.3.4. <i>Zusammenfassung Interviewpartnerin U</i>	132
6.4. Eckfall Interviewpartnerin K	135
6.4.1. <i>Faszination Karate</i>	136
6.4.2. <i>Soziale Kontakte</i>	136
6.4.3. <i>Körperarbeit</i>	136
6.4.4. <i>Bedeutung für das Leben, Werte</i>	137
6.4.5. <i>Parallelen zum Beruf</i>	139
6.4.6. <i>Die Einheit von Körper, Geist und Seele</i>	140
6.4.7. <i>Training geben</i>	141
6.4.8. <i>Verein, Verband, Führung, Macht</i>	141
6.4.9. <i>Zusammenfassung Interviewpartnerin K</i>	145
6.5. Typenbeschreibungen.....	146
6.5.1. <i>Typ A: Die Wettkämpferin</i>	146
6.5.2. <i>Typ U: Die Pionierin</i>	147

6.5.3. Typ K: Die den Weg geht.....	148
7. Fallkontrastierungen zur Beschreibung des Merkmalsraumes	150
7.1. Synopse 1: Konstruktionen aus Geschlechterhierarchie und Karate als Do	152
7.1.1 Auswertungen Synopse 1 - Konstruktionen aus Geschlechterhierarchien und Karate als persönliche Entwicklung.....	153
7.2. Synopse 2: Geschlechterhierarchie und Karate als Wettkampf.....	157
7.2.1. Auswertung zu Synopse 2.....	158
7.3. Synopse 3: Geschlechterhierarchie und Karate als Körperarbeit	160
7.3.1. Auswertung zu Synopse 3.....	162
7.4. Synopse 4: Geschlechterhierarchie und Karate als Verbandsarbeit.....	166
7.4.1. Auswertung Synopse 4.....	168
8. Darstellung der Ergebnisse aus den Synopsen.....	171
8.1. Ergebnisse aus Synopse 1: Geschlechterhierarchie und Karate als Do	176
8.2. Ergebnisse aus Synopse 2: Geschlechterhierarchie und Karate als Wettkampf....	178
8.3. Ergebnisse aus Synopse 3: Geschlechterhierarchien und Karate als Körperarbeit	179
8.4. Ergebnisse aus Synopse 4: Geschlechterhierarchien und Karate als Verbandsarbeit	180
8.5. Zusammenfassung der Ergebnisse	181
9. Fazit und Ausblick	190
Literatur.....	198
Glossar	205
Anhang.....	207
Anhang 1: Transkribierte Interviews DVD.....	207
Anhang 2: 7 Einzelfallauswertungen DVD.....	207
Abbildungsverzeichnis:	207
Eidesstattliche Erklärung.....	209

Vorwort

Im Deutschen Karate Verband (DKV) sind im Jahr 2008 106 569 Mitglieder (siehe **Abbildung 1**) organisiert, davon 34,60 % Frauen und Mädchen. Der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) hat sich als Dachorganisation aller Sportfachverbände in Deutschland in seiner Satzung vom 20.5.2006 in § 9 zu folgenden Grundsätzen verpflichtet: „*Der DOSB fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichstellung von Frauen und Männern. Er wirkt mit gezielter Frauenförderung auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin und verpflichtet sich, bei allen Maßnahmen und auf allen Ebenen die Strategie des Gender Mainstreamings anzuwenden, um Chancengleichheit im Sport zu sichern.*“ (Satzung DOSB, Mai 2006). Im Deutschen Karate Verband (DKV) lässt sich weder auf Vereins- noch auf Landes- und Bundesebene eine flächendeckende Umsetzung dieser neu formulierten Grundsätze beobachten. Ist das Bewusstsein für die Bereitschaft sich mit dieser Thematik auseinander zu setzen bisher stark genug ausgeprägt? Ziel dieser Arbeit ist es, gender-sensibel zu machen, indem die sozialen Konstruktionen von Gender im Karate im Besonderen im DKV aus Sicht weiblicher Karateka aufgedeckt und benannt werden. Dazu wird zunächst der aktuelle Stand der Wissenschaft zur sozialen Konstruktion von Geschlecht sowie zu Geschlechterkonstruktionen im Sport dargestellt.

Mit folgendem Satz fasst Judith Lorber das Dilemma prägnant zusammen: „*The social reproduction of gender in individuals reproduces the gendered societal structures; as individuals act out gender norms and expectations in face-to-face-interaction, they are constructing gendered systems of dominance and power.*“ (Lorber, 1984, 7). Geschlecht ist eine soziale Querschnitts-Kategorie. Aus dem biologischen Geschlecht wird eine sozial konstruierte Rolle abgeleitet, die unterschiedliche Handlungsspielräume, Verhaltensmöglichkeiten und Machtressourcen für Männer und Frauen vorsieht (vgl. Hirschauer, 1996). Gender als strukturell-kulturelles Moment von Geschlecht umfasst alle sozialen Konstruktionsprozesse von Geschlecht und somit alle Facetten von Rollenzuschreibungen, Verhaltenserwartungen und Lebensmustern, die auf eine Festschreibung gesellschaftlicher Handlungs- und Entscheidungsräume der Geschlechter gerichtet sind. Mit ‚Gender‘ sind neben den sozialen Strukturkategorien auch die dualen Geschlechtsidentitäten gemeint. Im selben Sinne wie das ‚Man kann nicht nicht kommunizieren‘ (Watzlawick, Beavin & Jackson, 1969) der Konstruktivisten könnte man auch sagen: „*Man kann nicht nicht Geschlechtlichkeit ausdrücken.*“ (Kolip, 1997, 75).

Der Blickwinkel in dieser Arbeit ist ein sozial-konstruktivistischer: Geschlecht ist nicht etwas, was wir haben, sondern es ist etwas, was im Prozess menschlichen Handelns diskursiv-interaktiv hervorgebracht wird und als symbolisch-kulturelle Konstruktion zu begreifen ist, die sich im Kontext sozialer Milieus auch historisch wandelt. Man muss hier eine Genese mit allen dazu gehörigen Mustern und Regeln verstehen. Nach West/Zimmermanns (1987, 1991) ‚doing gender‘-Konzept ist Geschlecht sowohl Grundlage, als auch Ergebnis sozialer Interaktion: *„Doing gender means creating differences between girls and boys and women and men, differences that are not natural, essential or biological. Once the differences have been constructed, they are used to reinforce the essentialness of gender.“* (West/Zimmermann, 1987, 187). Helga Bilden ergänzt dazu, ganz im Sinne von Judith Lorber: *„Doing gender bedeutet also immer Doing inequality.“* (Bilden, 1997, 14). Das sozial konstruierte Geschlecht meint hier immer

„die Gesamtheit aller Vorstellungen und Erwartungen, die in einer Kultur in Bezug auf Geschlecht existieren und die – nachweislich – in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit biologischen Aspekten von Weiblichkeit und Männlichkeit stehen. Der Begriff bezieht sich also auf all jene Aspekte, [...] die in bestimmten Kulturen, Gesellschaften, Regionen, historischen Zeiträumen etc. auftreten bzw. erwartet werden.“ (Mühlen-Achs, 1998, 24).

In allen gesellschaftlichen Bereichen wird durch die Differenzlinie ‚Geschlecht‘ ein Machtgefälle konstituiert. Besonders im Sport kommt dem eine große Bedeutung zu: die meisten Sportarten sind Männerdomänen. *„Geschlecht ist eine soziokulturelle, aber auch politische Kategorie, die dem Menschen eine systematische Ordnung und Orientierung gibt.“* (Günter, 2005, 18). Es ist eine Kategorie der Relation und Konstruktion, die die Gesellschaftsordnung maßgeblich mit konstituiert, auch im organisierten Sport, wenn man diesen als Teil der Gesellschaft und die vorherrschenden Geschlechterkonstruktionen nutzend betrachtet. Dabei sind diese Strukturen verstärkt in Sportarten zu finden, die von jeher Männern zugeordnet sind. Dies trifft insbesondere auf Kampfsportarten zu. In dieser Arbeit soll nach dem ‚Wie‘ und ‚wo genau‘ der Differenzierungen und Hierarchisierung von Geschlecht im Karate gefragt werden. Dazu wird eine qualitative Untersuchung mit Hilfe fokussierter narrativer Interviews mit Frauen, die durch die Länge ihres aktiven Karateka-Seins durch das soziale Milieu Karate geprägt sind, durchgeführt. Von Interesse sind die Bereiche, in denen Ungleichheitseffekte auftreten. Diese konstruierten Genderdifferenzen sollen als Grundlage für eine Hierarchiebildung herausgefiltert werden.

In dieser Arbeit soll versucht werden, die binäre Konstruktion des Geschlechts zu rekonstruieren, nicht das biologische Geschlecht selbst zu dekonstruieren. Dies hat zur Folge, dass

durch die Unterscheidung in sex und gender als Ausgangspunkt der Gedankengänge die Binarität der Zweigeschlechtlichkeit auch reproduziert wird (vgl. Schaufler, 2002, 84 f.). Es ist nicht Absicht dieser Arbeit, dafür eine Lösung zu finden.

Es folgt ein Kapitel über die Geschichte des Karate-Do sowie die Organisation von Karate als Sport in Deutschland. Im letzten Kapitel des Theorieteils werden Fragen nach Geschlechterkonstruktionen im Karate im Deutschen Karate Verband aufgeworfen.

Zur Beantwortung dieser Fragen wurden im Empirieteil fokussierte narrative Interviews mit sieben Frauen, die mindestens zehn Jahre Karate betreiben und die zum Teil in exponierten Positionen im Verband oder im Leistungssport sind oder waren geführt. Die Interviewpartnerinnen sind alle so sehr in dem Karate-System verwurzelt, dass sie die dortigen kulturellen Praktiken und Umgangsweisen verinnerlicht haben. Dies ist Voraussetzung, um in der Auswertung die sozialen Konstruktionen von Gender im Deutschen Karate Verband aufdecken zu können. Die Auswertung basiert auf den Methoden zur Auswertung narrativer Interviews von Schütze (1976, 1978), Glinka (1998) und Rosenthal (1995, 2005). Das konkrete praktische Auswertungsprozedere fokussierter narrativer Interviews hat Ruth Kaiser (1992) in fünf Schritten auf den Punkt gebracht. Nach diesen wurden zunächst die Einzelfallanalysen erarbeitet (siehe **Anhang 2**). Daraus wurden für drei Eckfälle Porträts erstellt, die jeweils einen Typ beschreiben. Es folgen die Typ-Kontrastierungen. Dazu wurden Synopsen (**Kapitel 7**) als Interpretationshilfsmittel erstellt (Kelle/Kluge 1999). Der Fokus der Synopsen liegt auf den Geschlechterhierarchien in verschiedenen Ebenen des Karate. Aus den Aussagen zu Geschlechterhierarchien wurden Gender-Konstruktionen mit Verweis auf die Textstellen in den Interviews gefiltert, die in den verschiedenen Typgruppen vorwiegend zu finden waren. So wird im Ergebnis ein umfassendes Bild von Gender-Konstruktionen im Karate des Deutschen Karate Verbandes über die Auswertung der Interviews gezeichnet.

Nach Ilse Hartmann-Tews ist: „*Der Sport [...] ein Sozialsystem, das sich angesichts seiner auf den Körper und die Steigerung körperlicher Leistungen gerichteten Handlungsorientierungen durch eine besondere Indifferenz gegenüber dem sozialen Phänomen der Geschlechterunterscheidung auszeichnet.*“ (Hartmann-Tews, 2003, 24). Lassen sich diese Strukturen im Karate-Sport, wie er im Deutschen Karate Verband organisiert ist, auch nachweisen?

In dieser Arbeit soll keine Organisationsanalyse betrieben werden. Verbandsstrukturen werden lediglich aus Verständnisgründen erläutert. Ungeklärt bleibt, wie genau die japanische Kampfkunst Karate mit dem Hintergrund der asiatischen Philosophie in die westliche Kultur übersetzt wurde. Keine Beachtung fand weiterhin die Frage, ob die Gender-Zuschreibungen

in der japanischen Kultur die gleichen sind, wie wir sie im westlichen/europäischen Kulturkreis finden, und wie sie in dieser Arbeit als Interpretationsschablone zugrunde gelegt werden. Die Ergebnisse beziehen sich auf ein in den westlichen Kulturkreis übersetztes, versportlichtes Karate-Do. Dabei wird hier nicht erforscht, inwieweit die ursprünglichen Gedanken der asiatischen Grundphilosophie in der heutigen Art und Weise der Ausübung des Karate durch die Interviewpartnerinnen noch vertreten sind. Es wird auch nicht geklärt, ob sich der der asiatischen Philosophie immanente Do-Gedanke im Karate der weiblichen Karateka im DKV findet. Der Begriff ‚Do‘ an sich wird in dieser Arbeit nicht näher beleuchtet; ‚Do‘ wird hier ausschließlich in der sehr rudimentären Bedeutung im Sinne von ‚Lebensweg‘ verwendet. Im Folgenden wird daher von Karate als Sport-Karate in einer Sportorganisation gesprochen und nicht von Karate als Weg im Sinne der asiatischen Philosophie. Auswertung und Interpretation der Genderdifferenzen fand aus Sicht westlichen Gender-Verständnisses statt, auf Grundlage der Annahme des sozial konstruierten Geschlechts, der Konstruktion und Zuschreibung von Geschlechterrollen. Ebenso bleibt der Leib/Körper-Diskurs ausgeklammert.

Die genaue Verortung des Sports in der Gesellschaft wird nicht darüber hinaus gehend betrachtet, als dass Sport als Teilbereich der Gesellschaft angesehen wird. Von daher wird den Annahmen von Hartmann-Tews (2003) und Klein (1990) gefolgt, dass die Genderkonstruktionen in diesen übernommen worden sind.

1. Die soziale Konstruktion von Geschlecht

Der Geschlechtsunterschied und das Wissen um die Zweigeschlechtlichkeit sind im Alltag fest verankert, die Zuordnung zu einem Geschlecht ist dabei unvermeidbar (vgl. Gildemeister/Wetterer, 1992, 201). Geschlechtergrenzen lassen sich dabei nicht ohne Konsequenzen überschreiten; es ist unerlässlich, dass Personen eindeutig einem Geschlecht zugeordnet werden können. Die Geschlechtsrollen geben ein Organisations- und Strukturprinzip vor:

„Das zugrundeliegende lebensweltliche Deutungsmuster der Zweigeschlechtlichkeit, auf das Akteur/innen beim ‚doing gender‘ zurückgreifen, wird von Kessler/McKenna unter Rückbezug auf Garfinkel folgendermaßen zusammengefasst:

- 1. Es gibt zwei und nur zwei Geschlechter (weiblich und männlich).*
- 2. Das Geschlecht ist invariabel (ist man männlich/weiblich, war man schon immer männlich/weiblich und wird man immer männlich/weiblich sein).*
- 3. Genitalien sind die essentiellen Indizien des Geschlechts (eine Frau ist eine Person mit Vagina, ein Mann ist eine Person mit Penis).*
- 4. Jedwede Ausnahme bezüglich der zwei Geschlechter kann nicht ernsthaft sein (es muss sich um Scherze, Pathologien, etc. handeln).*
- 5. Es gibt keinen Wechsel von einem Geschlecht zum anderen, außer ritualisierte Inszenierungen (Masken).*
- 6. Jede Person muss einem Geschlecht zuzuordnen sein (es gibt keine geschlechtslosen Fälle).*
- 7. Die Dichotomie männlich/weiblich ist ‚natürlich‘ (Männer und Frauen existieren unabhängig von der Wahrnehmung durch ‚Wissenschaftler‘ oder anderer Personen und ihrer Kriterien).*
- 8. Die Mitgliedschaft in einem der beiden Geschlechter ist ‚natürlich‘ (weiblich oder männlich zu sein ist unabhängig von der persönlichen Entscheidung.).“ (Kessler/McKenna 1978:113 f., Übersetzung d.V.). (in: Villa, 2000, S. 73).*

Helga Bilden drückt dies verkürzt so aus: Es gibt nur zwei Geschlechter: weiblich und männlich. Sie sind eindeutig und klar unterschieden durch die primären Geschlechtsorgane. Jede/r gehört sein Leben lang entweder der einen oder der anderen Kategorie an. Dies ist natürlich begründet, also unverrückbar (vgl. Bilden 2001). Jeder Mensch wird demnach dem einen oder dem anderen Geschlecht zugeordnet. Ausnahmen werden oft entweder als krankhaft oder lächerlich bewertet: von der erwarteten Geschlechternorm abweichende Verhaltensweisen werden oft belächelt oder anders diskriminiert. Mit diesen Grundannahmen wird das Zwei-Geschlechter-System dauernd wiederhergestellt. Durch diese Basisannahmen über Geschlecht ist jedes Individuum gezwungen, *immer eindeutig einem Geschlecht anzugehören*

und dies auch darzustellen. Individuen müssen ihr Geschlecht darstellen, und wollen dies auch, da sie (meist) ihr (biologisches) Geschlecht bestätigt bekommen wollen.

Die Bestätigung der eigenen Geschlechtsdarstellung ist ein identitätsstiftendes Moment, da die persönliche Identität untrennbar mit der Geschlechtsidentität verknüpft ist. Menschen *„essen und trinken wie ein Mann oder wie eine Frau, sie kleiden und verhalten sich wie ein Mann oder wie eine Frau, sie denken und fühlen wie ein Mann oder eine Frau, sie sprechen und handeln wie ein Mann oder eine Frau.“* (Mühlen-Achs, 1998, 30). Dem Gegenüber wird in der sozialen Interaktion ein Geschlecht zugewiesen (Attribution), das aus den symbolischen Bedeutungen des Verhaltens herausgelesen wird. Selber stellt ‚der Empfangende‘ das eigene Geschlecht dar. In diesem interaktiven Prozess ist zwar ein Spielraum für Verhandlungen über symbolische Bedeutungen, so dass z. B. Abweichungen von rigiden Geschlechtsstereotypen möglich sind. Doch die Kategorie Geschlecht als zentraler Code macht es unmöglich, Geschlecht *nicht* darzustellen.

Ein Ausflug in die Historie der Geschlechterforschung verdeutlicht die Entwicklung hin zur Deutung von Geschlecht als zentral konstruierte (Interaktions-) Kategorie: während man im 17. Jahrhundert davon ausging, dass die Geschlechter grundsätzlich ähnlich sind, begannen im 18. Jahrhundert Mediziner und Anthropologen nachzuweisen, dass Frauen und Männer aufgrund körperlicher Unterschiede bestimmte Wesenseigenschaften vorweisen. Dabei wurden Männer als z. B. stark und Frauen als u. a. schwach klassifiziert, wobei der Mann in allen Bereichen der Maßstab war. Der Begriff des Geschlechtes wurde zunehmend flächendeckend als biologische Klassifikation genutzt: *„Die Biologisierung geht einher mit der Dichotomisierung und Polarisierung der Geschlechter, deren Differenz betont und auf allen Ebenen der psychischen, geistigen und sozialen Organisation nachgezeichnet wird.“* (Frevert, 1995, 52). Durch die Industrialisierung spitzte sich die ungleiche Verteilung von Aufgaben und Ressourcen zwischen Frauen und Männern zu: Frauen wurde aufgrund ihrer Fähigkeit, Kinder zu gebären, der häusliche unbezahlte Aufgabenbereich zugesprochen, während die Männer im außerhäuslichen bezahlten Bereich arbeiteten. So kam zu den zuvor bereits vorhandenen Zuschreibungen für das weibliche Geschlecht hinzu, dass Frauen in der Regel über keine ökonomischen Ressourcen verfügten. Zuvor durch die mittels dichotomer Zweiteilung den Frauen zugeschriebenen Negativ-Wertungen aufgrund ihrer vermeintlichen Wesensmerkmale bereits ins politische Abseits gedrängt, konnten Frauen so mit Hilfe von ökonomischen Gegebenheiten dort gehalten werden (vgl. Adler 1992, 31 ff.). Um den Biologismus zu unterlaufen, wurde Mitte der siebziger Jahre im anglo-amerikanischen Sprachraum der Begriff ‚gender‘ eingeführt. Die sozialkonstruktivistischen Theorien werden ständig weiterent-

wickelt und die Standpunkte der Wissenschaftler/innen, die sich mit der sozialkonstruktivistischen Sichtweise beschäftigen, sind unterschiedlich. Die 90er Jahre sind geprägt durch konstruktivistische und dekonstruktivistische Ansätze der Geschlechterforschung (vgl. Bilden, 1987, 1991, 1997, 2001).

1.1. Die Unterscheidung zwischen ‚sex‘ und ‚gender‘

Zur Unterscheidung der kulturellen/gesellschaftlichen Dimension und der biologischen Geschlechtszugehörigkeit haben sich die Begriffe ‚sex‘ und ‚gender‘ durchgesetzt. Damit lässt sich Geschlecht als soziale Strukturkategorie darstellen, die als fundamentale Kategorie sozialer Ungleichheit in gesellschaftlichen Prozessen hergestellt und verwendet werden kann. Die beiden Begriffe stammen ursprünglich von Stoller (1968). ‚Gender‘ ist im Gegensatz zum biologisch festgelegten Geschlecht (‚sex‘) das sozio-kulturell konstruierte soziale Geschlecht. ‚Sex‘ umfasst die biologische Geschlechtszugehörigkeit und bezieht sich auf das zum Zeitpunkt der Geburt festgelegte biologische Geschlecht eines Menschen. ‚Gender‘ meint dagegen die daraus resultierende soziale Bedeutung: Mit dem sozialen Geschlecht (‚Gender‘) ist die Zuweisung bestimmter Eigenschaften, Tätigkeiten und Aufgaben sowie Erwartungen verbunden (vgl. Bundesregierung, 2003). Gender ist das strukturell-kulturelle Moment von Geschlecht. Soziale Konstruktionsprozesse von Geschlecht umfassen alle Facetten von Rollenzuschreibungen, Verhaltenserwartungen und Lebensmustern, die auf eine Festschreibung gesellschaftlicher Handlungs- und Entscheidungsräume der Geschlechter gerichtet sind. Sie sind ‚self-made‘ – von Menschen ‚gemacht‘.

In der Realität dagegen sind eine Vielfalt von Lebensmustern und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen vorhanden, auch innerhalb der jeweiligen Genusgruppen: es gibt die ‚Karriere-Frau‘ sowie den ‚Hausmann‘; beide ‚Bezeichnungen‘ reproduzieren mit der ihnen immanenten Wertung jeweils wieder ihrerseits stereotype Geschlechterrollenbilder. Beide haben es schwer, in der Gesellschaft anerkannt zu werden (vgl. Stiegler, 2000). Mit ‚Gender‘ sind neben den sozialen Strukturkategorien auch die dualen Geschlechtsidentitäten gemeint.

„Die Rede von den Geschlechtern wird auf diese Weise weiter differenziert: zum männlichen und weiblichen Geschlecht kommt ein angeborenes und ein erworbenes Geschlecht hinzu. Das begriffliche Instrumentarium der Frauenforschung wird um zwei plausible Kategorien erweitert. Die Absicht, die hinter dieser Verteilung des Geschlechts liegt, ist, das körperliche Potential des Gebärens von den Eigenschaften und Verhaltensweisen von Frauen abzukoppeln und die biologistische Argumentation, wel-

che die soziale Stellung der Frau noch immer aus ihrer ‚Natur‘ ableitet, zu entkräften. ‚Sex‘ – bestimmt durch Anatomie, Morphologie, Physiologie und Hormonstatus – kann nun vom erworbenen Geschlechtsstatus abgegrenzt werden.“ (Schaufler, 2002, 83).

Die Aspekte des biologischen Geschlechtes sind genetisch festgelegt, während das soziale Geschlecht wandelbar ist:

„An diesem sozialen Geschlecht hängen die Verhaltensmuster, die Eigenschaften und die Handlungsrichtlinien, die die Gesellschaft für Männer und Frauen in den verschiedenen Bereichen von öffentlichem und privaten Leben festgelegt hat. Hier vollziehen sich bis heute die Kämpfe um Stärke und Überlegenheit, um Macht und Herrschaft der Geschlechter. Hierher gehört, was jeweils für Männlichkeit und Weiblichkeit gehalten wird, d. h. hier sind die Attribute der Geschlechterrollen angesiedelt.“ (Stang-Voss, 1990, 226).

Gender wird gleichsam als sozial-kultureller Überbau über das biologische Geschlecht gesehen. Nunner-Winkler grenzt Gender als „[...] ein Ensemble von Distinktionen und Bewertungen, das sowohl die Machtverhältnisse und Kultur einer Gesellschaft als auch soziale Funktionen widerspiegelt.“ (Nunner-Winkler, 2001, 267) ein. In den neunziger Jahren etablierte sich diese sozialkonstruktivistische Sicht auf Geschlecht in der Forschung. Carol Hagemann-White betonte, dass es „keine notwendige, naturhaft vorgeschriebene Zweigeschlechtlichkeit gibt, sondern nur verschiedene kulturelle Konstruktionen von Geschlecht“ (Hagemann-White, 1988, 230). Unterschiede innerhalb der Geschlechter können größer sein als Differenzen zwischen den Geschlechtern. Die von ihr aufgestellte ‚Nullhypothese‘ negiert binäre Zweigeschlechtlichkeit. Sie spricht sich für die Existenz verschiedener kultureller Konstruktionen aus ähnlich wie Helga Bilden, die eine Aufweichung der starr vorgeschriebenen Geschlechtergrenzen hin zu vielen möglichen Selbstern fordert (vgl. Bilden, 1991, 2001).

Das Aufteilen der Menschheit in zwei Geschlechter wird dazu genutzt, Hierarchien und Machtverhältnisse aufzubauen und zu erhalten (vgl. Hagemann-White, 1988, 228). Auch Knapp konstatiert, dass der Dualismus dekonstruiert werden muss, wenn der Diskriminierung ein Ende gesetzt werden soll (vgl. Knapp, 1997, 497). Villa (2000, 61-65) fasst die konstruktivistische Perspektive auf die Sozialwissenschaften mit Blick auf Gender treffend zusammen:

„Wovon sich der radikale Konstruktivismus verabschiedet, ist der ‚metaphysische‘ Begriff der Wirklichkeit, der davon ausgeht, dass es eine objektive, ontologische, selbst-evidente Realität gibt, die wissenschaftlich ‚entdeckt‘ werden kann. [...] ‚Der radikale Konstruktivismus beruht auf der Annahme, dass alles Wissen, wie immer man es auch definieren mag, nur in den Köpfen von Menschen existiert und dass das denkende Subjekt sein Wissen nur auf der Grundlage eigener Erfahrungen konstruieren kann. Was wir aus unseren Erfahrungen machen, das allein bildet die Welt, in der wir leben.‘ (von Glasersfeld, 1997:22).

[...] Knorr-Cetina bezeichnet diese ‚ontologische Färbung‘ (1989:87) als eine der Charakteristika des Sozialkonstruktivismus, wie er bei Berger/Luckmann entwickelt wurde; eine Färbung, die letztlich in allen Varianten des Konstruktivismus zu finden ist. Demnach machen sozialkonstruktivistische Ansätze ontologische Aussagen (d. h. Aussagen, die sich auf das Sein eines Phänomens beziehen) darüber, wie die Realität von Phänomenen zustande kommt. Anders ausgedrückt: eine Realität jenseits des Tuns und jenseits der Wahrnehmung gibt es nicht.“ (ebd., 61 f.).

Menschen machen ihre Realität an ihrer Wahrnehmung fest. Man kann also naturgemäß die Wahrnehmung nicht mit dem wahrgenommenen Gegenstand gleichsetzen, denn Wahrnehmung ist immer selektiv: Menschen tilgen Dinge, die nicht in ihr Raster passen, während sie Dinge generalisieren, die ins Raster passen. Verzerrt werden Wahrnehmungen vor dem Hintergrund des vorhandenen Rasters. Und dies ist Grundlage der Idee von der Erhaltung der sozialen Konstruktion von Geschlecht. „Die Antwort [...] liegt im Tun des Menschen, [...]“ (ebd. 63): Durch die eigene Wahrnehmung und ihr daraus resultierendes Tun und Handeln konstruieren Menschen ihr Geschlecht immer wieder neu. So entsteht eine eigene (Körper-) Wirklichkeit. Bezogen auf soziale Phänomene, hier Geschlecht, heißt das, dass

„[...] die Wirklichkeit des Geschlechts und des Geschlechtskörpers durch Menschen und ihr sowohl kognitives wie unbewusstes Tun und Erleben konstruierte Wirklichkeiten sind. Gerade der Körper als Basis und letzte Wahrheit des Geschlechts ist – als eine der wohl hartnäckigsten Konstruktionen des Alltagswissens, des common sense – aus sozialkonstruktivistischer Sicht eine konstruierte Wirklichkeit.“ (ebd. 63).

Mit Lindemann schließt sich Villa der grundlegenden Fragestellung der konstruktivistischen Geschlechterforschung an: „Wie vollzieht sich eine Wahrnehmung, die unentwegt damit beschäftigt ist, Menschen in Männer und Frauen zu sortieren?“ (Lindemann 1996, 148, in: Villa, 2000, 63 f.). Denn wenn im Sozialkonstruktivismus Geschlecht durch Handeln, in der Interaktion und durch z. B. Sprache ständig konstruiert wird, dann muss es auch eine Art und Weise geben, wie dies geschieht (vgl. ebd. 64). Im Mittelpunkt steht dabei die Frage ‚Wie wird diese Wirklichkeit konstruiert?‘ Eine Ebene, auf der dieser Frage nachgegangen wird, ist die Ebene der Konstruktion aufgrund persönlicher Kognition, daraus resultierenden Handelns und Fühlens sowie der daraus resultierenden Interaktion und des körperlichen Auftretens. Aus der Frage nach dem ‚wie‘ ergibt sich dann häufig die Antwort auf das ‚warum‘. Soziale Realität wird nur vor dem Hintergrund der sie konstituierenden Mechanismen deutlich (vgl. Knorr-Cetina, 1992, 92 in Villa, 2000, 64). Eine „[...] Verknüpfung sozialkonstruktivistischer Perspektiven mit gesellschaftstheoretischen Analysen (kann) wichtige Einsichten liefern, in welchen Macht- und Herrschaftsverhältnissen Konstruktionsprozesse stattfinden. Diese Kontexte schränken die prinzipielle Kontingenz faktisch ein, so dass es eben nicht willkürlich ist, wie und was konstruiert wird noch wer es unter welchen Umständen tut.“ (ebd. 65). Hier wird

deutlich, dass durch die Art und Weise der bestehenden Verhältnisse klar vorgegeben ist, wie genau soziale Konstruktionsprozesse verlaufen. Denn dort wo die Macht ist, sind die größten Mittel, Konstruktion an- und durchzusetzen. Die Gender-Ebene ist eine Ebene, auf der soziale Konstruktionen greifen: Geschlecht ist

„[...] als eine gesellschaftsübergreifende Institution [zu betrachten], die in alle maßgeblichen Organisationen von Gesellschaft eingebaut ist. Als soziale Institution determiniert Geschlecht die Verteilung von Macht, Privilegien und ökonomischen Ressourcen. In der sozialkonstruktivistischen feministischen Theorie wird Geschlecht an sich von Ungleichheit bestimmt: Frauen und Männer werden sozial differenziert, um ihre Ungleichbehandlung zu rechtfertigen. [...] Gesellschaftlich geprägtes individuelles Handeln und institutionelle Strukturen konstruieren und verstärken sich wechselseitig. Beständig bringen Menschen die in Arbeit und Familienstruktur eingebauten vergeschlechtlichten Normen, Erwartungshaltungen und Verhaltensmuster aufs neue hervor und erhalten sie dadurch aufrecht.“ (Lorber, 1998, 48 f.).

Goffman nennt dieses Wissen um vergeschlechtlichte Verhaltensnormen einen Code: *„Das Geschlecht dient in modernen Industriegesellschaften, und offenbar auch in allen anderen, als Grundlage eines zentralen Codes, demgemäß soziale Interaktionen und soziale Strukturen aufgebaut sind; ein Code, der auch die Vorstellungen der Einzelnen von ihrer grundlegenden menschlichen Natur entscheidend prägt.“* (Goffman, 1994, 105).

Die biologische Differenz dient als Rechtfertigung für die Zuweisung von Stereotypen. Es entsteht ein zentraler Code nach dem z. B. gleiches Verhalten von Männern und Frauen auf dieser Schablone unterschiedlich gedeutet und bewertet wird. Das Beherrschen dieses Codes ist mit allgemeinem Alltagswissen verstrickt. Er ist nicht bewusst und kann somit ungehindert in alle Bereiche ‚infiltrieren‘. Er wird nicht hinterfragt, sondern als naturgegeben angenommen. Es ist die scheinbar (bio-) logische Begründung hinter aller Ungleichbehandlung bzw. hinter komplementären Lebensentwürfen wie ‚der Mann macht Karriere im Job, also im Außen, und die Frau übernimmt die unbezahlten Aufgaben, die sich um Reproduktion und Versorgung im Innen ranken‘. Fallen Menschen aus diesem Schema – wie zum Beispiel Transsexuelle – werden sie als Ausnahmen oder gar als krank klassifiziert (vgl. Mühlen-Achs, 1998, 28). Schon bei der Geburt wird das Geschlecht unmissverständlich festgelegt. Denn in dem sozial konstruierten Zweigeschlechtersystem ist nur auf dieser Basis Verhalten deutbar und zuzuordnen, also Interaktion überhaupt möglich. Besonders feminine Männer werden belächelt, besonders ‚unweibliche‘ Frauen gelten als ‚Mannweib‘ mit Haaren auf den Zähnen. Diese vermeintliche, als naturgegeben konstruierte Differenz durchdringt alle Lebensbereiche und verursacht die *„Aufspaltung der gesellschaftlich notwendigen Arbeiten in einen Sektor*

bezahlter Erwerbsarbeit, der als Männerdomäne gilt, und in einen Sektor unbezahlter Haus- und Familienarbeit, der als Frauendomäne gilt.“ (ebd. 23).

1.2. Das Reifizierungsproblem

In den neunziger Jahren rückte eine Kritik an der in der Dichotomie Kultur versus Natur erhaltenden Unterscheidung von sex und gender in den Blickpunkt: durch die Voraussetzung eines biologischen und eines sozio-kulturellen Geschlechtes wird die Binarität ständig wieder reproduziert. In diese Zeit fallen Erklärungsansätze, die auch das biologische Geschlecht als sozial konstruiert verstehen (vgl. Bublitz, 1997, 94). *„Alles ist Kultur – inklusive der Biologie selbst“* (Landweer/Rumpf, 1993, 4). Es wird versucht, die Konstruiertheit des biologischen Geschlechtsunterschiedes nachzuzeichnen. Die Frage bleibt offen: *„Ist der Geschlechtskörper selbst ein diskursives Konstrukt oder ist es die Perspektive, durch die der Geschlechtskörper als männlich oder weiblich wahrgenommen wird? Bezieht sich die Fragestellung der Konstruiertheit auf das körperliche Geschlecht oder auf die Zweigeschlechtlichkeit der Körper?“* (Schaufler, 2002, 85). Gildemeister und Wetterer bemerken dazu, dass die Zweigeschlechtlichkeit durch die Aufteilung in sex und gender wiederum naturalisiert wird (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992 in Schaufler 2002, 85). Eine Lösung für dieses Dilemma hat die Forschung nicht gefunden.

Eine Gefahr liegt darin, die Begriffe unabhängig von ihrem theoretischen Überbau zu betrachten: denn dann könnte die Ansicht entstehen, dass die kulturellen Aufprägungen egal welcher Art (= Gender) den Notwendigkeiten des biologischen Geschlechts (= sex) folgen; in diesem Sinne sind die Begriffe nicht zu verstehen, sie sind nur mit der ‚konstruktivistischen Brille‘ verständlich. Die Klassifizierung *„folgt keiner natürlichen Gegebenheit, sondern ist eine prototypische soziale Klassifikation, denn [...] [sie] beruht auf der [...] weitgehend unbegründeten Annahme, dass Geschlecht eine Kategorie mit nur zwei Ausprägungen sei, die als binäre Opposition angelegt ist.“* (Mühlen-Achs, 1998, 26). Alle konstruktivistischen theoretischen Ansätze fokussieren auf die hierarchische Konstitution des Systems der Zweigeschlechtlichkeit. Sie stellen heraus, wie die Differenz zwischen den zwei Geschlechtern hergestellt wird. Des Weiteren zeigen sie auf, dass die Benennung von Differenzen nie nur eine deskriptive Funktion hat, denn indem sie thematisiert werden, wird gleichzeitig wieder eine konstruierte Differenz reproduziert (vgl. Rendtorff / Moser, 1999). Dafür, dass geschlechts-

sensibilisierte Reflexion in Forschung und Praxis die Geschlechterdifferenz ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt und dadurch ungewollt die bestehende dualistische Geschlechterordnung reproduziert, ist bis jetzt keine wirkliche Lösung gefunden.

1.3. Geschlechterrollen und Stereotypen

Die Individuen selber sind an einer ständigen sozialen Konstruktion und Rekonstruktion der ‚Institution Gender‘ beteiligt. Sie tragen so zu einer Manifestierung der Geschlechterordnung bei. *„The social reproduction of gender in individuals reproduces the gendered societal structures; as individuals act out gender norms and expectations in face-to-face-interaction, they are constructing gendered systems of dominance and power.“* (Lorber, 1984, 7). Dabei orientieren sich Individuen in jeglicher Interaktion an den genormten Geschlechterrollen und Stereotypen; diese sind als Grundlage von Interaktion und der Ausbildung einer eigenen Identität zu verstehen. Geschlecht ist eine soziale Querschnitts-Kategorie. Durch die Kategorisierungsprozesse entsteht eine Erwartungshaltung in der Interaktion: der Handlungsspielraum der Individuen wird durch die Geschlechterrollenerwartungen eingeschränkt. Aus dem biologischen Geschlecht wird eine soziale Rolle abgeleitet, die unterschiedliche Handlungsspielräume, Verhaltensmöglichkeiten und Machtressourcen für Männer und Frauen vorsieht (vgl. Hirschauer, 1996, 240). Die Gesellschaft schreibt dem jeweiligen Geschlecht bestimmte Verhaltensweisen, Einstellungen und Verpflichtungen zu. So werden Erwartungen über Verhaltensweisen und Stereotype im Allgemeinen geweckt, die zur Norm geworden sind (vgl. Alfermann, 1995, 2). Dieser Kategorisierungsprozess lässt die Welt in ‚überschaubaren Einheiten‘ erscheinen: mit der Einordnung in eine Kategorie sind Erwartungen über Eigenschaften etc. verknüpft.

Stereotype haben also eine kognitive Funktion und tragen maßgeblich dazu bei, die bestehende gesellschaftliche Ordnung und Hierarchie zu erhalten, indem sie sie immer wieder neu erschaffen (vgl. Alfermann 1995, Rendtorf / Moser 1999). Nunner-Winkler sieht in den Stereotypen *„[...] tief verwurzelte Vorstellungen über männliche und weibliche Eigenschaften, die zur Konservierung der Geschlechterrolle beitragen, indem sie Vorstellungen über die ‚naturgegebenen‘ Unterschiede von Frauen und Männern prägen.“* (Nunner-Winkler, 2001, 272). Gender als strukturell-kulturelles Moment von Geschlecht umfasst alle sozialen Konstruktionsprozesse von Geschlecht und somit alle Facetten von Rollenzuschreibungen,

Verhaltenserwartungen und Lebensmustern, die auf eine Festschreibung gesellschaftlicher Handlungs- und Entscheidungsräume der Geschlechter gerichtet sind. Mit ‚Gender‘ sind neben den sozialen Strukturkategorien auch die dualen Geschlechtsidentitäten gemeint. Da Gender also das wichtigste kulturelle Schema zur Klassifizierung von Individuen und als solches omnirelevant ist, lässt sich analog zu Paul Watzlawicks ‚Man kann nicht *nicht* kommunizieren‘ (Watzlawick, Beavin & Jackson, 1969) formulieren: „*Man kann nicht nicht Geschlechtlichkeit ausdrücken.*“ (Kolip, 1997, 75). So konstruieren Männer und Frauen in sozialen Interaktionen permanent *aktiv* ihr soziales Geschlecht.

1.4. Doing Gender

Geschlecht ist im Alltag ständig präsent und Grundlage jeder Interaktion zwischen zwei Individuen (vgl. Goffman 1994). Wir ordnen Menschen, mit denen wir zu tun haben oder die wir auch nur sehen, sofort einem Geschlecht zu. Gelingt das nicht, hinterlässt dies mehr oder weniger gravierende Störungen in der Interaktion. Es stellt sich die Frage, wie wird entschieden, ob jemand männlich oder weiblich ist, welches die Anhaltspunkte dafür sind. Die Beantwortung dieser Fragen macht deutlich, wie kontingent diese Zuordnungskriterien sind, denn „[...] *erst die Benennung macht das aus ihnen, was sie scheinen. Das macht die Frage nach dem Begriff Gender in besonderer Weise interessant.*“ (Schlottau, Waldmann 2002, 22). Schon Simone de Beauvoir hatte die Erkenntnis, dass Geschlecht ein soziales Konstrukt ist: „*Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.*“ (Beauvoir, 1972, 334). Frauen werden zu dem, als was sie in der gesellschaftlichen Wahrnehmung erscheinen, dies ist in der feministischen Debatte schon seit langem Tenor: Geschlecht wird kulturell erworben. Die Regeln und Normen des Patriarchats sowie deren gesellschaftliche Auswirkungen wurden in der frühen Frauenforschung aufgedeckt.

Die Geschlechterforschung beschäftigte sich zunehmend mit der alltäglichen Herstellung von Geschlecht und den Auswirkungen auf das Individuum, sowie auf die politische und soziale Ordnung. Die Frage nach dem Mechanismus, der den Geschlechterdualismus erschaffen hat und erhält, steht im Mittelpunkt. Es stellt sich die Frage, welche regulierenden Normen und Ideen im Hinblick auf die Geschlechter als Begründung für die Gestaltung der Geschlechterverhältnisse gesehen werden.

„Um angemessene politische, gesellschaftliche und auch pädagogische Konzepte entwickeln zu können, war es erforderlich, sich mit der sozialen Entstehung und Verankerung der gesellschaftlich wirksamen Geschlechterkonzepte zu beschäftigen und sich mit Veränderungen in den Bildern der Geschlechter, den Differenzen zwischen den Geschlechtern in den individuellen Erfahrungen und der Struktur der Gesellschaft auseinander zu setzen.“ (Schlottau / Waldmann 2002, 23).

Hier scheint ein Ansatzpunkt für eine mögliche Auflösung dieser hierarchisch aufgebauten bipolaren Zuordnungen zu sein. Dabei gibt es in der aktuellen Debatte drei Strömungen: erstens, die sozial-konstruktive Position, die sich überwiegend darauf stützt, dass Gender als kulturell-gesellschaftliche Interpretation physiologischer Differenzen zu verstehen ist. Zweitens die dekonstruktivistische Richtung, die eine Zuordnung zu einem eindeutig biologischen Geschlecht begründbar bezweifelt und behauptet, dass auch die körperliche Geschlechtlichkeit konstruiert ist und drittens die genderskeptische Position, die die vorhandenen Geschlechtsunterschiede biologisch begründet und behauptet sex lege gender fest (vgl. Schlottau/Waldmann 2002, 22 f.).

Der Blickwinkel in dieser Arbeit ist ein sozial-konstruktivistischer: Geschlecht ist als symbolisch-kulturelle Konstruktion zu begreifen, die sich im Kontext sozialer Milieus historisch wandelt. Man muss also hier eine Entstehungsgeschichte (Genese) mit allen dazu gehörigen Mustern und Regeln verstehen. Somit ist Geschlecht nicht etwas unabdingbar Vorgegebenes, sondern es ist als ‚Kulturproduktion‘ ebenso der eigenen ‚Mitarbeit‘ jedes Individuums ausgesetzt. Der Prozess des sich in der sozialen Interaktion immer wieder selbst bestätigenden Geschlechts, heißt nach West/Zimmermann (1987, 1991) ‚doing gender‘. Nach Mühlen-Achs ist es als *„[...] ein allgegenwärtiger tief in die Strukturen des sozialen Lebens verwobener Prozess [...]“* zu verstehen (ebd., 1998, 27). Die Definition von Gender als soziales Konstrukt soll eine Orientierungshilfe bieten und helfen, die Veränderung der Geschlechterbilder hin zu mehr Vielfalt und Freiheit von stereotypen Bildern zu begünstigen (vgl. Schön 2002). Das Geschlecht ist also sowohl Grundlage als auch Ergebnis sozialer Interaktion. Villa beschreibt, dass Geschlecht aktiv dargestellt wird und zwar mit Hilfsmitteln wie *„[...] Kleidung, Gesten, Namen, Orte[n], Bezeichnungen, Tätigkeiten, Stimme, Nutzung von Räumen usw. [...]“* (Villa, 2000, 77). Es braucht also Interaktion und Bezugsgrößen, um Geschlecht herzustellen. Dabei betont Hirschauer, dass *„[...] von der grundsätzlichen Kontingenz des Sexuierungsprozesses [...]“* auszugehen ist; denn die meisten Dinge – wie etwa die Uhr oder der Tisch – haben nicht von Natur aus ein Geschlecht, sondern es wird ihnen (grammatikalisch) eines zugewiesen. Dabei besteht immer auch eine Wechselwirkung zwischen (grammatikalischen) Zuschreibungen zu Objekten und tatsächlichen Zuschreibungen zum biologischen Geschlecht (Hirschauer,

1989, in: Villa, 2000, 77). Dieser Prozess ist das *doing gender* und hier wird auch klar, dass man um ihn nicht herum kommt: *„Doing gender means creating differences between girls and boys and women and men, differences that are not natural, essential or biological. Once the differences have been constructed, they are used to reinforce the essentialness of gender.”* (West/Zimmermann, 1987, 187).

Weil dem Geschlecht in unserer polarisierten Gesellschaft eine so hohe Bedeutung zukommt, stellt *„doing gender“*, das tägliche Bestätigen der Geschlechterverhältnisse durch das Tun eines jeden und einer jeden, einen wesentlichen Faktor menschlichen Handelns und Daseins dar. Wir rekonstruieren unsere geschlechtsstereotypen Merkmale in unserem Handeln fortwährend selbst und zwar durch Körperhaltungen, unterschiedliche Zuschreibungen im Denken und Sprechen zu den (einschränkenden) Kategorien ‚Frau‘ und ‚Mann‘. Villa (2000) konstatiert nach Bilden (Bilden, 1997, 14): *„Doing gender bedeutet also immer Doing inequality.“*

Dabei wird das Geschlecht nach Bilden (1997) auf drei Ebenen konstruiert und naturalisiert: auf der Ebene von Interaktionen, in Diskursen und auf der Leib/Körper-Ebene. An diesen drei Ebenen können Dekonstruktionsversuche ansetzen. Die restriktiven Geschlechtszuschreibungen müssen in Frage gestellt und in den täglichen Interaktionen überschritten (dekonstruiert) werden, um die individuellen Handlungsspielräume zu betonen. Männer und Frauen (re-)produzieren in diesem Sinne durch ihr Handeln das Geschlechtersystem. Zwar werden sie in dieses hineingeboren und darin sozialisiert. Die Sozialisation ist allerdings kein einseitiger Prozess, der nur aus der Übernahme von Bewertungs-, Wahrnehmungs- und Handlungsmustern besteht. Bilden kritisiert die Annahme der *„Trennung von Individuum und Gesellschaft, sowie die Vorstellung, das sich bildende Individuum sei Objekt von Sozialisationsprozessen [...]“* und favorisiert *„stattdessen eine sozialkonstruktivistische Sichtweise, die materialistisch (Geschlechterverhältnis, Arbeitsteilung, Macht/Dominanz, [...]) und kultur- und symboltheoretisch (Kultur als Einheit von materieller und symbolischer Produktion in sozialen Praktiken; Symbolisierung von Weiblichkeit/Männlichkeit auf gesellschaftlicher und psychodynamischer Ebene) fundiert ist. Zentral ist die Annahme, dass wir unsere Wirklichkeit andauernd in sozialen Praktiken produzieren.“* (Bilden, 1990, 279, 289). Sie sieht dagegen *„Selbst-Bildung in sozialen Praktiken“* und bezieht sich dabei auf *„den Symbolischen Interaktionismus (Mead 1968, Blumer 1973) [als] das Konzept des Handelns und der Selbst-Bildung aufgrund symbolischer Bedeutungen, die interpretiert werden müssen und Gegenstand von Verhandlung sein können.“* (ebd.). Bilden betont somit den aktiven Anteil der Individuen an der Konstruktion von Wirklichkeit und Geschlecht und weist darauf hin, dass ein

Raum für Interpretation und Verhandlung geschaffen werden kann, der Alternativen zu stereotypen Geschlechtszuschreibungen ermöglicht. Sie betont, dass Geschlecht von Individuen in Interaktionen *aktiv* produziert wird. Genauso ist das von West und Zimmermann (1987, 1991) geprägte Konzept des „doing gender“ zu verstehen. Es handelt sich um eine Konstruktion des sozialen Geschlechts in der Interaktion.

Im Sinne von doing gender wird die Kategorie ‚Frau‘ nicht mehr als einfach gegebene Tatsache behandelt, sondern die soziale Konstruktion von Geschlecht an sich wird thematisiert. Eine Frau ist keine biologische Naturgegebenheit mehr, sondern eine gesellschaftliche Konstruktion, die abgekoppelt vom biologischen Geschlecht analysiert werden kann (vgl. Mühlen-Achs, 1998, 21). Nach dem doing-gender-Konzept ist geschlechtsdifferentes Verhalten als Leistung der Individuen anzusehen. Sie kommunizieren und bestätigen über geschlechtstypische Verhaltensweisen ihre Geschlechtszugehörigkeit. Doing gender kann von außen an die Individuen herangetragen werden. Geschlechtstypische Verhaltensweisen spiegeln die in einer Gesellschaft gängigen Geschlechtsstereotype wider. Gender ist also nicht einfach nur immer präsent und produziert praktisch als autonomes, sich selbst erhaltendes System, in dem die Individuen funktionieren, spezifische Verhaltensweisen, sondern Gender wird durch bestimmte Handlungen von Individuen auch erst hervorgebracht. Das Konzept des doing gender hebt damit den Eigenanteil der Individuen an der Konstruktion des sozialen Geschlechts hervor (vgl. Schoenthal, 1998, 163 ff.). Somit wird das soziale Geschlecht in diesem Ansatz als eine Sache des ‚doings‘, nicht des ‚beings‘ angesehen (vgl. Günter, 2005, 134).

1.5. Die Auswirkungen der sozialen Konstruktion von Geschlecht

Alle Individuen sind somit dem einen oder anderen Geschlecht zugeordnet (Gildemeister/Wetterer, 1992). Hirschauer bemerkt dazu: wir sind „[...] *ob wir wollen oder nicht und was wir tun oder lassen entweder Frauen oder Männer.*“ (Hirschauer, 1989, 100). Jede Person wird in das Kategoriensystem der Zweigeschlechtlichkeit eingeordnet: „[...] *niemand kann sich der strikt binären Klassifikation [...] entziehen, dem rigorosen ‚Entweder – Oder‘ [...]*“ (Gildemeister, 1992, 227). Zweigeschlechtlichkeit ist zum kulturellen System geworden (Hagemann-White, 1984). Dabei stammt das Wort ‚binär‘ aus der Mathematik, wo es sich auf ‚einen Zeichenvorrat aus nur zwei Elementen‘ bezieht. Übertragen meint es hier die gegen-

überstellende Ordnung der Dipolarität erzeugenden Begriffspaare wie hell/dunkel, groß/klein etc., die konstituierend für die Herstellung von hierarchischer Geschlechterordnung sind (vgl. Rendtorff/Moser, 1999, 311). Männern wird analog in binärer Opposition zu Frauen Körperkraft und Leistungsfähigkeit, Mut, Risikobereitschaft, Abenteuerlust, Angriffslust, Gewaltbereitschaft etc. nachgesagt, Frauen dagegen Leidenschaft, Zartheit, Zaghaftheit, Furchtsamkeit, ‚weibliche‘ Geduld etc. Dabei werden die männlichen Eigenschaften als höherwertig angesehen. Und hat eine Frau vermeintlich männliche Eigenschaften, wird ihr Tun häufig von der Umwelt sanktioniert, da diese Eigenschaften sich nicht in dem Pool mit dem für Frauen vorgesehenen Eigenschaften befinden. Dabei wird die Frau immer als ‚das Andere‘ im Vergleich zum männlichen Maßstab definiert.

Der soziale Zwang zur Zuordnung zu einem der beiden Geschlechter ist außerordentlich hoch. Dabei ist gerade der Geschlechtsunterschied der folgenreichste in den gesellschaftlichen Ordnungen, sozusagen als *„the difference, that makes the difference“* (West/Zimmermann, 1987, 125 in Weseley 2000). Die soziale Konstruktion einer bipolaren Geschlechterordnung ermöglicht so offenbar eine leichtere soziale Organisation. Die Kernelemente der strikten Zweigeschlechtlichkeit sind nach Braun/Pasero (1997) stereotype, polarisierende Bilder von Geschlecht, die erst im Zusammenwirken sozialen Sinn ergeben. *„Körper und Geschlecht sind nicht einfach authentisch vorhanden, sondern werden erst in sozialen Kontakten aktiviert und zwar durch Interaktion. In dieser wird die soziale Ordnung also kenntlich.“* (Braun/Pasero 1997, 85). Die Idealbilder werden von dem jeweiligen Geschlecht gestützt und ständig erneuert. Dieses Muster lässt sich sowohl in Paarbeziehungen als auch in der Arbeitswelt verfolgen. So kann sich die soziale Ungleichheit immer wieder selbst bestätigen und aktualisieren. Eine Forderung ist hier, dass Geschlecht als Ordnungskategorie aussterben und dethematisiert werden müsste, wobei gleichzeitig die Funktion der Person in den Vordergrund rücken würde. Sich auf funktionale Arrangements zu konzentrieren bedeutet dann, davon auszugehen, dass Personen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern agieren und jeweils die dort gültigen Normen anwenden und sich situationsgemäß aufeinander beziehen (vgl. Schön, 2002).

1.5.1. Das Geschlechterverhältnis als gesellschaftlicher Strukturzusammenhang

Es geht um die Frage, ob *„bestimmte Organisationsprinzipien im Geschlechterverhältnis über diesen Herrschaftszusammenhang hinaus zur Aufrechterhaltung bestimmter Machtstrukturen bei[tragen, d. A.]“* (Becker-Schmidt/Knapp 1995, 9). Gesellschaftstheoretisch stellt die

Sphäre der Familienarbeit das Gebiet der Frauen dar, während den Männern die ertragreichere außerhäusliche Erwerbsarbeit zugeordnet wird. Damit geht eine Hierarchisierung einher. Genauso sind auch andere gesellschaftliche Bereiche gegliedert: Öffentlichkeit wird mit Männern, Privatheit mit Frauen gleichgesetzt. Dabei wird Ersteres auf- und Letzteres abgewertet. Das Ganze funktioniert auch umgekehrt proportional: wenn Frauen erwerbstätig sind, dann werden sie in der Regel schlechter bezahlt als Männer und das trotz häufig besserer Qualifikation bei gleicher oder sogar höherwertigerer Arbeit (vgl. Lorber/Farell, 1991, 2 ff.). Frauen sind doppelt vergesellschaftet: sie sind für Haus- und Familienarbeit zuständig und zugleich an der Erwerbsarbeit beteiligt. Frauen erfahren also im privaten wie im öffentlichen Bereich Diskriminierungen, da geschlechtliche Hierarchisierungen alle sozialen Bereiche durchziehen. Somit ist Geschlecht als Strukturkategorie und Schichtungskriterium zu sehen, das soziale Ungleichheit anzeigt (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 1995). Die Entwertung ist ein gesellschaftlicher Prozess, der nichts mit Eigenschaften einzelner Frauen zu tun hat, sondern sich auf die gesamte Genusgruppe bezieht. Ziel ist, durch die Herstellung von Gleichheit durch Antidiskriminierungspolitik auch die Strukturen der Arbeits- und Machtverteilung zu ändern. Strategien wie Gender Mainstreaming müssen an den Erkenntnissen über gesellschaftliche Machtverhältnisse, Strukturzusammenhänge und soziale Hierarchien ansetzen, um effektiv zu sein.

Gender im gesellschaftlichen Strukturzusammenhang bezieht sich dabei immer auch auf *„die kulturellen Wertungen, Deutungen, Verwendungen, usw., schlicht Überformungen des sex [...]“* (Villa, 2000, 55). Das sozial konstruierte Geschlecht meint hier immer

„die Gesamtheit aller Vorstellungen und Erwartungen, die in einer Kultur in Bezug auf Geschlecht existieren und die – nachweislich - in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit biologischen Aspekten von Weiblichkeit und Männlichkeit stehen. Der Begriff bezieht sich also auf all jene Aspekte, [...] die in bestimmten Kulturen, Gesellschaften, Regionen, historischen Zeiträumen etc. auftreten bzw. erwartet werden.“ (Mühlen-Achs, 1998, 24).

So *„werden auch die körperlichen Erscheinungsformen von Geschlecht (mit Ausnahme der Geschlechtsorgane selbst) als kulturelle Konstruktionen aufgefasst, die den Prozess der symbolischen und sozialen Konstruktion von Geschlecht logisch vollenden und abschließen. Dahinter steht der Gedanke, dass sich Kultur sozusagen nicht nur in die Köpfe, sondern auch und vor allem in die Körper der Menschen einschreibt [...]“* (ebd., 24 f.).

Mühlen-Achs geht sogar soweit, die These aufzustellen, dass sich die Physiologie evolutionär durch jahrtausendelange Zuschreibung (groß und kräftig = männlich, klein und zierlich = weiblich) verändert hat (vgl. Mühlen-Achs, 1998, 25). Von diesem Standpunkt aus kann auch der Körper als sozial konstruierte Kategorie verstanden werden. Hier wird besonders deutlich,

wie mit Hilfe des Begriffes ‚Gender‘ in sozialkonstruktivistischer Hinsicht die als natürlich dargestellte Geschlechterdifferenz dekonstruiert werden kann. Kulturelle Überzeugungen (Zuschreibungen) führen zu unterschiedlichem Verhalten und körperlichen Erscheinungsformen sowie daraus abgeleiteten Hierarchieverhältnissen. Das heißt also, dass Hierarchieverhältnisse unter der Prämisse veränderter kultureller Zuschreibungen/sozialer Konstruktionen veränderbar, also dekonstruierbar sind. Es geht darum *„die Struktur der vergeschlechtlichten Gesellschaftsordnung als ganze im Blick [zu haben] und die Prozesse, die zu ihrer Konstruktion und Aufrechterhaltung beitragen.“* (Lorber, 1998, 48). Dadurch, dass die Höherbewertung des Männlichen in den polarisierenden Denkmustern fest implementiert ist, spielt sie in alle Bereiche des Wahrnehmens, Fühlens und Handelns. Die Hierarchie in dem sozial konstruierten Zweigeschlechtersystem ist so fest verankert, dass auch jede Wahrnehmung, jedes Fühlen und jedes Handeln sie wieder neu hervorbringt. Sie ist getarnt durch den biologistischen Mantel, der eine Natürlichkeit der Bedingungen vorzugeben scheint (vgl. Mühlen-Achs, 1998, 26).

1.5.2. Macht durch Differenz

Das gesellschaftlich konstruierte Geschlecht enthält allgemeingültige Bewertungen, die sowohl die Machtverteilung und Kultur einer Gesellschaft als auch deren soziale Funktionen widerspiegeln (vgl. Nunner-Winkler 2001, 267). Kulturelle Vorstellungen über die Unterschiede zwischen Frau und Mann beeinflussen das gesamte soziale Leben. Distinktionen zwischen den Geschlechtern gehören zu den fundamentalsten Merkmalen unserer Gesellschaftsstruktur und werden durch Machtbeziehungen konserviert. Unterschiedliche gesellschaftliche Geschlechterrollen resultieren aus der Sozialisation. Die Gesellschaft stellt einen Set kultureller Erwartungen für jedes Geschlecht bereit. Kinder lernen sich das anzueignen, was ‚ihre‘ Gesellschaft von ihnen als Mädchen oder Jungen erwartet. Sobald das biologische Geschlecht bestimmt ist, beginnt die soziokulturelle (Selbst-)Zuordnung. Verhaltensweisen der Geschlechter beruhen dabei auf stereotypen Vorstellungen über die Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Geschlechtszuschreibungen stabilisieren sich über Darstellungs- und Anerkennungsleistungen in sozialen Strukturen, wobei über fast alle Kulturen und Zeiten hinweg zu gelten scheint, dass Männern zugeschriebene Eigenschaften und Fähigkeiten höher bewertet werden. Männliche Dominanz wurde somit ein Teil der Gesellschaftsstruktur.

Das dipolare Zweigeschlechtersystem ermöglicht so bei jeweiliger Bewertung der Pole die Herstellung von Hierarchie. Die Basis aller westlicher Philosophie ist das Denken in Gegen-

satzpaaren: hell/dunkel, aktiv/passiv, hart/weich, stark/schwach, groß/klein. Dabei wird jeweils erstere Eigenschaft als männlich definiert, die zweite als weiblich und alle männlichen Eigenschaften werden als ‚besser‘ bewertet als alle weiblichen. So ist eine Basis hergestellt für die Diskriminierung alles Weiblichen, indem das Männliche zum Maßstab gewählt wird. Diese Diskriminierung alles Weiblichen ist in allen Lebensbereichen wieder zu finden. *„Sowohl in der Welt, die das leibliche Geschlecht als ein einziges versteht, als auch in der, die von zwei Geschlechtern ausgeht, ist Geschlecht eine Ursache der Umstände; erklärbar wird es erst im Kontext der Auseinandersetzungen über Geschlechtsrollen (gender) und Macht.“* (Laqueur, 1992). Frauen wurden aufgrund ihrer Reproduktionsfähigkeit dem ‚Innen‘ zugeordnet, Männer dem ‚Außen‘ (Kugelmann, 1996, 27). Somit sind Frauen traditionell auf unentgeltliche Haus- und Familienarbeit festgelegt worden, während Männer alle wichtigen Aufgaben im ‚Außen‘ wahrzunehmen hatten. Als Ernährer der Familie wurde ihnen das Geld verdienen zugeschrieben, sowie alles Wichtige im Außen zu regeln. So wurde z. B. Politik zu einer Männerdomäne. Diese Geschlechterstereotype spiegeln sich noch im 21. Jahrhundert in unserer Kultur, wenn es um die Diskussionen um Erziehungszeit und Hortplätze für Kinder geht, genauso beim Unterhaltsrecht nach Trennungen. Auch kriegen besser qualifizierte Frauen für gleiche Arbeit immer noch weniger Geld und sind grundsätzlich auf dem Arbeitsmarkt benachteiligt, weil für Arbeitgebende die Gefahr besteht, dass Frauen aufgrund einer ‚Babypause‘ ‚ausfallen‘. Dies muss offensichtlich bei Männern nicht befürchtet werden, denn sonst gebe es diese klassischen Strukturen nicht. Das Normalisierungsideal einer bipolaren Zweigeschlechtlichkeit wird immer weiter getragen, die damit implizit verbundenen Ausgrenzungs- und Diskriminierungsmechanismen können so nicht überwunden werden. Die unausweichliche Annahme eines Geschlechts muss aber nicht bei jedem Individuum genauso verlaufen, wie sie die dominante Kultur einer bipolaren heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit vorschreibt. Das Bewusstsein über diese Ungleichheiten ist groß; doch ist die Gesellschaft noch weit davon entfernt, sie zu überwinden. Immer wieder wird im Alltäglichen der Geschlechterdualismus reproduziert. Im öffentlichen Leben werden Eigenschaften wie Rationalität als ‚männlich‘ und damit als höher bewertet, während Intuition und Gefühl als ‚weiblich‘ und für öffentliche Belange als disfunktional abgewertet werden (vgl. Kugelmann 1996, 27). Durch die Unterscheidung in ‚sex‘ und ‚gender‘ wird es möglich den Nutzen der Zuschreibungen zur Aufrechterhaltung herrschender Hierarchieverhältnisse aufzudecken. So wurden die Begriffe sex und gender zu zentralen Begriffen in der Frauen- und Geschlechterforschung und auch im Bereich der angewandten Gleichstellung, z. B. in der Strategie des Gender Mainstreaming als Instrument zur Herstellung von Gleichstellung.

1.5.3. Männlichkeiten als kulturelle Praxis

Connell (2006) kritisiert das Rollenmodell und weist verschiedene ‚Männlichkeiten‘ auf der Basis von Dominanz- und Unterdrückungsverhältnissen nach. Die jeweiligen Produktionsverhältnisse der Gesellschaft im Verlauf des historischen Wandels bestimmen den vorherrschenden Männlichkeitstypus (vgl. Connell, 2006). Die patriarchale Dividende ist der Profit, den Männer in patriarchal strukturierten Gesellschaften grundsätzlich erhalten. Dabei gibt es immer eine autorisierte Männlichkeit („den Weißen Mann“, vgl. auch Lorber/Farrell, 1991) und eine marginalisierte Männlichkeit. Letzteres sind Männer, deren Ethnizität oder soziale Schichtzugehörigkeit vom Standard abweicht.

In diesem System wiederum gibt es die drei Konzepte ‚hegemoniale, komplizenhafte und untergeordnete‘ Männlichkeit. Die hegemoniale Männlichkeit meint die Reproduktion ökonomischer, rechtlicher und kultureller Strukturen, die die Vorherrschaft des männlichen Geschlechts – das Patriarchat – auf allen Ebenen sichern. Mit Komplizen sind die Zuarbeiter zu diesem System gemeint, während Connell mit ‚untergeordnet‘ abweichende, also z. B. schwule oder transgender-Männlichkeitsentwürfe meint. Dabei plädiert Connell dafür, sich in der Interaktion darauf zu konzentrieren, was Menschen tun, nicht welchen Geschlechts sie sind (ähnlich wie Helga Bildens hybride Geschlechtergrenzen, Bilden 2001). Connell versteht Männlichkeiten als in der sozialen Interaktion (re-)produzierte und in Institutionen verfestigte Handlungspraxen. In Bezug zum Weiblichen sind sie mit einem unausgesprochenen geschlechtsbezogenen Überlegenheitsgefühl verbunden. Connell konstatiert, dass das Konzept der hegemonialen Männlichkeit stark herausgefordert ist. In Zeiten wirtschaftlichen Wandels kann die Familie nur selten durch einen Ernährer existieren. Es gibt daher viele Wege zur richtigen Männlichkeit ebenso wie es viele verschiedene Lebensweisen in Familie gibt. Die Gender-Forschung hat herausgestellt, dass Geschlechter diskursiv-interaktiv hervorgebrachte, historisch sich wandelnde, gesellschaftlich-kulturelle Konstruktionen sind. Sie sind kein bloßer Ausdruck biologischer Geschlechterdifferenzen, sondern gesellschaftliche Phänomene (vgl. Connell, 2006).

1.6. Die Dekonstruktion von Geschlecht

Erscheint im sozialen Konstruktivismus Geschlecht als ‚Fassade‘, als ein Konstrukt, das in sozialer Interaktion hervorgebracht wird, so nimmt die dekonstruktivistische Perspektive neben Denk-, Gefühls-, und Handlungsweisen z. B. auch die Ebene der Machtverhältnisse sowie ökonomische und rechtliche Elemente des gesellschaftlichen Diskurses zur Herstellung von Geschlecht in den Blick (Maihofer 1995, 80, 83 in Schön 2002). Die Unterscheidung von sex und gender unterstellt, dass es eine ahistorische Seinsweise von Geschlecht gibt. Die Dekonstruktivist/inn/en sehen auch das biologische Geschlecht als ein kulturell hervorgebrachtes Konstrukt und begründen das z. B. mit der Verwirrung, die durch nicht klar einzuordnende Bilder von Menschen mit Hinweisen sowohl auf das männliche wie auf das weibliche Geschlecht hervorgerufen wird. Sie plädieren dafür, dass es so viele Geschlechtsidentitäten wie Individuen gibt. Die Kategorie ‚Frau oder Mann‘ bleibt instabil und regt Auseinandersetzungen an. Es müsste Individuen möglich sein, Geschlecht für sich zu gestalten. Biologische Differenzen könnten sich dann von Lebensmustern ablösen und die Kategorien Frau und Mann als soziale Ordnung überwunden werden. Es könnte im positiven Sinne zu einer ‚Dethematisierung von Geschlecht‘ kommen (vgl. Pasero 1995). Helga Bilden schlägt eine Hybridisierung der Geschlechtergrenzen vor, ein Zustand, in dem alle Varianten von Verhaltensweisen allen Individuen zur freien Auswahl stehen (Bilden 2001).

2. Geschlechterkonstruktionen im Sport

Das Verhältnis der Geschlechter ist – wie im vorigen Kapitel erklärt – keine Naturtatsache, sondern eine historisch gesellschaftlich konstruierte und sich immer wieder im Sinne von ‚doing gender‘ konstruierende Tatsache (vgl. West/Zimmermann, 1991). So konstatiert Lorber: „*And everyone >does gender< without thinking about it.*“ (Lorber, 1984, 13).

Seit den achtziger Jahren stand auch in der Sportsoziologie nicht mehr Defizitbeschulung hin zu Gleichheit, sondern die Anerkennung der Differenz im Vordergrund. Aufbauend auf der Einsicht, dass es nun nicht mehr nur um den Mann als Norm, sondern um die Unterschiedlichkeit der Frau ging, beschäftigte sich die Forschung jetzt mit der Aufdeckung von Rollenerwartungen und abwertenden Alltagstheorien über weibliche Fähigkeiten sowie daraus resultierende sozialkulturelle Konstruktionen. Eine Lösung versuchen konstruktivistische Ansätze zu bieten (vgl. Hartmann-Tews et al., 2003, 16 f.).

Die Forschung in den neunziger Jahren interessierte sich für die strukturellen Parameter, die die Entstehung, Perpetuierung aber auch Veränderung von Geschlechterverhältnissen konstituieren. So wurden nicht Männer und Frauen unter den Vorzeichen ‚Opfer und Täter‘ betrachtet, sondern sie wurden als aktiv das Geschlechterverhältnis gestaltende Subjekte in Interaktion gesehen. Mannsein und Männlichkeit und Frausein und Weiblichkeit sind Kategorien, die erst durch die stringent konstruierte Abgrenzung gegeneinander einen Sinn ergeben (vgl. Landweer/Rumpf, 1993). Diese Abgrenzungen passieren subtil und haben sich in alle Bereiche der sozialen Interaktion eingeschrieben, sei es in der Sportberichterstattung durch die Massenmedien, oder aber durch die Verteilung der Führungspositionen in den Spitzen der Sportverbände. Hier wird deutlich, dass es eine Diskrepanz gibt zwischen der sozialen Praxis, mit den konstruierten, Hierarchie erzeugenden Differenzen umzugehen und dem per Satzung festgelegten Handlungsrahmen (vgl. Hartmann-Tews, 2003, 225 ff.).

2.1. Ansätze der Genderforschung im Sport

Es gibt zwei gegensätzliche Thesen in der sportsoziologischen Gender-Forschung: der institutionalisierte Sport trägt durch gendering-Prozesse zur Reproduktion und Perpetuierung bestehender Geschlechterverhältnisse bei. Die andere These ist, dass es im Sport möglich ist,

tradierte Geschlechterverhältnisse neu auszuhandeln (Pfister, 1999, Klein, 1997, Connell 1987, Bilden 1991, in: Günter, 2005).

Nach Hagemann-White ist Geschlecht nicht etwas, was wir haben oder sind, sondern etwas, das wir beständig durch unser Tun herstellen (Hagemann-White, 1993). Im Sinne von West/Zimmermann: *„In one sense, of course, it is individuals who ‘do’ gender. But it is a situated doing, carried out in the virtual or real presence of others who are presumed to be oriented to its production. Rather than as a property of individuals, we conceive gender as an emergent feature of social situations [...]”* (West/Zimmermann 1991, 14). So besteht zwischen Sport und Geschlecht eine Wechselwirkung:

„Körpertechniken und – ideale und die damit verknüpften Merkmale und Stereotype, die wiederum das subjektive Körpererleben und insgesamt die Erfahrung der Beteiligten beeinflussen und sich in ihnen verkörpern, fügen sich zu einer Vorstellung über die einzelnen Sportarten zusammen und produzieren eine jeweilige typische Sportkultur, die auch durch ihren jeweiligen kulturellen Raum – Fußballplatz oder Gymnastikhalle – geprägt wird. Die jeweils spezifische Sportkultur wird durch die Inszenierungen der Aktiven unterstützt, passt zu ihrem Selbstkonzept ebenso wie zum in den Medien präsentierten Image der Sportart.“ (Pfister, 1999, 49).

Geschlecht wird in alltäglichen – also auch in sportlichen – Interaktionen ständig neu wieder hergestellt. Um dies zu tun, benötigen Individuen ein Alltagswissen darüber, wie Geschlecht in der sozialen Realität aussieht. Dieses Alltagswissen reproduzieren sie dann unhinterfragt. An dieser Stelle lassen sich die Studien, die Transsexualität untersuchen, einordnen, denn sie zeigen, dass sex und gender unabhängig voneinander sind und dass das soziale Geschlecht mit verschiedenen Mitteln hergestellt werden kann. Anhand dieser Beispiele kann *„[...] die Analyse der konstruktiven Deutungspraxis des Alltags, die dem ‚kulturellen System der Zweigeschlechtlichkeit‘ (Hagemann-White, 1984, 78) zugrunde liegt“* entschlüsselt werden (Hartmann-Tews, 2003, 20 ff.).

Die interaktionistisch-ethnomethodologische Forschung hat so vorwiegend Zugriff auf mikrosoziale Situationen. Ansätze, die direkt an der sozialen Konstruktion von Geschlecht andocken, indem sie konkret die von den AkteurInnen erfahrbare Sozialordnung untersuchen, ermöglichen einen direkten Zugang zur Makroebene von z. B. Organisationen. Es wird also das Wissen um doing gender aus den ethnomethodologischen Ansätzen genutzt, um die soziale Konstruktion in der Situation, die in die zu untersuchende makrosoziale Ebene eingebunden ist, zu interpretieren. Die kollektiv produzierte soziale Ordnung scheint objektiv durch *„Wiederholungen, Routinisierungen, Internalisierung von Erwartungen, Typisierungen, sprachliche(n) Kategorisierungen und Legitimationsprozesse“* (Knorr-Cetina, 1989 in: Hart-

mann-Tews, 2003, 21). Aus Professionalisierungsprozessen ist der Mechanismus bekannt, dass durch Zuteilung vermeintlich geschlechtsangemessener Tätigkeiten gleichzeitig immer ein Hierarchiegefälle mit konstruiert wird. Die daraus resultierende ungleiche Verteilung von Macht und Ressourcen wird dann als Folge der Verschiedenheit von Männern und Frauen verteidigt; dass sie aber selbst sozial konstruiert ist, spielt für die AkteurInnen selten eine Rolle (vgl. Wetterer, 1995 in: Hartmann-Tews, 2003, 22). Das Geschlecht wird also auch im Sport durch gendering-Prozesse hergestellt und beeinflusst so die Körpererscheinung mit (vgl. Pfister, 1999, 44 in: Günter, 2005, 20 f.). Hirschauer stellt die Vermutung auf, dass

„[...] situative Geschlechterkonstruktionen auf eine Infrastruktur von andernorts vorgefertigten Elementen – auf ‚Halbfertigteile‘ – zurückgreifen. Akteure und Akteurinnen bedienen sich in Interaktionen sozialer Fakten aus anderen Kontexten, die situationspezifisch aufgenommen und weiterverarbeitet werden können und damit die Geschlechterdifferenz entweder aktualisieren oder neutralisieren. Die Geschlechterdifferenz ist zugleich auch in ‚objektive‘ soziale Einheiten eingebaut, in denen sich die Praxis der Geschlechterunterscheidung gewissermaßen wieder begegnet und sich an sich selbst erinnert“ (Hirschauer, 2001, 222 in: Hartmann-Tews, 2003, 22).

Klein konstatiert: *„Sport ist eine >männliche< Aktivität bzw. eine >männliche< gesellschaftliche Inszenierung“* (M. Klein, 1990, 137 in: Günter 2005). Kleindienst-Cachay und Kunzendorf beschreiben das Handeln von Frauen in Männerdomänen als auf geschlechterstereotypen Normen und Erwartungen basierend. Sie vergleichen die Verhältnisse und Strukturen in männerdominierten Sportarten wie Boxen oder Fußball mit der Situation, der sich Frauen bei der Polizei, dem Militär oder in der Wirtschaft gegenüber sehen. Hier müssen sie als stereotyp ‚männlich‘ konstruierte Eigenschaften an den Tag legen. Sie sehen sich Schließungs- und Abwehrreaktionen der männlichen Athleten und Funktionäre gegenüber. Dies zieht neben einem Nutzen der Identitätsfindung über den Sport auch Kosten für die jeweilige Sportlerin nach sich. Wenn eine Männerdomäne für Frauen geöffnet wird, geht das nicht ohne Schließungs- und Abwehrmechanismen, denn Männern wird ein bisher ausschließlich von ihnen besetztes und häufig zur Herstellung/Konstruktion von Männlichkeit genutztes Terrain streitig gemacht. Hier liegt für Athletinnen ein nicht unerhebliches Konfliktpotential, das über aktive Sportler, Funktionäre und die gesamte Organisation genährt wird. Sind die öffnenden Mechanismen allerdings einmal im Gange, so sind sie in der Regel aber trotz vehementer Abwehrversuche nicht mehr zu stoppen, wie an der Entwicklung in verschiedenen vorab männlich besetzten Sportarten zu sehen ist.

Mädchen und Frauen haben heute noch, in Zeiten der Festschreibung von Gender Mainstreaming in der Satzung des DOSB, andere Hürden zu nehmen, als Männer. Für Frauen geht es nicht nur darum, sich gegen Konkurrenz sportlich durchzusetzen, sondern häufig auch da-

rum, überhaupt in ihrem Sport als gleichwertig anerkannt zu werden. Hier gibt es verschiedene Mechanismen, angefangen bei mangelnder Anerkennung im eigenen sozialen Umfeld bis hin zur Boykottierung der Zusammenarbeit mit Athletinnen durch männliche Sportler, die – wenn man eine Kosten/Nutzen-Rechnung aufmachen würde – eine hohe Negativ-Kostenseite für die Frauen produzieren. Trotzdem setzen sie sich durch, d. h. es muss für sie auch einen Nutzen geben, der vor allem in der Identitätsgenerierung durch Anerkennung ihrer sportlichen Leistung liegt (vgl. Lorber 1999, Hartmann-Tews 2003, Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 110 ff.). Ein Aspekt stellt z. B. das Körperkonzept für Frauen dar: Frauen sollen eher anmutig und grazil wirken, weshalb ihnen gerne Sportarten wie Turnen oder Synchronschwimmen zugeschrieben werden; nun gibt es Ringerinnen, Boxerinnen oder Hammerwerferinnen. Hier stimmen die durch das Training produzierten Körperformen nicht mehr mit der gesellschaftlichen Norm überein, was diese Frauen z. B. durch ihre männlichen Partner deutlich vermittelt bekommen (Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 129 ff.). Soziale Anerkennung finden Frauen auch heute noch häufig über ihr Äußeres; dabei entwickeln sie durch den Sport andere Körperkonzepte als die gängig für sie vorgesehenen. Dies kann zu zusätzlichen inneren und äußeren Konflikten führen, denn es ist unerlässlich, zu einem Geschlecht zuordnungs-fähig zu sein, also den Geschlechterstereotypen zu entsprechen. Abweichendes Verhalten wird sanktioniert.

Einige Frauen versuchen dies durch bewusstes ‚gendern‘ wieder wett zu machen, um z. B. auf Männer attraktiv zu wirken (vgl. Kleindienst-Cachay, Kunzendorf, 2003, 130 f.). Häufig werden (eigentlich gerade) körperlich hart arbeitende Leistungssportlerinnen in den Medien in Posen dargestellt, die eher sexistisch anmuten (vgl. z. B. Mühlen-Achs 1998, Hartmann-Tews/Rulofs 2003, 50 ff). Das Bild von Leistungssportlerinnen in der Öffentlichkeit wird auf diese Art und Weise im Sinne massenmedialer operanter Konditionierung so geprägt, dass eine schwitzende Frau eben immer Objekt sexueller Begierde bleibt, während ein schwitzender Mann in körperlich überlegenen Posen gerade seine Überlegenheit demonstriert. So liegt es nahe, dass Geschlechterunterschiede wieder biologisiert werden: *„Der Sport zeigt scheinbar ganz ‚natürlich‘, dass Männer wettbewerbsorientierter, aggressiver, körperlich leistungsfähiger sind als Frauen und legt dabei den Schluss nahe, dass sie [die Frauen; Anm. d. A.] daher nur für bestimmte Sportarten (und damit auch nur für bestimmte gesellschaftliche Positionen) prädestiniert sind.“* (Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 117 f.). Lorber vermutet zudem in kämpferischen Sportarten wie Rugby oder Kampfsportarten die symbolische Darstellung männlicher Werte und Normen (vgl. Lorber, 1999, 90). Damit wären Frauen qua Natur/Körperform von vorne herein ausgeschlossen.

Dies könnte auch der Grund für das hartnäckige Bestehen der Verhältnisse sein. Mit Connell gedacht, verteidigen Männer die letzten Bastionen der Spielwiesen zur Herstellung hegemonialer Männlichkeit, also zur Herstellung von Machtverhältnissen gegenüber allen Personen, die nicht die Merkmale der Klasse der hegemonialen Männlichkeit herstellenden Männer inne haben (vgl. Connell, 2006). Zudem kommt es gerade im Leistungssport zur Hervorhebung von Merkmalen wie Dominanz, Durchsetzungswille, Kampfgeist, Härte sich selbst und dem/der GegnerIn gegenüber und sportartspezifischem aggressivem Verhalten. Kleindienst-Cachay und Kunzendorf vermuten hier Schwierigkeiten für in anderer Art und Weise sozialisierte Frauen (vgl. Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 118). Das common sense-Geschlechterbild wird in den Sport übertragen. Somit handeln hegemoniale Männlichkeit reproduzierende und perpetuierende Männer – Individuen wie Organisationen – im Sinne des common sense; auch wenn es in der Satzung anders steht – aber wer kennt die schon, wer will sie kennen bzw. wen interessiert sie, wenn es doch um so grundlegende Dinge geht, wie althergebrachte Geschlechterbilder zu erhalten? Günter stellt dazu fest:

„Die Sporttreibenden gestalten ihr Verhalten gleichzeitig so, dass es von anderen als normatives Geschlechtsverhalten erkannt wird. Dieses geschieht nicht nur durch das erlernte und inkorporierte geschlechtstypische Verhalten, sondern auch durch die genaue Abstimmung und Modifikation des Verhaltens auf die spezifische Sport- und Bewegungssituation. Es ist für alle Beteiligten von Bedeutung, dass das Verhalten Merkmale besitzt, die die Person geschlechtlich zurechenbar und erkennbar macht.“ (Günter, 2005, 20).

2.2. Ausschlussmechanismen

Offensichtlich haben nicht allein manche Frauen mit den Zuschreibungen und den daraus resultierenden Folgeannahmen Schwierigkeiten, sondern es scheint insgesamt ein Problem darzustellen. Wie sonst ließe sich erklären, dass Sportlerinnen in vermeintlich frauenuntypischen Sportarten Ablehnung aus ihrem sozialen Umfeld erfahren? Wie z. B. eine von Kleindienst-Cachay und Kunzendorf untersuchte Boxerin berichtet, gab es häufig Sorge um die körperliche Unversehrtheit der Frau. Sie erklärt sich das so, dass sie nun etwas tut, was die Männer selber gerne machen würden: sich die ‚Nase platt hauen‘ und so vermeintlich Männlichkeit reproduzieren; denn Männer mit im Kampf gebrochenen Nasen sind Helden und aus Kämpfen hervorgegangene Helden sind der Inbegriff von Männlichkeit. Dieses Terrain will Mann ungern Frauen überlassen – und schließt es über vorgeschobene Fürsorge wie Schwan-

gerschaftstests beim Karate oder der Zuschreibung, dass Kata (= Formausführung) etwas für Frauen, Kumite aber was für Männer sei. ‚Es sieht nicht schön aus, wenn Frauen kämpfen‘ steht im Zentrum der Aussage, die begründet wird mit abwegigen Bemerkungen: ‚Wollt ihr etwa alle so aussehen wie ich?‘. Es kann der Sportlerin sogar passieren, dass sich der Freundeskreis von ihr zurückzieht, niemand mehr etwas mit ihr zu tun haben will, ganz zu schweigen von der sich schwierig gestaltenden Partnersuche, denn welcher ‚echte‘ Mann will schon mit einer körperlich möglicherweise überlegenen Frau zusammen sein?

In Zeiten von Gender Mainstreaming in der Satzung des DOSB funktionieren diese Schließungsmechanismen subtil. Offen werden Frauen selbstverständlich nicht ausgeschlossen, da gibt es feinere Mechanismen: z. B. berichten Kleindienst-Cachay und Kunzendorf darüber, dass männliche Bobfahrer die Hilfe des Tragens des ca. 230 kg schweren Sportgerätes mit der Bitte abwimmeln, dass, wer seinen Bob nicht tragen kann, auch nicht Bob zu fahren braucht – dabei ist es unter den Männern ganz normal, sich gegenseitig zu helfen. Doch all dies hält die Frauen auf dem Weg in Männerdomänen nicht auf, es behindert sie lediglich; sie haben es schwerer, als Männer auf dem Weg nach oben. Dabei geht es heute weniger um eine durch Satzung verbotene Diskriminierung mittels Geschlechts als vielmehr um Differenzierung auf sozialer Ebene. Hier sind die Mechanismen zu suchen, die heute noch greifen (vgl. Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 125 ff.). Auch haben die von Kleindienst-Cachay und Kunzendorf interviewten Frauen von ihren Partnern häufig die Rückmeldung, dass sie zu viel unterwegs seien. Andersherum wird es bei Männern selten beklagt, wenn sie den Sport der Familie vorziehen. Männer gewinnen durch Muskelzuwachs an Attraktivität, während Frauen eher verlieren, wie sie in der Auswertung der Interviews feststellen.

Dass die Leistung von Frauen im Sport nicht adäquat anerkannt wird, lässt sich schon allein erahnen, wenn man einen Blick auf die finanzielle Situation männlicher und weiblicher SportlerInnen wirft. Es wird grundsätzlich unterstellt, dass die Männer den Frauen überlegen sind. Gerät dieses Bild durch gut trainierte Frauen in gemischter Sportausübung in Schiefelage, passiert es nicht selten, dass Männer aggressiv reagieren und den Frauen ihren vermeintlichen Rang zuweisen (vgl. Kleindienst-Cachay/Kunzendorf 2003, 137). Außerdem laufen Männer Gefahr, ihren Status als Ranghöhere zu verlieren, wenn sie in einer sportlichen Auseinandersetzung einer Frau unterlegen sind. Daher behaupten sie sich in diesen Situationen häufig mit aller Härte (vgl. Connell 2006). Im Rahmen der Behauptung der hegemonialen Männlichkeit muss die Unterordnung der Frauen sicher gestellt werden; sonst wäre das Konzept insgesamt in Frage gestellt – die ganze Gruppe der Männer hätte ‚verloren‘. Deshalb funktioniert die

‚glass ceiling‘ (Acker, 1991) auch so gut: eigentlich gibt es keine Hindernisse für Frauen, sie werden jedoch interaktiv in den jeweiligen sozialen Situationen hergestellt und sind hinterher nicht mehr greifbar. Bekannt sind auch abwertende Ausdrücke wie ‚Mannweib‘ für sehr sportlich und möglicherweise muskulös aussehende Frauen, die auch durch ihr sonstiges Auftreten im Sport (ehrgeizig, laut, sie ‚gehen ran‘/‚greifen an‘) männlich konnotiertes Verhalten zeigen.

„Halten sich die Sportlerinnen an die vorherrschenden weiblichen Körper- und Bewegungsbilder, so werden sie ganz im Sinne Bourdieus ‚Belohnungssystems‘ positiv in ihrem Lebensstil, ihrem Handeln und ihrem Habitus verstärkt.“ (Günter, 2005, 55). Dies wäre der Fall, wenn die Frauen Sportarten wie Turnen oder Eiskunstlauf betrieben und in diesen Sportarten den für sie vorgesehenen Part abdeckten. Zum Beispiel waren beim Eiskunstlauf bestimmte Sprünge für Frauen verboten; sie sollten sich an die anmutigen Bewegungen, nicht an die Kraft und Dynamik demonstrierenden, halten. Bourdieu konstatiert weiterhin: *„Das System der Sportaktivitäten und Veranstaltungen, die zu einem gegebenen historischen Moment der Wahl der ‚Konsumenten‘ vorliegen, ist damit wie geschaffen für die Wiedergabe der zu jenem Zeitpunkt soziologisch relevanten Unterschiede, die der Geschlechter, Klassen und Klassifikationen.“* (Bourdieu, 1989, 352 in: Günter, 2005, 53). Im Sportsystem wird demnach die aktuelle Geschlechterordnung reproduziert und perpetuiert. Somit kann aus dem gesellschaftlichen Teilsystem Sport keine systemübergreifende Veränderung hervorgehen, da die im Sport agierenden Subjekte die systemimmanenten Strukturierungsprinzipien internalisiert haben (vgl. Günter, 2005, 53, Hartmann-Tews, 2003, 228). Das Phänomen ‚Sport‘ ist ein soziokulturell und historisch gewachsenes System. Es beruht auf einer konstituierten und konstituierenden Gesellschaftsordnung. *„Ein Ziel des gesellschaftlichen Teilsystems Sport wird es immer (wieder) sein, diese Ordnung zu sichern und zu bewahren, ggf. unverändert als Teil des ‚kulturellen Kapitals‘ wieder herzustellen (Bourdieu, 2001, 26 ff.) Ein elementarer Teil der Gesellschaftsordnung ist die Geschlechterordnung, [...]“* (Günter, 2005, 58).

2.3. Geschlechterhierarchie im Sport

„Das Sportsystem lässt sich generell auf der Ebene der sozialen und institutionalisierten Beziehungsverhältnisse als ein ‚männerbündisches‘ d. h. im Kern als eine androzentrische Kulturform beschreiben. Diese wurde von Männern mit der Perspektive des Ausschlusses von

Frauen und Weiblichkeit konstituiert.“ (Richartz 1992, 64 in Günter 2005, 8). Im Sport, insbesondere im Spitzensport, als einem besonderen Teilsystem unserer Gesellschaft, zeigen sich die Zweigeschlechtlichkeit sowie die Dominanz und Unterordnungsverhältnisse der Geschlechter noch schärfer konturiert als in anderen Bereichen unserer Gesellschaft. Ausgangspunkt in der heutigen sportsoziologischen Forschung ist die Ansicht, dass Geschlechterstereotype durch Sport im Sinne einer ‚Resonanzkatastrophe‘ verstärkt werden (vgl. Pfister, 2001 u. a., Gieß-Stüber, 2000). Sport ist ein körperbezogenes Sozialsystem, das durch seine visuelle Empirie besticht: der Körper ist Träger der Leistung, wobei man auch den Prozess der Leistungserbringung mit dem Körper als Medium sieht, nicht nur das Ergebnis. Man sieht also auch Leistungsunterschiede sowie unterschiedliche Körperformen der darstellenden Personen. So lassen sich leicht Verknüpfungen bilden: Frau = schwach und Mann = stark, was dann wieder zur Herstellung von Stereotypen führt (vgl. Lorber, 1999, 90). Dies unterstützen die modernen Massenmedien, indem sie nur das ‚spektakuläre‘ Männliche zum Maßstab der Berichterstattung machen (vgl. Hartmann-Tews/Rulofs 2003, 50 ff.). Es liegt eine Biologisierung durch das körperliche in Szene setzen nahe. Dies ist Ausgangspunkt der sozial konstruierten Geschlechterunterschiede im Sport; nach dem Motto, was man sieht – das Offensichtliche – ist wahr. *„Der Sport zeigt scheinbar ganz ‚natürlich‘, dass Männer wettbewerbsorientierter, aggressiver, körperlich leistungsfähiger sind als Frauen und legt dabei den Schluss nahe, dass sie daher nur für bestimmte Sportarten (und damit auch nur für bestimmte gesellschaftliche Positionen) prädestiniert sind (vgl. Lorber, 1999, 94).“* (in: Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 117). Ilse Hartmann-Tews bringt es auf den Punkt:

„Die Evidenz der Zweigeschlechtlichkeit – die Tatsache also, dass es zwei Geschlechter gibt, die sich nach Anatomie, Physiologie und Leistungsfähigkeit unterscheiden lassen – ist im sportlichen Kontext unmittelbar. Mit jedem körperlichen Auftreten einer Person wird hier eine Anschaulichkeit der Geschlechterordnung erzeugt, die ungleich realitätsmächtiger ist, als es Diskurse je sein können. Die Körper der Sportlerinnen und Sportler und deren unterschiedliche Leistungsfähigkeiten sind eine visuelle Empirie der – scheinbar – natürlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Das, was sich vermeintlich zeigt, braucht man nicht in Frage zu stellen – es ist offensichtlich, dass Männer größer, muskulöser, stärker und kräftiger sind, dass sie schneller laufen, weiter und höher springen können. Allzu leicht wird damit eine natürliche Ordnung zwischen den Geschlechtern als erwiesen angesehen und immer wieder als Referenzpunkt für die Aktualisierung der sozialen Geschlechterdifferenz und der Legitimierung von Exklusion hervorgebracht. Handlungsorientierung und Struktur dieses körperzentrierten Sozialsystems prädispositionieren die Aktualisierung von Geschlechterdifferenzen.“ (Hartmann-Tews et al., 2003, 24).

Ein Beispiel dafür, dass Frauen nicht als gleichwertige Gegnerinnen gesehen werden, ist, dass in einigen Sportarten bei internationalen Wettkämpfen ein Geschlechtstest – und zwar nur bei den Frauenwettkämpfen – durchgeführt wird.

2.4. Asymmetrien in der Geschlechterordnung

„Geschlechterstereotype heben das Trennende der Geschlechter besonders hervor und begründen systematisch eine asymmetrische Geschlechterordnung, weil sie in ein ‚starkes‘ und ein ‚schwaches‘ Geschlecht einteilen. Sie helfen somit, ein Machtungleichgewicht zwischen den Geschlechtern einzurichten und es zu erhalten. Indem über Stereotype Frauen als ‚dienstbare andere‘ konstruiert werden (vgl. Keupp u. a. 1999, 98), die als all das definiert werden, was die männlichen Konstrukteure als herrschende Gruppe nicht sind, wird es Männern ermöglicht, ihre Privilegien zu sichern und ‚die anderen‘, also in diesem Fall die Frauen, von bedeutsamen Positionen fern zu halten. In einer asymmetrischen Gesellschaft wird dies dadurch garantiert, dass die Abwertung des Weiblichen und die Überhöhung des Männlichen omnipräsent ist (vgl. Metz-Göckel, 1998, 217). Diese Konstruktion von Über- und Unterordnungsprozessen hat zur Folge, dass Frauen soziale Anerkennung vielfach vorenthalten wird und sie deutlich höhere Leistungen als Männer erbringen müssen, um Anerkennung zu gewinnen. Connell hat für diese Über- und Unterordnungsverhältnisse der Geschlechter den Begriff der ‚hegemonialen Männlichkeit‘ geprägt (vgl. Connell, 2000, 98) und meint damit die Dominanz eines bestimmten Typus von sozial konstruierter Männlichkeit, die sich ausgrenzend gegenüber Frauen, aber auch andersartiger Männlichkeit verhält.“ (Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 115).

So fallen alle Personen durch das Raster, die nicht über die klassischen hegemonialen Merkmale verfügen, wie männlich und weiß sein, Ausübung eines prestigeträchtigen Berufes (Arzt, Professor ...), Bildung, Inhaber von Statussymbolen (großes Auto, großes Haus, Ehefrau, Kinder). Auf diese Art und Weise ergibt sich ein System, mit dem Personen, denen diese Merkmale fehlen, untergeordnet werden können (vgl. Connell, 2006, 98 ff.). In der Berufswelt sowie allen anderen professionalisierten Organisationen ergeben sich damit Ausprägungen, die dieses Unterordnungssystem stützen:

„So ergibt es auf horizontaler Ebene weiterhin eine geschlechtsspezifische Segregation in sogenannte Männer- und Frauenberufe und auch in Männer- und Frauensportarten, und auf vertikaler Ebene werden Führungspositionen in allen Bereichen der Gesellschaft nach wie vor vornehmlich von Männern besetzt. [...] Die Arbeiten zur Geschlechterforschung, die sich mit Frauen- und Männerdomänen, wie z. B. der Polizei, dem Militär und der Wirtschaft beschäftigen, sind alle auf Phänomene sozialer Schließung gestoßen (Wetterer, 1995, Lorber, 1999, Acker, 1991, Connell, 2000 in Kleindienst-Cachay, Kunzendorf, 2003, 115). Nach den Ergebnissen dieser Forschungen setzen Männer der Öffnung angestammter Männerbastionen für Frauen erheblichen Widerstand entgegen, was im Sinne des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit (vgl.

Connell, 2000) damit zu erklären ist, dass Männer eine Feminisierung ihres Berufes und ihrer symbolischen Darstellungswelten und damit einen Verlust an Prestige und Macht befürchten (vgl. Connell, 2000, 90-97, Lorber, 1999, 339).“ (Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 116).

Solche Segregationsprozesse lassen sich an dem Beispiel von vormaligen ‚männlichen‘ Berufen wie Sekretär, Lehrer und Arzt verdeutlichen: seit es vorwiegend Sekretärinnen, Lehrerinnen und immer mehr Ärztinnen gibt, haben diese Berufsfelder enorm an Ansehen, Prestige und Statuswert verloren. Damit einher ging die schlechter werdende Bezahlung. Es wird dabei unterschieden in horizontale Segregation, d. h. die Unterteilung in ‚typische Frauen- und Männerberufe‘ und vertikale Segregation, also die Besetzung der Führungspositionen vorwiegend durch Männer (vgl. Wimbauer, 1999, 24 ff., Acker, 1991). Hartmann-Tews führt dazu aus:

„Eine Forschung, die den sozialen Konstruktionen von Geschlecht und Geschlechterdifferenz auf die Spur kommen will, muss die fortlaufende wechselseitige Konstitution von sozialem Handeln und sozialen Strukturen ins Blickfeld rücken. [...] Parallel hierzu müssen das soziale Handeln und die Interaktion ins Blickfeld rücken, um zu identifizieren, wann, unter welchen Bedingungen und wie Geschlecht im Rahmen bestimmter struktureller Gegebenheiten aktualisiert oder aber auch neutralisiert wird.“

Es muss „[...] der Faktizität aber auch der sozialen Kontingenz und dem Wandel der sozialen Ordnung der Geschlechter im Sport und ihren AktivistInnen [...]“ Rechnung getragen werden (Hartmann-Tews, 2003, 27). Die Umsetzung dieser sozialen Ordnung erfolgt im Sport über körperbezogene Dimensionen:

„Körpertechniken, Körpersymbolik und Anforderungsprofile des dominanten und gesellschaftlich favorisierten Sports folgen einer männlichen Grammatik ebenso wie die institutionalisierte Umsetzung. Die sportliche Praxis [...] bestätigt die soziale Ordnung der männlichen Dominanz und der Randständigkeit der Frau. Gerade [d.A.] wenn die Frau das dominante sportliche Muster wählt und akzeptiert, wird sie als die Unterlegene bestätigt“ (Klein, 1990, 141 in: Günter, 2005, 8 und 53 f.).

Mit Hilfe der Unterscheidung in sex und gender können die sozialen Verhältnisse, in die Individuen eingebettet sind, beschrieben werden. Diese sind „[...] getragen von polarisierenden Unterscheidungen, diskriminierenden Bewertungen, disparitären Behandlungen und ungleichen Positionierungen, die die Genus-Gruppen – unabhängig von ihrem Willen – in eine Oppositionsbeziehung bringen, die zugleich mit einer Besser- versus Schlechterstellung verbunden ist.“ (vgl. Becker-Schmidt/Knapp, 2000 in: Hartmann-Tews, 2003, 15). Glaubenssätze, die den Ausschluss von Frauen aus dem Sport biologistisch begründen, sind nach wie vor im Alltagswissen von SportlerInnen und Organisationen vorhanden.

„Die diskursive Einordnung bestimmter Sportarten als ‚weibliche Bewegungsarten‘ (z. B. Gymnastik, Reiten/Voltigieren, Turnen) und anderer als ‚männliche Sportarten‘ (z. B. Fußball, Boxen, Rugby, Eishockey) aktivieren darüber hinaus Stereotype wie aggressiv, durchsetzungsfähig und kräftig als typisch männliche Eigenschaften und ästhetisch, zart und sozial als typisch weibliche Eigenschaften.“

Das diesem System zugrunde liegende hierarchische Grundmuster entlarvt sich selbst, indem „[...] Mädchen und Frauen durch Grenzüberschreitung sogar an Status gewinnen, Jungen und Männer eher verlieren.“ (Hartmann-Tews, 2003, 25). Sportarten, bei denen es um Raumeignung, Konkurrenz im Wettkampf, Schweiß erzeugende Anstrengung und zielgerichtetes Agieren geht, entsprechen nicht den sozialen Erwartungen an Frauen und Mädchen. Somit werden ihnen diese Sportarten auch nicht nahe gebracht, was zu Defiziten in der Sport- und Bewegungssozialisation führt (vgl. ebd. 15). Zu Zeiten des Gleichheitsansatzes wurde versucht, vermeintliche Differenzen zu beschulen. Aber auch Jungen und Männer haben Schwierigkeiten mit dem Überlegenheitsprinzip, wenn sie nämlich nicht dem Bild der hegemonialen Männlichkeit entsprechen, also z. B. eher klein, wenig muskulös und im sportlichen Sinne eher wenig ‚angriffslustig‘ sind (vgl. Connell, 2006). Der These entsprechend, dass Frauen und Mädchen im andronormen (Sport-)System ihre Schwäche bestätigt bekommen, ist dem Sport eine antiemanzipatorische Wirkung zu unterstellen. Nach Kugelmann (1996) werden in den Standardwerken der Bewegungs- und Trainingswissenschaft „[...] androzentrische, kontextlose und gesellschaftskonforme Theorien entwickelt, [...] die Frauen und Mädchen als defizitäre ‚Mängelwesen‘ erscheinen lassen“ (Kugelmann 1996, 71 f. in: Günter 2005, 16).

2.5. Das ‚schwache Geschlecht‘?

„Das tradierte Bild von schwachen Frauen und ängstlichen Mädchen, kurz ‚vom schwachen Geschlecht‘, wird in diesem Prozess rekonstruiert und perpetuiert.“ (Klein, 1990, 137 in: Günter, 2005, 9). Die dekonstruierende Antithese ist, dass Frauen und Mädchen im Sport Stärke und Mut zeigen und damit ein neues Frauen- und Mädchenbild entwickeln, also dem Sport ein eher emanzipatorischer Aspekt beizumessen ist. Dies stützen Untersuchungen von Iris Young (1993): Frauen und Mädchen gewinnen durch Sport an Zutrauen, Selbstwertschätzung und Kompetenz, so dass sie *„zu einem stärkeren ‚ich kann‘ und zu einem Empowerment durch Bewegung und Sport“* (nach Gruppe, 1976 in: Günter, 2005, 49) kommen. Im Vergleich zu Jungen und Männern machen sie aber immer *„die Erfahrung eines Weniger an Be-*

wegungskönnen, was aus einem Weniger an Bewegungsräumen und Möglichkeiten resultiert“, so dass Mädchen und Frauen ein geringeres Empowerment durch Sport als Jungen und Männer erfahren (ebd. 49). „Dem sportiven soziokulturellen Feld, in dem sich Mädchen und Frauen bewegen, ist ein anachronistisches ‚weibliches‘ Bewegungspotential inhärent. Die Körperschemen und -konzepte des allgemeinen Sports sind historisch-kulturell männlich definiert und dominiert“ (Klein, 1990, 137 ff. in: Günter, 2005, 53). Insbesondere wird dies klar, wenn man sich der Historie des Turnsportes und seiner Verbreitung über Turnvater Jahn zuwendet. Hier sind vorwiegend junge Männer angesprochen, die sich zwecks Stählung des Körpers für militärische Zwecke zur Verteidigung des Vaterlandes fit halten sollten. Frauen und Mädchen werden zum Teil explizit ausgeschlossen, bzw. ihnen werden Bewegungsfelder zugeschrieben, die dazu dienen, sie zu ‚anmutigen Geschöpfen‘ zu erziehen (vgl. Günter 2005.). Da die Ausbreitung des Turnsports historisch gesehen eine Basis für den organisierten Sport war, wundert es nicht, dass Überreste dieser Grundgedanken sich mit Hilfe der von Connell u. a. beschriebenen Hierarchisierungsprozessen bis in heutige Zeiten gerettet haben. Dabei profitieren Männer – auch wenn sie nicht alle Kriterien der hegemonialen Männlichkeit erfüllen – auch im Sport von der patriarchalen Dividende. Dies meint den generellen Vorteil, den alle Männer durch die Unterordnung der Frauen gegenüber allen Nicht-Männern haben (vgl. Connell, 2006, 100 f., Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 147). „So bedeutet, ein Geschlecht zu haben, an seiner Geltung teilzuhaben, und dies, an seiner Produktion teilzunehmen.“ (Lehnert, 1996, 26 in: Günter, 2005, 21). Und von den damit verbundenen gesellschaftlichen Vor- oder Nachteilen zu profitieren – oder eben nicht. Im Sport wird die gesellschaftliche Geschlechterordnung in einer hoch konzentrierten und reduzierten Form widergespiegelt: laut Pfister (1999, 262 ff.) finden sich neben den einer Sportart immanenten Geschlechterdifferenzierungen auch zwischen den Sportarten solche Konnotationen. Boxen, Fußball und z. B. Rugby wird eher Männern zugeordnet, während Tanzen, Gymnastik und Synchronschwimmen eher Frauen zugeordnet ist. Sowohl Männer in der Gymnastik als auch Frauen im Kampfsport müssen mit Ablehnung rechnen. Frauen umso mehr, denn das Sportsystem ist durchgehend männlich dominiert (in: Günter, 2005, 23). So werden die Differenzen eher verstärkt als aufgelöst. Im Sport wird das, was für Männlichkeit gehalten wird, inszeniert: es geht darum „durchsetzungsfähig, erfolgreich, stark, hart, mutig, diszipliniert, risikobereit, expansiv, schnell, leistungs- und wettkampforientiert“ zu sein. Dies steht den sozial konstruierten und konstituierten weiblichen Eigenschaften diametral entgegen (vgl. Abraham, 1996 und 1998 in: Günter, 2005, 54). In fast jeder Sportart gibt es eine Geschlechterdifferenzierung, sei es durch Kleidung oder durch die Übungsgruppe. Männern und Frauen wird ein

bestimmter Handlungs- und Bewegungsspielraum beigemessen, es wird ihnen ein Platz zugewiesen (vgl. Günter, 2005, 54). Dabei ist der Platz, der Männern zugewiesen wird, immer der höher rangigere, wie auch in der Sport-Berichterstattung und in den Möglichkeiten mit dem Sport Geld zu verdienen, deutlich wird. Erhalten wird dieses System durch verschiedene soziale Schließungsmechanismen.

2.6. Sport und Leistung als gendering-Motor oder: gendered structures und gendering structures im Sport

Nach Fischer (1999, 35 f. in: Günter, 2005, 34) zielt der organisierte Sport – der sich gegen andere Bewegungsformen durch ein sportartenspezifisches starres Regelwerk abgrenzt – auf Optimierung der körperlichen Leistungsfähigkeit in der jeweiligen Sportart. Es gibt einen verbindlichen Handlungskodex, ein Regelwerk, das alle Handlungsnormen und die Organisationsstruktur regelt (Röthig 1992, 421 in: Günter, 2005, 34). Die so erreichten Höchstleistungen werden im Wettkampf miteinander verglichen, der Körper soll beherrscht werden.

Die Sportler/innen einer Sportart werden in ihrer Bewegungsform somit ‚normiert‘ (vgl. Günter 2005, 34). *„In den meisten Fällen wird Mädchen und Frauen weder die Gelegenheit gegeben, ihre gesamten physischen Kapazitäten in freiem und offenem Engagement mit der Welt zu beweisen, noch werden sie in gleichem Maße wie Jungen dazu ermutigt, spezielle körperliche Fähigkeiten zu entwickeln.“* (Young, 1993, 722 in: Günter, 2005, 48). Auch Lorber geht davon aus, dass erst die Kategorisierung in Jungen und Mädchen zu unterschiedlichen körperlichen Kapazitäten – nämlich den jeweils erwarteten – führt (vgl. Lorber, 1999). Einerseits gibt es die Sichtweise, dass das zurückhaltendere Körperverhalten den Mädchen und das raumgreifendere den Jungen antrainiert ist. *„Auf diese Weise werden Mädchen und Frauen zu einer körperlichen Zurückhaltung und Gehemmtheit sozialisiert, sie lernen aktiv, ihre Bewegungen zu erschweren“* (Young, 1993, 723 in: Günter, 2005, 48). Andererseits wird beschrieben, dass die Besser- oder Schlechterbewertung von Leistungen dem System immanent ist.

Im westlichen Sportsystem geht es um Kriterien wie Geschwindigkeit, Größe und Kraft. Dabei seien Frauen unterlegen. Ginge es um Beweglichkeit, Gleichgewicht, Stärke, Timing und kleinere Körpergröße, dann wären Frauen die Überlegenen und diejenigen, die mit ihrem

Sport viel Beachtung auch in finanzieller Hinsicht finden würden (vgl. Lorber, 1999, 91). Im Sport am Beispiel des Turnens kommen aber erwachsene Frauen gar nicht vor: während Männerkörper immer als kraftvoll, überlegen und kämpferisch dargestellt werden, kommen Frauen in den als weiblich konstruierten Sportarten vor allem als Mädchen in eher elfenartigen Positionen auf dem Schwebebalken etc. vor. Die Turngeräte sind in der Regel auch für nicht-erwachsene Frauen konzipiert und die Wettkampfbregeln untersagen das Zeigen von athletischer sportlicher Leistung über z. B. das Sanktionieren von Dreifachsprüngen beim Eiskunstlauf der Frauen. Neuere Spielarten sind die Einführung von knapper Bekleidung z. B. beim Beachvolleyball (dort ist deren Tragen gar per Wettkampfbregeln vorgesehen) der Frauen oder auch beim Tennis. So sind Frauenkörper eher immer ihre sexuellen Reize betreffend in Szene gesetzt, während Männerkörper eher aggressiv und kampfbereit dargestellt werden.

Es gibt somit eine Verknüpfung von Sport und konstruierter Männlichkeit, an die sich auch die vorwiegend männlichen Sport-Zuschauer anhängen. Hier wird Männlichkeit konstruiert, sowohl bei der Ausübung des entsprechenden Sports, als auch beim Zuschauen. Auf diese Weise verherrlicht Sport die von Connell (2006) beschriebene hegemoniale Männlichkeit (vgl. Lorber, 1999, 93). Männer wollen verhindern, dass Frauen in diese Männerbastion vordringen, um die Plätze der sich vergewissernden Männlichkeit und ihrer ‚symbolischen Darstellungswelten‘ zu erhalten (Connell, 2000 in: Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 116). Sie befürchten einen Verlust an Prestige und Macht.

So ergibt es sich, dass *„Im Sport, insbesondere im Spitzensport, als einem bedeutenden Teilsystem unserer Gesellschaft [zeigen] sich die Zweigeschlechtlichkeit sowie die Dominanz- und Unterordnungsverhältnisse der Geschlechter noch schärfer konturiert als in anderen gesellschaftlichen Bereichen zeigen.“* (Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 116). Günter dagegen konstatiert nach Pfister (1999), dass sporttreibende Frauen *„weiblich definierte Stereotype der Schwäche, Ängstlichkeit und Hilfsbedürftigkeit“* (Günter, 2005, 50) widerlegen.

„Sportkörper können Orte der Auseinandersetzung über Geschlechterarrangements sein, nicht zuletzt, weil sich an ihnen die Konstruktion der Geschlechterordnung dechiffrieren und mit ihnen das ‚doing gender‘ verändern lässt. Es stellt sich dabei die Frage, ob Sport eine Arena sein kann, auf der sich die binären Gegensätze von Männlichkeit und Weiblichkeit auflösen und eine neue Mischung von Sport, Männlichkeit und Weiblichkeit entsteht.“ (Pfister, 1999, 51 in: Günter, 2005, 50 f.).

Diese Frage stellt sich insbesondere im Karate, wo doch hier die Interaktionen zwischen den Übenden und jegliches sonstige ‚doing gender‘ karatespezifisch abgewandelt sind.

2.7. Ergebnisse einer in einem zur Fachtagung der dvs-Kommission veröffentlichten Ergebnisse zu Frauen im Karate

In einem Artikel in der Sammelausgabe zur Fachtagung ‚Geschlecht und Identität‘, die vom 18.-20.9.1998 in Hamburg stattgefunden hat, stellt Annette Benning ihre unveröffentlichte Diplomarbeit: ‚Karate-Neue Chancen für Frauen in einer Kampfsportart? Eine Psychologische Analyse zu Motiven und Kampferleben‘ (unveröffentlichte Diplomarbeit, Bielefeld, 1996), (siehe Literaturangabe im Anschluss zu Bennings Artikel in ‚Identität und Geschlecht‘, 2000) vor.

Ausgangspunkt ihrer Überlegungen ist, dass Frauen in der Männerdomäne Karate Erfahrungen machen, die mit traditionellen Stereotypen von Weiblichkeit nicht vereinbar sind. Sie erklärt sich dies so: nach Becker-Schmidt/Knapp, (1987, in Benning, 2000) gibt es einen geschlechtsbezogenen Identitätszwang. Prozesse der Vermittlung der Rollenzwänge sprechen dabei ‚subjektive Tiefenschichten und Selbstbilder‘ (Benning, 2000, 165) an. Frauen werden als ‚das schöne Geschlecht und Mutter‘ idealisiert. So wird das Ausbalancieren der Identität zur Konfliktkategorie, wenn Frauen gleichzeitig in ‚männlich‘ konnotierten Feldern tätig sind. Es braucht Selbstbewusstsein und Unterstützung, um ein Verharren in alten Rollen oder Konflikte beim Verlassen von Rollen zu verhindern.

Benning untersuchte fünf Frauen nach der Methode des problemzentrierten Interviews von Witzel (1985, in Benning, 2000) und wertete diese mit Hilfe der Grounded Theorie (Strauss, 1991, in Benning, 2000) aus. Alle Interviewten sind Breitensportlerinnen ohne Schwarzgurt, die circa fünf Jahre Karate betreiben. Zwei von ihnen sind ‚Aussteigerinnen‘.

Benning definiert Karate umstandslos als Kampf (in dem Artikel, auf den sich hier bezogen wird, ohne Literaturangabe und ohne weitere Erklärung) und diesen als letzte Bastion der Herstellung von Männlichkeit.

Die Frauen in ihren Interviews beschreiben positiv, dass sie sich durch das Karate-Training in ihrem Körper stärker fühlen und dieses Gefühl sich auch auf den Alltag überträgt. Die Ausführung des Kampfschreies dagegen stellt sich für die Frauen als ‚schizophrene Situation‘ dar: Einerseits sollen sie laut schreien, andererseits werden sie als Frauen dafür ausgelacht (vgl. Benning, 2000, 172)

Kampf stellt für ihre Interviewpartnerinnen eine Bedrohung und Herausforderung dar. Andere zu schlagen und selbst Schläge einzustecken scheint ihnen suspekt. Sie verstehen die

Struktur und Dynamik des Kampfes nicht auf Antrieb (vgl. Benning, 2000, 170). Benning begründet dies mit dem von Carol Gilligan (1988) entdeckten Phänomen der ‚weiblichen Moral‘. Danach ist für Frauen „*Gewaltlosigkeit, Rücksichtnahme und die Sorge und andere*“ zentral (Benning, 2000, 173). Alle Interviewpartnerinnen bevorzugten daher die Grundschule und die *Kata*, Kampf dagegen scheint für die Frauen nicht nachvollziehbar. Hier scheint durch, dass es im Karate durchaus doch andere Anteile als Kampf, nämlich die Grundschule (alleine ausgeführte Techniken) und die *Kata* (Bewegungsformen ohne Partner/In), gibt.

Trotzdem steht der Zweikampf bei Benning im Zentrum des Artikels. Das Ziel der Frauen sei es vor allen Dingen, unverletzt aus der Situation hervorzugehen. Dies beschäftige sie kognitiv so sehr, dass sie sich auf das Kämpfen an sich (sich schützen, die Lücke suchen und selber angreifen) gar nicht konzentrieren können, dieses somit misslingen muss und sie schmerzhaft Treffer abbekämen, was diesen Kreislauf nur fördere (vgl. Benning 2000, 170, f.). Das führe zu dem Zustand ‚erlernter Hilflosigkeit‘ (Seligman, 1979, zitiert nach Benning 2000, 171).

Benning erklärt das Unbehagen der Frauen zu kämpfen mit der geschlechtsspezifischen Sozialisation nach Hagemann-White: Jungen raufen schon auf dem Schulhof, Mädchen werden nicht ermutigt, ihre Körperkräfte zu testen (Hagemann-White, 1984, nach Benning, 2000, 172).

‚Kampf scheint eher was für Männer, weil er so brutal ist‘ ist Kernaussage der zwei Interviewten (‚Aussteigerinnen‘), die schließlich mit Karate aufhören (vgl. Benning, 2000, 170 f., 173). Dieses ‚Härte zeigen‘ und gegen einen Mann gewinnen sei für sie nicht vereinbar mit Weiblichkeit. So hätten sie im Training einen ständigen Konflikt zu bewältigen, den sie mit dem Ausstieg lösten. Sie machten die Erfahrung, dass Männer teilweise sehr hart und brutal zuschlugen; wenn sie das nicht ‚abkönnten, sollten sie lieber Schach spielen‘ kriegten sie zu hören (vgl. Benning, 2000, 174). Da die Frauen sich an niemanden wenden könnten mit dieser für sie unlösbaren Situation, zweifelten sie an ihrer Wahrnehmung des harten Angriffs und seien laut Benning erschreckt (vgl. Benning, 2000, 174).

Die drei Interviewpartnerinnen, die dabei blieben, konnten diesen Aspekt als Herausforderung verstehen. Sie wuchsen mit Brüdern auf und entdeckten für sich eine Nische, wieder so zu sein wie als Kind, was in ihrem Alltag als Hausfrau und Mutter nicht möglich war (vgl. Benning 2000, 175).

Im Ergebnis hält Benning fest, dass die Bewegung selbst für die Frauen positive Erfahrungen ermögliche. Problematisch sei, dass die Bewegungsanforderungen an ‚männlichen‘

Bewegungserfahrungen ausgelegt sind (vgl. Benning 2000, 165 und 176). Die Frauen müssten diese Anforderung mindestens so gut erfüllen, wie die Männer selbst, um anerkannt zu sein. Gleichberechtigung bedeute hier: Anpassung an männliche Normen. Die Anforderung an weibliche Körperrepräsentanz und weibliches Verhalten stehe dem diametral gegenüber. Dies führe zu einem Konflikt, der auf der unbewussten Ebene bleibe. Die Frauen selber könnten das häufig ausbalancieren, doch meist hätten andere, aber auch die Frauen selbst Schwierigkeiten mit den tradierten Geschlechterrollenbildern, so dass ein Konflikt entstehe, da die Erfüllung der gegensätzlichen Ansprüche nicht zu bewältigen sei.

Je nachdem, wie im Verein damit umgegangen würde, ob zum Beispiel Absprachen über die Härte der Partnerübung möglich seien oder nicht (vgl. Benning, 2000, 169), traten die Frauen aus oder machten weiter und fühlten sich durch die neue Körpererfahrung besser: „...*viel freier und nicht mehr so eingengt wie im Käfig.*“ (Benning 2000, 176).

Da Annette Benning (2000) Karate rein als Kampf definiert, die Gründe dafür nicht näher erläutert und sich ihre Untersuchung - zumindest nach dem in dem Sammelbändchen zu der 6. Tagung der dvs-Kommission ‚Frauenforschung in der Sportwissenschaft‘ vom 18.-20.9.1998 in Hamburg – rein auf den Ausgangspunkt ‚Karate ist Kampf und Kampf ist eine Männerbastion‘ bezieht, habe ich die in diesem Artikel von ihr veröffentlichten Ergebnisse als für meine Arbeit nicht relevant befunden und werde mich im Folgenden nicht weiter darauf beziehen.

3. Was ist Karate? Zur Entwicklung vom Karate-Do zum Karate-Sport

Die in diesem Kapitel verwendete Literatur findet sich vorwiegend im Literaturverzeichnis für Quellen. Die kursiven und unterstrichenen Begriffe sind im **Glossar** erklärt.

Karate wird heute auf vielfältige Art betrieben, wobei sich die verschiedenen Arten nicht voneinander abgrenzen lassen, sondern ineinander greifen. Jörg Möller beschreibt, dass Karate heute als Selbstverteidigung, als Sport und als Karate-Do, also als „*Weg der Selbstfindung, Persönlichkeitsbildung und Charakterschulung betrieben*“ wird (Möller, 1996, 55). Der Begründer des modernen Karate wie es heute weltweit betrieben wird, Masatoshi Nakayama, drückt das so aus: „*Das Wesen des Karate-Do ist nicht, über Sieg oder Niederlage zu entscheiden, denn Karate-Do ist eine Kampfkunst, die den Charakter durch Training entwickelt, so dass jeder Karateka jedes physische und psychische Hindernis überwinden kann.*“ (Nakayama, 1980, 8). Dabei ist wichtig, dass Karate der Abwehr gegen unerwartete Angriffe dienen soll. Teil der Charakterschulung ist die Erziehung des eigenen Körpers:

„Durch die Ausübung des Karate-Do beherrscht der Karateka alle Bewegungen des Körpers, wie zum Beispiel Beugen, Springen, Balancieren, indem er lernt, Glieder und den Körper nach den Techniken des Karate-Do rückwärts und vorwärts, links oder rechts sowie nach oben oder unten zu bewegen. Diese Techniken werden vollkommen von der Willenskraft des Karateka kontrolliert und richten sich präzise, direkt und mit maximaler Kraft auf das Ziel.“ (Nakayama, 1980, 8).

Wenn man die Ursprünge des Karate-Do in Augenschein nimmt, wird deutlich, welches die traditionellen (Karate als Do) und welches die moderneren (Karate als Sport) Anteile sind. Beide sind verwoben.

3.1. Der Ursprung des Karate-Do

Um die Wurzeln des modernen Karate-Do zu finden, muss man weit zurück in die Geschichte Ostasiens schauen. Binhack und Karamitsos (1992) erklären drei Ansätze: der erste sieht die Wiege der Kampfkünste im Mittelmeerraum, wo bei Ausgrabungen bildliche Darstellungen von Faustkampftechniken gefunden wurden, die sich auf eine Zeit um 2000 v. Chr. datieren lassen. Techniken wie Schlagen, Treten oder Ringen sowie aus dem Karate bekannte Trainingsgegenstände wie Sandsack oder *Makiwara* kennt man auch vom griechischen Allkampf (Pankraton) sowie aus einem frühgriechischen Waffentanz namens Pyrrhiche, wie von Platon überliefert (vgl. Binhack/Karamitsos, 1992, 7). Die zweite Erklärungslinie be-

schreibt den Ursprung in Indien. Dort wurde die Kampfkunst Vajramushti betrieben. Auch hier gab es Karate-ähnliche Techniken kombiniert mit Atem- und Yogatechniken. Es gibt Funde von Statuen, die bei der Ausübung dieser Techniken dargestellt sind, die aus der Zeit 100 v. Chr. stammen (vgl. ebd., 8). Als bekannteste Hypothese, die auch von Jörg Möller (1996) benannt wird, gilt, dass der indische Mönch Bodhidharma den Zen-Buddismus ca. 500 n. Chr. nach China in das bekannte Shaolin-Kloster einführte. Um den Gesundheitszustand der dortigen meditierenden Mönche zu verbessern, erfand er verschiedene Leibesübungen und Atemtechniken. Diese verwoben sich alsbald mit aus alten magischen Volksreligionen stammenden einheimischen Kampfformen. So verbesserten die Mönche gleichzeitig ihren Gesundheitszustand, und sie konnten sich gegen Überfälle auf ihr Kloster verteidigen (vgl. ebd., 8). Von hier aus verbreitete sich diese Kampfkunst aus dem Shaolin-Kloster nun in ganz China, wobei es zur Ausbildung vieler verschiedener Stile kam. Das wichtigste Unterscheidungsmerkmal ist das zwischen inneren und äußeren Kampfkünsten. Während bei den inneren Kampfkünsten wie Qi Gong und Tai Chi der Schwerpunkt auf der Bewegung des Ki im Inneren des Körpers entlang der Meridiane lag und liegt und die Bewegungen eher ruhig und langsam ausgeführt wurden und werden, gibt es in den äußeren Kampfkünsten wie Karate vorwiegend „harte, schockartige und schnelle Bewegungen“ (ebd., 9), die die äußere Stärke in der Technik hervorheben (vgl., ebd., 9).

Diese Metamorphose hin zu den heutigen Kampfkunstformen hat nach Jörg Möller Mitte des 6. Jahrhunderts stattgefunden (vgl. Möller, 1996, 55). Von China gelangte dieses Kampfkunstsystem über Handelsbeziehungen nach Okinawa, die südjapanische ‚Ryukyu‘-Inselgruppe, die an das chinesische Festland angrenzt. Bis zum 17. Jahrhundert war diese Inselgruppe, deren Bewohner sich auch von den Festland-Japanern durch eine dunklere Hautfarbe und eine andere Sprache abhoben, sehr chinesisch dominiert: dadurch, dass viele ihrer Einwohner auf das chinesische Festland übersiedelten, entstand ein reger Austausch. Techniken des chinesischen Kung Fu, das aus den Kampfkünsten des Shaolin-Klosters hervorging, vermischten sich mit den okinawanischen Kampfsystemen, die im Gegensatz zum Kung Fu eher mit der geschlossenen Faust als mit der offenen Hand arbeiteten.

Als dann Anfang des 17. Jahrhunderts die Ryukyu-Inseln von Japan besetzt wurden, wehrte sich die Inselbevölkerung mit Hilfe von in Waffen verwandelten bäuerlichen Alltagsgegenständen und auch ganz ohne Waffen. Aus ersterem sind die heutigen Kobudo-Techniken entstanden, Kampfformen mit Waffen wie Tonfa, Nunchaku etc., die z. B. aus Dreschflegeln u. Ä. Werkzeugen der Bauern hervorgingen. Die waffenlosen Verteidigungsformen brachten über das To-de und das Okinawa-Te (Okinawa-Hand) das Kara-te (Leere Hand) hervor. Zu-

nächst wurde diese Kampfkunst nur im Geheimen gelehrt und direkt von der Meister/in an die Schüler/in¹ weiter gegeben. Das ‚Kara‘ in Karate wies somit auf die persönlichkeitsbildenden Aspekte des Karate-Do hin. Dies lehnt sich an den Zen-Buddhismus an (vgl. Möller, 1996, 56 ff.; Pflüger, 1989, 8, 11).

3.2. Verbreitung von Karate-Do am Beispiel der Stilrichtung Shotokan

Als Begründer der heute weltweit verbreitetsten Stilrichtung des Karate-Do ist Gichin Funakoshi anzusehen. Er wurde 1868 auf Okinawa geboren und lernte dort bei einem Karate-Lehrer namens Sokon Matsumara (1809-1898) den Stil Shorin Ryu. Mit Hilfe dieser Kampfkunst, deren Ausübung in seiner Familie auf eine lange *Samurai*-Tradition zurück ging, versuchte er seinen schlechten Gesundheitszustand zu verbessern. Zu der Zeit wurde Karate nur von einem Lehrer an ein bis drei Schüler weitergegeben. Da geheim trainiert wurde, fand das Training häufig nachts statt. Funakoshi nahm dafür einen weiten Anreiseweg auf sich und war häufig erst in den frühen Morgenstunden wieder zu Hause (vgl. Möller, 1996, 59). Da er als Samurai mit traditioneller Haartracht nicht zum Medizin-Studium zugelassen wurde, wurde er Hilfslehrer und später Hauptschullehrer (vgl. Möller, 1996, 59).

Gichin Funakoshi lehrte Karate an der Waseda-Universität in Tokio (vgl. Pflüger, 1989, 9). Von dort aus breiteten sich in den späten zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts *Karate-Dojos* an den Universitäten aus. Da der Spitzname von Funakoshi ‚Shoto‘ (= Pinienrauschen) war, hieß der Stil, den er verbreitete, ‚*Shotokan*‘. Viele der großen Karate-Meister, die später die JKA (Japan Karate Association) gegründet haben, gingen aus den Uni-Dojos hervor und blieben den Universitäten zum Teil auch in der Lehre erhalten. Im Jahr 1949 wurde offiziell die *Japan Karate Association (JKA)* gegründet. Ab 1950 wurden von der JKA Instruktoren in die ganze Welt verschickt wurden, um Karate bekannt zu machen.

¹ Es gibt wenig überliefertes Material; im Bubushi wird eine Frau als Begründerin eines maßgeblichen Vorgängerstiles des Shotokan erwähnt (vgl. Habersetzer, 2004, 23). Sie kommt im Folgenden nur als Tochter des Mönchs Fang Shiyu, der aus dem berühmten Shaolin-Kloster in China flüchtete, vor. Sie hieß Fang Ying Yang und begründete mit dem vom Vater gelernten Wissen den Stil des Weißen Kranichs, den maßgeblichen Vorgängerstil des heutigen Shotokan (vgl. Habersetzer, 2004, 39, 207 ff.). Trotzdem wird sie in späteren Veröffentlichungen z. B. bei Nakayama (Begründer des modernen Shotokan und Schüler von Funakoshi, direkter Begründer des Shotokan-Stils) nicht erwähnt. Es ist zu vermuten, dass es Meisterinnen gab, die aber wegen der damals noch rigider existierenden Geschlechtsrollenzuschreibungen nicht in Überlieferungen erwähnt wurden. Ich gehe davon aus, dass es Meisterinnen sowie Schülerinnen gab und verwende beide Formen.

3.3. Wesen und Elemente des Karate-Do/-Sports

3.3.1. Zum Zen in den Kampfkünsten Japans

Funakoshi legte „Wert auf die richtige innere Einstellung, den Geist, im Sinne des Do“ (Pflüger, 1989, 9). Er war z. B. der Meinung, dass, wenn Karate-Do als Wettkampf ausgeübt würde, der Geist des Karate-Do verloren ginge, da dann das Streben nach äußerem Erfolg im Vordergrund stehe und darüber die geistige und innere Entwicklung – also das Hauptziel im Karate-Do – vernachlässigt würde. In Anlehnung an Funakoshis *Dojokun* (= Trainings- und Lebensregeln) ist also auch ein Leitsatz in der damals gegründeten JKA: „Oberstes Ziel in der Kunst des Karate ist weder Sieg noch Niederlage, sondern liegt in der Vervollkommnung des Charakters des Ausübenden.“ (Pflüger, 1989, 14). So lässt sich auch die erste Regel von Funakoshis *Dojokun* – ‚Vervollkomme deinen Charakter‘ – verstehen.

Der Hintergrund dieses Gedankengutes, das allen Karate-Do-Stilrichtungen gemeinsam ist, lässt sich in den ostasiatischen Philosophien finden. Nachdem buddhistische und taoistische Einflüsse während der Entwicklung der Kampfkünste in China im Vordergrund standen, steht im Karate-Do vor allem der Zen-Buddhismus im Vordergrund: Tun durch nicht tun, den Kopf leer („Kara“, Bezug s.o.) kriegen und aus dieser Haltung heraus immer spontan in allen Lebenslagen richtig und schnell, spontan und intuitiv handeln zu können (vgl. Binhack/Karamitsos, 1992, 16 ff.). Dies ist eine Trainingsmaxime: Durch viele Wiederholungen soll diese Haltung geschult werden und Techniken sollen internalisiert werden (vgl. Pflüger 1989, 9).

Hier deutet sich auch die persönlichkeitsbildende Komponente des Karate-Do an. Insbesondere die zwanzig Grundregeln (*Dojokun*), die Funakoshi im Karate-Do festlegte, deuten auf die Intention der Charakterschulung im Sinne der *Budo-Etikette* hin. Dieser wird in jedem Karate-Training durch den Aufbau des Trainings in der Form, dass jede/r über ihre/seine Grenzen gehen muss, zumindest implizit mit vermittelt. Wenn 100%ige Konzentration auf den eigenen Körper und die eigene Technik fehlen, dann leidet die Technik. Der Geist muss unter Kontrolle und leer sein, frei von Aggressionen, damit der Körper spontan und schnell eine Technik ausführen kann. Und dies ist spätestens im Freikampf erforderlich; das Gehirn der Karateka² muss blitzschnell Befehle zur Ausführung und Umsetzung geben. Das funktio-

² Anm. d. V.: Um die männliche und weibliche Form einzuschließen, spreche ich – soweit es möglich ist – von ‚Karateka‘ im Plural: ‚die Karateka‘.

niert nur bei vollkommener Entspannung und Lockerheit des Geistes und der Muskulatur, die erst am Ende einer Technik – im *Kimepunkt* – einen Augenblick voll angespannt wird, damit die Energie der Technik im Auftreffpunkt (der beim Üben in der Regel in der Luft vor dem Ziel ist) übertragen werden kann.

Man kann diesen Grundsatz der Zielfokussierung bei gleichzeitiger entspannter Wachheit in die Mikroebenen des menschlichen Lebens transportieren: durch einen allzeit entspannten und bereiten Körper und Geist (dieser Zustand heißt *Zanshin*) sind Menschen in der Lage, in jeder Situation angemessen handeln zu können. Dadurch wird eine Person in die Lage versetzt, immer adäquat und schnell reagieren zu können (vgl. Nakayama 1980, 8).

3.4. Organisation von Karate(-Do) von den Anfangszeiten bis heute

Einer der Schüler von Funakoshi, der aus dem Uni-Dojo hervorgegangen war, Masatoshi Nakayama (1913-1987), studierte in den Jahren 1937-1946 unter Anderem in China Kampfkünste. Er war seit 1949 Professor an der Daigaku (=Universität) in Tokio und Mitbegründer der *Japan Karate Association (JKA)*. Nakayama entwickelte verschiedene *Kumite-Formen* als Vorgängerformen für das Karate-System, das wir heute kennen, mit seinen Gürtelprüfungen und Wettkämpfen (siehe Karate-Techniken), die auch heute noch als Grundlage für Prüfungen und Wettkämpfe im *Shotokan*-Karate genutzt werden. Diese reglementierte Form des Kampfes machte eine realistische Kampfsimulation nach Regeln ohne Verletzungen des Trainingspartners/der Trainingspartnerin möglich. Die Karateka können hier ihre Wahrnehmung (Distanz, Auge = *Maai*) und ihr strategisches Verhalten verbessern. Wettkampf und Prüfung dienen nach Nakayama (1980) der Einschätzung der eigenen Fähigkeiten im Karate. Außerdem konnte Karate so auch Zuschauenden³ zugänglich gemacht werden: Um es weltweit zu verbreiten, musste es für Außenstehende verständlich sein.

Wettkämpfe wurden eingeführt. Die Ausführung der Techniken wurde und wird im Wettkampf durch Kampfrichter bewertet. Dadurch verschob sich der Schwerpunkt des Karate-Do: die äußere Form wurde entscheidend. Es ging nicht mehr, wie es Gichin Funakoshi vorsah, um die Entwicklung des Charakters und der Persönlichkeit im Verlauf der Übungsjahre, son-

³ Anm. d. V.: Ich verwende – soweit möglich – substantivierte Verben, um die doppelte Erwähnung der männlichen und weiblichen Form weitgehend zu vermeiden.

dern um klassische Sport-Kriterien nach dem Maßstab ‚Höher, Schneller, Weiter‘ (vgl. Pflüger, 1989, 8-19; Lind, 2001, 168-175). Gichin Funakoshi war sehr gegen diese Entwicklung, für ihn war immer schon klar, wenn Karate ein Wettkampfsport würde, würden die Wesenszüge des Do verloren gehen. Doch er hatte in den 1950er Jahren nicht mehr genügend Einfluss, um die Entwicklungen zu steuern. Nach dem Krieg war Nakayama Direktor der sportwissenschaftlichen Fakultät der Takushoku-Universität in Tokio. So entstanden erstmals sportwissenschaftliche Aufarbeitungen des Karate. Er wurde Autor von Standardwerken wie „Dynamic Karate“ und der Serie „Karate-Perfekt“. Diese Titel zeichnen die Entwicklung des ‚Höher, Schneller, Weiter‘ im Karate nach: Karate sollte dynamisch sein, die äußere Form perfekt. Auf Entwicklung innerer Werte weist – zumindest im Titel – nichts hin. Mit anderen entwickelte Nakayama um 1950 Wettkampfbregeln. Diese sollten dazu dienen, z. B. Wettkämpfe praktikabel und Zuschauer freundlich zu machen. Nakayama führte den Begriff Sun-Dome ein:

„Sun-Dome bedeutet das Abstoppen der Technik kurz vor dem Auftreffen im Ziel (1 sun = ca. 3 cm). Wenn jedoch eine Technik nicht bis zum Kime geführt wird, kann dies nicht als richtiges Karate bezeichnet werden. Es stellt sich somit das Problem, den Widerspruch zwischen Kime und Sun-Dome zu überbrücken. Die Lösung ist, das Ziel geringfügig vor die jeweiligen empfindlichen Körperstellen des Gegners zu verlagern. Dieses gedachte Ziel lässt sich dann ohne Kontakt und mit maximalem Krafteinsatz ‚treffen‘.“ (Nakayama, 1980, 8).

Mitglieder der JKA waren zu dieser Zeit u. a. Taiji Kase, Hirokazu Kanazawa, Keinosuke Enoda, Katsunori Tsuyama, Hiroshi Shirai, Mikio Yahara, Masao Kawasoe, Mashiko Tanaka, Keiko Abe, Testsuhiko Asai. Diese Meister wurden in alle Welt ausgesandt, um dort für die adäquate Verbreitung des Shotokan-Karate-Do zu sorgen (vgl. Sroka, 4.12.2006). Diese Entwicklung war der Grundstein für das Karate, wie es heute in allen Ländern der Erde betrieben wird und auch der Grundstein für das ‚Sportkarate‘. Trotzdem spricht Nakayama in seinen Büchern von Karate-Do, doch es geht nicht mehr um ein Do, wie es im ursprünglichen Sinne im Budo gemeint war.

„Meister Funakoshis Kunst diente nie allein dem Zweck, nur den Körper stark zu machen, sondern ging weit darüber hinaus und betraf den Menschen als Ganzes. Im Gegensatz zu der heute weitverbreiteten Auffassung von Kampfkunst stand in ihrem Mittelpunkt der Weg (Do), auf dem der Mensch durch Übung zu einem neuen Bewusstsein gelangen konnte. Der Begriff ‚Do‘ wird auch heute in den meisten Varianten des Budo gebraucht, doch in Wirklichkeit ist man weit von jenem Weg entfernt, den die traditionellen Kampfkünste lehrten. Die modernen Kampfkünste sind heute vielmehr in Gefahr, jeden erzieherischen Wert und geistigen Inhalt zu verlieren.“ (vgl. Lind, 1992, 10).

Gichin Funakoshi war zunächst Lehrer und später in Japan Pädagogikprofessor, so dass man annehmen kann, dass die persönlichkeitsbildenden und charakterschulenden Ansätze seines Karate-Do-Verständnisses auf Erfahrung und Fachwissen beruhen.

Das moderne Karate, welches die JKA (Japan Karate Association) 1950 begründete, benutzte zwar die Dojokun von Meister Funakoshi, um dem Karate einen Rahmen zu geben bzw. den alten Rahmen der Form halber beizubehalten. Doch die Regeln und Rituale verkommen mit der Zeit mehr oder weniger zur Form: Es gibt auch innerhalb des DKV (Deutscher Karate Verband) Gruppen, die sich an Karate-Tradition orientieren, wobei hier immer das Karate nach Nakayama, welches an sich schon Sportkarate ist, gemeint ist. Genauso gibt es Gruppierungen, die sich von der asiatischen Hintergrundsphilosophie bewusst abgrenzen. Hier gerät schon das rituelle An- und Abgrüßen zur hohlen Hülle; vorwiegend wird Kumite betrieben, an Kata, die eigentlich nach Funakoshi das wichtigste Instrument zur geistigen Weiterentwicklung über die körperliche Ebene war, besteht dort wenig bis kein Interesse.

Wobei auch dieses Phänomen schon früh in der Geschichte des Karate auftauchte: Yoshitaka Funakoshi, der Sohn von Gichin Funakoshi, erlernte von seinem Vater und später, während dessen Abwesenheit von anderen okinawanischen Meistern, die Kampfkunst Karate. Es gibt Vermutungen, dass Gichin Funakoshi ihm im Geheimen die Lehren von Anko Azato, einem seiner eigenen Lehrer vermittelte, während er ihn das Karate von Yasutsune Itosu (s. o.) offiziell lehrte. Itosu war der andere Hauptlehrer von Gichin Funakoshi. In seinem Karate stand die *Kata* (Form) zur Übung des Körpers und des Geistes im Mittelpunkt. Die Kampfmethoden waren in der Lehre von Itosu in den *Kata* verschlüsselt versteckt (vgl. Lind, 2001, 173).

Das Karate von Azato soll sehr viel kämpferischer gewesen sein. Es gibt Hinweise, dass Gichin Funakoshi diese kämpferischen Techniken in Japan nicht lehren wollte, da ein gewisses Misstrauen der Okinawaner gegenüber ihren alten Besitzern bestand. Auch war er der Meinung, dass sich Karate-Do von seinen Ursprüngen entfernen würde, wenn man die Kampftechnik in den Mittelpunkt stellte. Als sein Sohn Yoshitaka Funakoshi von 1938 bis 1945 die Leitung des Shotokan Dojos in Japan übernahm, kamen verschiedene Koinzidenzen zum Tragen: Alle Budo-Dojos wurden ab 1932 vom Staat aufgefordert, realistische Selbstverteidigungstechniken für den Nahkampf zu liefern; ansonsten würden sie ihre offizielle Anerkennung verlieren (vgl. Lind, 2001, 173). Es kam der zweite Weltkrieg und Yoshitaka Funakoshi war – wie es vielen Budoka nachgesagt wurde – politisch aktiv und wird zudem als sehr ehrgeizig beschrieben. Er begann schließlich gegen den Willen seines Vaters, den Stil zu

verändern: die Stellungen wurden sehr tief, die Fußtritte wurden sehr dynamisch aggressiv, der Hüfteinsatz explosiv. „*Yoshitakas Stellungen sind tiefer und stärker, seine Haltung suggeriert Konfrontation und verlässt damit Funakoshis Prinzip der Friedfertigkeit und Verteidigung.*“ (Lind, 2001, 174).

So entstand im Grunde der Shotokan-Stil wie wir ihn heute kennen. Gichin Funakoshi betonte immer wieder die Gefahr, dass der Sinn des Karate, das Karate-Do, verloren ginge, und er selber blieb seinem System treu:

„Funakoshis [Gichin, Anm. d.A.] Stellungen sind höher, seine Techniken kürzer, und Hüft- und Beinbewegungen sind nicht so ausgeprägt, wie wir sie heute kennen. Doch es gibt eine bestimmte ‚Qualität‘ in seinen Kata, sie haben eine offensichtliche Natürlichkeit und Leichtigkeit in der Bewegung. Es gibt auch eine Art von Bescheidenheit in seiner Technik – ihr fehlt jegliches Verlangen, Zuschauer durch Form zu beeindrucken (was wir heute auf Wettkämpfen sehen, was aber in der Tradition als Egotrip gilt). Der Hauptunterschied zum heutigen Karate liegt in der psychologischen Art und Weise, wie die Katas ausgeführt werden. Die modernen Kata enthalten viel Dynamik, die Stellungen sind tief, die Techniken haben ein ausgeprägtes Kime und einen hohen Rhythmus – alles Zeugnisse von Selbstzweck in der Form.“ (Lind 2001, 172).

Gichin Funakoshi sollte Recht behalten: Sowohl die äußere Form als auch die Art und Weise ‚Do‘ zu definieren und zu leben, hat sich schon 1938 nachhaltig verändert. Yoshitaka Funakoshi unterrichtete zusammen mit einem anderen Schüler seines Vaters, Shigeru Egami, Nahkampfeinheiten der japanischen Armee. Diese übten unter sehr harten realistischen Bedingungen; es gab ernsthafte Verletzungen, auch Todesfälle wurden in Kauf genommen (vgl. Lind, 2001, 175). Vor 1940 kamen viele Okinawaner nach Japan, um dort unter dem Deckmantel ‚Karate‘, welches sich durch die Nähe zum Staat einen Bekanntheitsgrad verdient hatte, Straßenkampf zu unterrichten. Der eigentlichen Materie nicht mächtig, schwammen sie auf der lukrativen Welle, schaden so aber dem Ruf des Karate. Yoshitaka Funakoshi starb 1945 an den Folgen von Tuberkulose, das Shotokan Dojo wurde zerbombt. Sein Vater Gichin Funakoshi ging vorübergehend zurück nach Okinawa.

Durch diese Entwicklungen verlor die Shotokan-Bewegung an Einfluss. 1949 gründeten Nakayama und Nishiyama das heute noch existierende JKA (s. o.) mit dem Ziel, Karate als Wettkampfsport zu verbreiten. Gichin Funakoshi war mit dieser Entwicklung nicht einverstanden, trotzdem verwendete man seinen Namen als Markenzeichen. Es begannen die ersten Wettkämpfe im JKA; hier war Kanazawa, der den Beinamen ‚Mister Shotokan‘ erhielt sehr erfolgreich. Im Alter von 88 Jahren starb Gichin Funakoshi (vgl. Lind, 2001, 173). Die Entwicklungen, die er zu verhindern versuchte, waren eingetreten. Karate verbreitete sich weltweit durch Entsendung von Instruktoren durch die JKA. In den einzelnen Ländern gründeten

sich auf dieser Grundlage verschiedenste Verbände, die alle in ihren Zielen in mehr oder weniger großen Nuancen voneinander abweichen. Dabei ging es häufig nicht um die Sache, sondern um Ausbau und Erhalt von Machtstrukturen.

Der DKV (s. o.) entstand auf der Grundlage dieser Vorgeschichte in den 70er Jahren in Deutschland. Er ist im DOSB (s. o.) organisiert und somit der einzige offizielle Sportfachverband für Karate in Deutschland. Karate wird hier als Breiten-, Behinderten-, Leistungssport etc. ausgeführt. Es ist in Vereinen organisiert. Schon bei Nakayama diente Karate nicht mehr dem Ausschalten von äußeren Gegnern (vgl. Pflüger, 1989, 8), auch in der Satzung des DKV (§ 4, Abs. (2), vom 29.10.2005) wird z. B. Trefferwirkung ausgeschlossen. Für den Verband gelten die gleichen Maßgaben und Rahmenbedingungen wie für den gesamten organisierten Sport in Deutschland. Wie die Entwicklung des Karate-Do zum Karate-Sport zu beurteilen ist, ist nicht Gegenstand dieser Arbeit. Klar ist, dass das Karate-Do im ursprünglichen Sinne schon seit Gichin Funakoshis Verbreitung des Karate in Japan vieles von den ursprünglichen Do-Gedanken verloren hat, obwohl er dagegensteuerte. Sein Sohn wiederum betrieb diese Entwicklung bewusst, und dessen Nachfolger im JKA setzten dieses fort. Es lässt sich also kaum sagen, was vom ursprünglichen Do-Gedanken noch übrig ist. Lässt er sich in verwässerten Ritualen erkennen? Immerhin gibt es in keiner anderen Sportart ein An- und Abgrüß-Ritual vor und nach den Partnerübungen (außer in anderen Budo-Künsten), bei dem man den Gegner/innen gegenüber Respekt ausdrückt. In keiner anderen Sportart gehört es so sehr zum Trainingsverständnis im Breitensport, immer an die eigene körperliche Grenze zu gehen, auch zu trainieren, wenn man z. B. krank ist oder eigentlich zu viel zu tun hat, um zum Sport zu gehen. Im Karate gibt es das Lehrer/in-Schüler/in-Verhältnis, das charakteristisch ist für alle Budo-Sportarten und Kampfkünste. Es ist sicherlich Gegenstand einer weiteren Forschungsarbeit, diese Fragen zu klären. Sie können hier nur aufgeworfen werden, um den Rahmen für die biografischen Interviews aufzuzeigen.

Auch bleibt die Frage offen, ob sich ein Spannungsverhältnis für einzelne Karate-Betreibende ergibt zwischen Karate als Lebensweg im Sinne des japanischen Do und dem Sportkarate. Auffallend ist, dass viele Wettkämpfer, die ausschließlich Kumite betrieben, nach ihrer aktiven Wettkampfzeit aufhören, was gegen die Ausübung als Do spräche. Während viele Wettkämpfer/innen, die Karate fast ausschließlich als Kata-Athlet/innen betrieben, früher oder später sehr starke Knie-, Hüft- und Rückenprobleme haben, was auch gegen Karate im traditionellen Do-Sinn spräche, denn hier ist immer auch die Gesunderhaltung (sowie Einheit von Geist, Seele) und Körper angestrebt. Was genau für den/die Einzelne nun Karate als

Weg bedeutet, mag individuell völlig unterschiedlich sein und muss nicht zwingenderweise an die traditionellen Vorstellungen gebunden sein. Man darf nicht vergessen, dass sich das Karate heute mit seiner ganzen asiatisch/japanischen Philosophie im Hintergrund in Deutschland in einem westlichen Kulturkreis des 21. Jahrhunderts abspielt, wo im Grunde viele der traditionellen Verhaltensregeln eher befremdlich wirken. Es soll Fall nicht beurteilt werden, was ‚Do‘ ist und was nicht. Dies wäre Gegenstand einer philosophischen Arbeit und es wäre auch die Frage, ob dies dann abzugrenzen wäre. Wahrscheinlich kann man eher fließende Übergänge zwischen Karate als Do und als Sport annehmen. In dieser Arbeit wird Karate wie es im DKV ausgeübt wird, im weitesten Sinne als Sport verstanden. Der Do-Aspekt wird nicht betrachtet, da eine Differenzierung den Rahmen der Arbeit sprengen würde. In dieser Arbeit wird ein Karate-Verständnis, wie es im DKV vertreten ist, zugrunde gelegt.

3.4.1. Training

Karate wird seit der Verbreitung in den 1950er Jahren in Reihen trainiert. Es wurde nun nicht mehr von einer Meister/in an eine Schüler/in weitergegeben, sondern in den Uni-Dojos und in Schulen in großen Gruppen unterrichtet. Mehrmals in der Geschichte, immer dann, wenn die Kampfkunst der breiten Öffentlichkeit zugänglich werden sollte, war das Ziel, dass man sich davon eine militärische Nahkampfausbildung der breiten Masse versprach. So ist das Karate in diesen Zeiten als Kriegskunst zu verstehen. Heute dient das Training in Reihen der Übersichtlichkeit in den Trainingsgruppen. Die Zählkommandos dienen der richtigen Motivation und werden sehr laut erteilt, wenn die Schüler/innen die Techniken schnell und stark ausführen sollen, was aber nicht mehr dem Kultivieren von kriegerischen Ambitionen, die nach außen gerichtet sind, dient. In der Ausübung des Karate haben Rituale, die aus dem Budo hervorgehen, die Wandlungen innerhalb und außerhalb Asiens überstanden. Sie werden in jedem Training mit mehr oder weniger Hintergrundwissen und mehr oder weniger ernsthaft ausgeführt. Die Verbeugungen, die vor jeder Partner/innen-Übung und gegenüber der Trainer/in bzw. beim Betreten und Verlassen des Dojos vorkommen, sind ritualisiert, d. h. man verbeugt sich nicht vor der Person, sondern vor der Sache an sich. Dieses Verhalten gehört zur *Budo-Etikette*. Es bietet sich natürlich an, hieraus hierarchische Machtstrukturen entstehen zu lassen, da durch die ‚*Etikette*‘ (= *Budo*-Verhaltensregeln) das Grundgerüst dafür schon vorliegt. Diese Grundzüge des Karate-Do werden heute in den meisten Vereinen im Trainingsalltag vernachlässigt, sollten aber im Grunde jedem/r fortgeschrittenen Karateka bekannt sein. So bleibt es jedem/r selbst überlassen, inwieweit sie/er sich daran orientieren möchte.

Das alltägliche Karatetraining ist durch alltagsnähere Regeln bestimmt, wie z. B.: Immer sauberer *Gi*, immer saubere Füße, kurze Fuß- und Fingernägel (Verletzungsgefahr), Achtung von Trainer/in und Partner/in, keine absichtlichen Verletzungen, immer pünktlich, regelmäßiges Training, keine Diskussionen/Reden beim Training und nicht zuletzt durch den Trainingsaufbau.

3.4.2. Ein typisches Beispiel für den Aufbau einer Trainingseinheit

Beim Betreten des *Dojo* (= Übungsraum) findet in der Regel das rituelle Angrüßen statt, wie auch vor jeder Partner/innenübung und vor wie nach jeder *Kata*. Das Training selber beginnt und endet mit dem rituellen Angrüssen in einer nach Gürtelfarben hierarchisch geordneten Reihe. Die höchste Schüler/in steht vorne rechts und gibt die entsprechenden Kommandos für das Abknien (*Seiza*), das Augen schließen und Meditieren (*Mokutso*), sowie das Augen öffnen (*Mokutso Yame*) und die folgenden gegenseitigen Grußrituale mit Verbeugung (*Utigani Rei, Sensei Ni Rei*). Danach findet eine Gymnastik mit muskeldehnenden, muskelaufbauenden und Ausdauer-Elementen statt. Es können auch Übungen zum *Ki-Fluß* in der Gymnastik vorkommen, das hängt vom Ausbildungs-/Wissensstand der Trainier/in ab. Ein wesentlicher Bestandteil eines Karatetrainings ist das Grundschultraining (*Kihon*).

Hier werden dem Stand der Gruppe angemessene Techniken einzeln oder in mehr oder weniger komplexen Kombinationen geübt. Zunächst ist die genau richtige Ausführung wichtig, d. h. es wird an der Feinmotorik, dem richtigen Einsatz aller Muskeln zur richtigen Zeit, gearbeitet. Dann wird das Tempo gesteigert, um Dynamik und Krafteinsatz zu schulen. Die *Grundschultechniken* sind im Shotokan in 26 *Katas* zu festgeschriebenen und je nach Gürtelgrad in der Schwierigkeit unterschiedlichen Technikabfolge überliefert. Während früher die Weitergabe der *Katas* geheim von der Meister/in zur Schüler/in stattfand, werden die *Katas* heute von allen Trainierenden im Laufe ihres Karate-Lebens gelernt. Zuerst kommen die Heian-*Katas*, die fünf Grundkatas. Daran schließen sich die Mittel- sowie die Oberstufen-*Katas* an. Bei den Gürtelprüfungen sind je nach Gürtelstufe bestimmte *Katas* Pflicht. Es gibt ausführliche Bücher und Lehrgänge zu den verschiedenen Anwendungen der *Katas* (*Bunkai*).

Nach dem ritualisierten Angruß beginnt jede *Kata* getreu dem Merksatz ‚Karate ni sente nashi‘ (= Im Karate gibt es keinen ersten Angriff) von Gichin Funakoshi mit einer Abwehrtechnik (vgl. Pflüger, 1989, 14). Dies zeichnet Karate-Do als friedfertige Kampfkunst, die nur im Selbstverteidigungsfall zum Einsatz kommt, aus (vgl. Nakayama, 1950, 8). Es geht beim Kampf viel mehr um den Kampf mit sich selber, die Kontrolle der eigenen Gliedmaßen, der

eigenen Einstellung: Die Trainierenden sollen lernen, über ihre körperlichen Grenzen hinaus zu wachsen, diese zu erweitern. Auch im Alltag sollen diese Werte von Karateka gelebt werden. (vgl. Pflüger, 1989, 16)

In dem *Bunkai* (= Anwendung) der Katas sind jeweils charakteristische Anwendungsmuster versteckt. Ein Anwendungskonzept für die Tekki-Katas ist z. B., dass man annimmt, dass sie für Auseinandersetzungen in schmalen Gassen konzipiert wurden, weil sie im *Embusen* (= Schrittdiagramm) eine gerade Linie bilden. Die Anwendungen konnten so in den Katas geheim über Jahrhunderte transportiert werden, da sie natürlich bei der Ausübung der Kata stilisiert und ohne Gegner/in vorkommen. Ohne den/die *Sensei* sind sie nicht zu entschlüsseln. Erst als Fortgeschrittene/r ist der/die Karateka in der Lage, den Bewegungen selbst Anwendungsmöglichkeiten zuzuordnen. Durch das Betreiben als Wettkampfsport ist teilweise das Bunkai zu Gunsten einer athletischen, schnelleren und dynamischeren Ausführung („Höher, Schneller, Weiter“) in den Hintergrund gerückt (vgl. Pflüger, 1989, 17). In den Kata-Anwendungen sind die ursprünglichen *Kumite*-Formen ‚versteckt‘, also eine Vielzahl von Anwendungsmöglichkeiten der Karate-Techniken an der Gegner/in. Diese werden mit Partner/in geübt. Viele der im Karate-Do vorkommenden Anwendungsmöglichkeiten sind in den Katas enthalten. Jede Kata hat dabei ihren eigenen Charakter, z. B. kommen in der Anwendung der Kata ‚Chinte‘, was übersetzt ‚seltene Hand‘ bedeutet, Angriffs- und Abwehrtechniken mit im Karate-Alltag wenig benutzten Techniken mit der offenen Hand vor. So konnten die Inhalte über Jahrhunderte hinweg versteckt transportiert werden. Schüler/innen, die nur die äußere Form, also den Bewegungsablauf wie eine Schrittfolge beim Tanzen lernen, können somit nicht bis auf den Grund des Karate vordringen. Ihnen bleibt der tiefere Sinn der Techniken verborgen. Dies ist auch eine Tendenz beim Wettkampf-Karate. Zwar sind in den Bewertungskriterien für die Katas auch diese Aspekte (*Hara*, *Ki*, *Zanshin*) neben Form und Dynamik als Kriterien enthalten. Es besteht jedoch die Tendenz, dass eine mit entsprechender Dynamik aufgeführte Kata mit z. B. hohen Sprüngen besser bewertet wird, als eine Kata, in der *Ki*, *Zanshin* und richtiger Einsatz des *Hara* zum Ausdruck kommen. Damit gehen Grundwerte des Karate-Do verloren (vgl. Pflüger, 1989, 15 ff.).

Noch ausgeprägter ist diese Tendenz beim Kumite (= Freikampf)-Shiai (= Wettkampf). Hier trainieren die Wettkämpfer/innen häufig gar kein traditionelles Karate mehr, da im Wettkampf nur noch eine handvoll leicht auszuführender Techniken benutzt werden, auf die es dann Punkte gibt. Das heißt, dass auch nur noch diese Techniken (Kizami-Tsuki, Gyaku-Tsuki, Mae-Geri, Mawashi-Geri, Uramawashi-Geri, Ashi-Barai) auf Schnelligkeit trainiert werden. Die Wettkampfgeln sind um 1950 in der JKA (s. o.) entwickelt und seitdem in den

Nachfolgeverbänden weiterentwickelt worden (vgl. Pflüger, 1989, 16 ff.). Für den Trainingsalltag wird schon noch das Kumite-Trainingssystem von Nakayama (1980) benutzt, das eine Vielfalt von Techniken bei Anpassung an den Leistungsstand der Karateka ermöglicht. Hier gibt es verschiedene Schwierigkeitsgrade: Die Anfänger/innen lernen ein stark ritualisiertes Kumite, das *Kihon-Kumite*, bei dem die Art des Angriffes vorher angesagt wird, so dass *Uke* (Verteidiger/in) weiß, was kommt und die Abwehr innerlich vorbereiten kann. Ein Beispiel ist das *Gohon (= 5)-Kumite*. Dabei greift *Tori* (= Angreifer/in) fünf Mal mit einem Schritt nach vorne an, beim fünften Mal kommt die Technik mit *Kiai*, dem Kampfschrei. Dieser setzt zusätzliche Kräfte frei und kann *Uke* bei entsprechender Ausführung durch einen Schreckmoment in seinem/ihrem Bewegungsfluss blockieren. Der *Kiai* kommt auch zwei Mal pro Kata an festgelegten Stellen und am Ende z. B. einer starken Grundschulbahn vor, also immer dann, wenn die Technik besonders stark wirken soll. *Uke* geht rückwärts, blockt mit der passenden Blocktechnik und macht nach der fünften Abwehr eine *Kontertechnik* mit *Kiai*. Die etwas fortgeschrittenere Kumite-Form ist das *Jiyu-Ippon-Kumite*, bei welchem ein größerer Abstand zwischen den Übenden besteht, der durch Gleitschritte (*Suri-*, *Tsugi-Ashi*) überwunden werden muss. Erst wenn die Angriffsdistanz stimmt, darf *Tori* den Angriff machen und auch erst dann darf *Uke* sich zum Ausweichen und Blocken bewegen. Das heißt, es kommt hier auf Timing und Distanz an. Jeder Angriff wird mit *Kiai* ausgeführt, jedem Block folgt ein Konter ebenfalls mit *Kiai*.

In der fortgeschrittenen Form (*Jiyu-Kumite*) wird der Angriff nicht mehr angesagt und auch die Angriffsseite (links oder rechts) ist frei. Die Ausgangssituation für den nächsten Angriff ist die Endposition der vorangegangenen Aktion, so dass die Bewegung im Raum immer freier wird als Vorbereitung zum Freikampf, dem *Randori* (Übungskampf). Weitere vorbereitende Übungen für das *Randori* sind das *Okuri-Ippon-Kumite* und das *Happo-Kumite*, bei denen *Uke* nicht nach jedem Konter blockt, sondern selber einen Gegenangriff startet, der von *Ex-Tori* nun geblockt und gekontert wird, bzw. *Tori* macht zwei Angriffe nacheinander, die *Uke* nun beide blocken muss und dann erst selber kontern darf. Im freien Kampf (= *Randori*) gibt es dann keine Regeln mehr im engeren Sinne für die Bewegungsmuster, nur noch Regeln über Zielregionen und richtige Ausführung der Technik, die vor allem im Wettkampf für die Verteilung der Punkte an die Kämpfenden herangezogen werden: Die Angriffe und Konter zählen als ausgeführt, wenn sie ohne Zögern mit 100%iger Kraft und Dynamik an der Übungspartnerin angebracht werden. Sie sollen in die Zielregion hineingesetzt werden, ohne aber die andere Person zu treffen bzw. zu verletzen (siehe diese Arbeit ‚Sun-Dome‘, 7). Dabei sind Kopf und Rücken keine Zielregion; am Kehlkopf sowie an den primären und sekundären

Geschlechtsmerkmalen darf nicht getroffen werden, während vorderer Oberkörper (bei Männern) und Bauch um das Hara herum (also dort, wo Bauchmuskeln sind) durchaus in der Praxis leicht getroffen werden können, obwohl dies laut Satzung nicht vorgesehen ist (s. o.). Durch Kontrolle der Atmung und Körperspannung lernen die Karateka, diese Körperregionen anzuspannen und somit unempfindlich zu machen. Diese Techniken zählen als Punkt (*Ippon*). Bei Treffern wird bei Wettkämpfen disqualifiziert, Techniken, die nicht ideal ausgeführt sind, werden gar nicht oder als halber Punkt gewertet (*Wazaari*). Dabei wird vollständiger Respekt gegenüber der Gegner/in erwartet, also auch wenn gegen jemanden gekämpft wird, den man nicht leiden kann. Aggressionen werden sehr kontrolliert eingesetzt, es würde dem Ethos des Karate, den *Budogrundsätzen*, widersprechen, einfach auf irgend jemanden einzuprügeln, weshalb Karate-Do auch in Therapien mit z. B. jugendlichen Straftätern eingesetzt wird (vgl. Liebrecht, 1993).

3.5. Das Gürtelsystem

Das Gürtelsystem, wie es heute gilt, wurde mit der Gründung der JKA 1950 eingeführt. Die Gürtelfarben von weiß bis schwarz (9. Kyu bis Dan) sollen das Voranschreiten der Karateka auf ihrem Weg begleiten. Binhack und Karamitsos stellen das *Shu-Ha-Ri*-Prinzip als Methode der Vermittlung des Karate-Do vor. Diese Methode besteht aus drei Stufen und hat ihren Ursprung in der alten japanischen Fechtkunst. In der *Shu*-Stufe bleibt die Schüler/in an der Oberfläche der Kampfkunst; die Bewegungen sollen unverkrampft, ohne absichtsvolles Erreichen einer bestimmten Körperhaltung und daher fehlerhaft ausgeführt werden (weiß, gelb, orange). In der *Ha*-Stufe beginnt die Schüler/in Prinzipien wie richtige Haltung und Atmung, Spannung, Arretieren bzw. *Kime* zu verstehen. Er/Sie versucht, dies unter Schwierigkeiten umzusetzen. Manches gelingt, Anderes führt zu Verkrampfung und Fehlhaltungen (grün, blau, braun, 1. Dan). In der *Ri*-Stufe gelingt der Schüler/in durch die immer besser gemeisterte Umsetzung der erkannten Prinzipien ein spontaner und angemessen richtiger Umgang mit den Techniken. Sie/er kann seine/ihre Feinmotorik wahrnehmen und immer wieder neu dem Ideal angleichen (1. - x. Dan). Während dieses Abgleich-Prozesses entdeckt er/sie immer wieder neue Möglichkeiten der Annäherung an die Ideal-Technik durch immer wieder unterschiedlichen Einsatz der unzähligen Muskeln im Körper. Dabei ergibt sich ein ständiger Kreislauf zwischen der *Ha*- und der *Ri*-Stufe, ähnlich einer Spirale, immer wieder auf einer neuen Ebene ühend. Dies ist charakteristisch für den Übungsweg im Karate-Do, und dies macht für viele die Faszination an dieser Kampfkunst aus (vgl. Binhack/Karamitsos, 1992, 62 ff.; Pflüger, 1989, 20).

Dieser Prozess ist ein lebenslang andauernder Prozess. Das ist gemeint, wenn man von Karate-Do als Lebensweg spricht (vgl. Sroka, 2006). Es gibt in jeder Übungsstufe (Gürtelgrad) und in jedem Alter (unterschiedliche körperliche Voraussetzungen) immer wieder etwas Neues zu entdecken. Die Gürtelstufen sollten ein äußeres Zeichen einer inneren Entwicklung sein. Dabei gibt es für jede Gürtelstufe zur Prüfung vorgeschriebene *Kihontechniken*, *Katas* und *Kumiteübungen*. Vor dem 1. *Dan* gibt es 9 *Kyu*-Grade vom Weiß- bis zum Braungurt. Bis zum 1. Schwarzgurt ist ein Training von ca. sechs Jahren mit ungefähr drei Trainingseinheiten pro Woche notwendig. Das Erreichen der Gürtelgrade kann individuell sehr unterschiedlich schnell voranschreiten. Es hängt eben bei jedem/r davon ab, wie er/sie auf dem Weg voran kommt. Es gilt: „*Das höchste Ziel im Karate-Do ist nicht der Sieg oder die Niederlage, sondern die Perfektion des menschlichen Charakters*“ (Funakoshi, Dojokun, Lind, 1992). Da mit fortschreitendem Alter die ‚Sportlichkeit‘, Beweglichkeit und Muskelkraft per se nachlassen, kommt es bei den höheren *Dan*-Prüfungen auch auf andere Werte an, z. B., ob jemand in der Verbandsarbeit sehr aktiv war. So findet man neben technisch sehr hoch entwickelten Karateka auch im fortgeschrittenen Alter, viele technisch minder Begabte mit entsprechender Verbandskarriere. Ebenso ist es schwer umsetzbar, in einer Gürtelprüfung eine innere Entwicklung abzuprüfen. Dies wird auch nicht gemacht, so dass die Verteilung der Gürtelgrade bis zum *Dan* aufgrund technischer – also sportlicher – Kriterien erfolgt.

3.5.1. Lizenzen: Trainer/in, Prüfer/in

Neben den *Dan*-Graden und der tatsächlichen Leistung sowie messbaren Wettkampferfolgen stellen Lizenzen eine interne Hierarchie her. Eine vom Verband als Prüfer/in zugelassene Person kann diese Prüfungen abnehmen. Es gibt eine Hierarchie in der Zulassung zur Prüfer/in: es gibt A-Prüfer/innen, die *Dan*-Grade prüfen können, und es gibt B-Prüfer/innen, die bis einschließlich Braungurt (1. *Kyu*) prüfen dürfen. Die Zulassungen werden nach eigenem Gürtelgrad bzw. auch Notwendigkeit im Verband nach Teilnahme an entsprechenden Qualifizierungsmaßnahmen erteilt. Ebenso gibt es verschiedene Trainer/innen-Lizenzen, die beim entsprechenden Fachverband des Landessportbundes erworben werden können. Es gibt die Fachübungsleiter/innen-Lizenz (F-Lizenz), für die ein Verein Zuschüsse vom Landessportbund (LSB) bekommt. Dann gibt es die B-Lizenz, was die Breitensportlizenz ist und die C-Lizenz, welche zum Leistungs-Training befähigen soll. Die Teilnahme an der A-Lizenz-Ausbildung muss beim Karate-Fachverband beantragt werden.

3.6. Zur Geschichte des Deutschen Karate Verbandes (DKV)

Die Gründung des DKV zog sich über einen längeren Zeitraum, da die verschiedenen Karate-Vereinigungen in Deutschland ihre sportpolitische Autonomie nicht verlieren wollten. Es gab die Auflage des DSB, dass nur ein Verband in den DSB aufgenommen würde.

Bis sich der DKV als Vertretungs-Organisation für die verschiedenen Karatevereinigungen in Deutschland gründete, dauerte es eine Zeit. Die einzelnen Verbände und Stilrichtungen mussten erst den Nutzen einer einzigen großen Organisation erkennen, um über Differenzen hinweg sehen zu können. 1957 führte der Karate-Pionier Jürgen Seydel die Kampfkunst Karate in Deutschland ein. Er war ursprünglich Judoka und lernte bei einem Lehrgang in Frankreich Karate kennen. Am 1.4.1957 gründete Jürgen Seydel das erste Karate-Dojo Deutschlands, den Budokan Bad Homburg. Am 27.7.1961 wurde auf seine Initiative hin der Deutsche Karate Bund (DKB) gegründet.

An einen ersten Wochenlehrgang am Sportinstitut der Universität Göttingen im Jahr 1964, dem später deutschlandweit viele folgen sollten, war die erste Deutsche Karate-Meisterschaft angeschlossen. Hier starteten Frauen und Männer (vgl. DKV, 2009) gemeinsam und zwar ausschließlich in der Disziplin Kata. Ein Höhepunkt im Jahr 1965 war ein Wochenlehrgang in Bad Godesberg, der erstmalig die vier japanischen Spitzeninstructoren Shirai, Kase, Enoeda und Kanazawa nach Deutschland führte. Im selben Jahr wurde das erste deutsche Nationalkader zusammengestellt. Außerdem wurde ein zweiter Karate-Verband gegründet: Die Sektion Karate im Deutschen Judo Bund, kurz SeKa DJB. Seitdem bestimmten zwei große Karate-Verbände, die eigene Wege gingen, die Geschichte des Karate in Deutschland. Der japanische Großmeister Hirokazu Kanazawa wurde in den Jahren 1967 bis 1970 Bundestrainer in Deutschland für den DKB. Dies war der Grundstein für das technisch gute Niveau deutscher Karateka. Diese frühen Nationalmannschaften waren ausschließlich Männern vorbehalten, ein Frauen-Team gab es nicht, so wie es nach 1964 (s. o.) auch keine Wettkämpfe für Frauen gab. Neben der SeKa DJB und dem DKB bildeten sich in den sechziger Jahren noch weitere Karateverbände wie z. B. der Deutsch-Japanische Karateverband (DJKV), der Goju-Kai Deutschland (GKD), der Wado-Kai Deutschland (WKD) und weitere kleine meist stilrichtungsbezogene Verbände. Der dritte große Verband war die Deutsche Karate Union (DKU), die 1976 gegründet wurde.

Allen Verbänden ging es um sportliche und verbandspolitische Autonomie. Doch tauchten dadurch Schwierigkeiten auf: es gab z. B. zwei deutsche Nationalmannschaften, die Deutschland international vertreten sollten, wobei die eine auf Wettkämpfen der European Karate Union (EKU) und der WUKO (World Union of Karate Do Organizations), die andere auf Wettkämpfen der EAKF (European Amateur Karate Federation) und der IAKF (International Amateur Karate Federation) startete. Über den Deutschen Judo Bund war die SeKa DJB, die 1975 10744 Mitglieder zählte, im Deutschen Sportbund (DSB) organisiert. Dieses ist der offizielle Deutsche Sportverband und von daher maßgeblich, was die Vertretung des Deutschen Sports auf internationalen Wettkämpfen angeht. Der DSB heißt seit Mai 2006 DOSB, da das Nationale Olympische Komitee und der Deutsche Sportbund fusioniert haben. Der DOSB ist somit die offiziell finanziell, rechtlich und politisch unterstützte Sportorganisation Deutschlands. Da jedoch nur ein Karateverband offizielles Mitglied im DSB werden konnte, schlossen sich schließlich am 17.6.1976 der DKB, der DJKV und der Goju Ryu-Bund zum Dachverband DKV zusammen. Kurze Zeit später kamen die DKU, die SeKa DJB und der Wado-Kai dazu. Sie waren im DKV als autonome Teilverbände organisiert. Am 11.6.1977 begann mit der Aufnahme des DKV in den DSB die Erfolgsgeschichte des Karateverbandes: Deutlich spürbar waren die Auswirkungen im internationalen Wettkampfbereich, ein gemeinsamer Bundestrainer konnte finanziert werden. Dies war zunächst die Karate-Größe Horst Handel, der dann später bis zum Jahr 1993 von Hideo Ochi, der in der japanischen Instruktoren-Linie ausgebildet wurde und international auf Weltniveau erfolgreich war, abgelöst wurde.

Nachdem im Jahr 1985 die WUKO als offizieller Repräsentant des internationalen Karate anerkannt wurde, wurde der DKV vom Dachverband zum Sportfachverband. Es gab nun nicht mehr einzelne Stilrichtungsorganisationen unter seinem Dach, sondern stilrichtungsübergreifende Landesfachverbände, die wiederum über die Landessportbünde (LSBs) im Deutschen Sportbund (DSB) organisiert waren. Durch die Wiedervereinigung gibt es heute 16 Landesfachverbände mit analogen Strukturen, die insgesamt ca. 110 000 Mitglieder beherbergen. Im Jahr 1993 spaltete sich der Deutsch-Japanische Karate Bund (DJKB) unter der Leitung von Hideo Ochi vom DKV ab. Dieser Verband ist nicht im DOSB organisiert, repräsentiert das Karate in Deutschland mit seinen ca. 20 000 Mitgliedern nicht offiziell. Es ging bei der Abspaltung vor allem um politische Autonomie.

Immer wieder kam es so in der Geschichte des Karate zu einer Ablehnung von Karate als olympische Wettkampfform: Bei den Olympischen Spielen 1964 in Tokyo wurde Karate-Do nicht als olympische Sportart anerkannt, da gefordert wurde, dass sich die verschiedenen rivalisierenden Stile darstellen sollten. 1970 gelang es dann, die Stile einvernehmlich in der

WUKO (World Union of Karate Organisations) zu organisieren bis sich 1974 davon wieder die IAKF (International Amateur Karate Federation) abspaltete. Seit 1975 versuchten dann beide Verbände vom IOC anerkannt zu werden, was 1983 darin gipfelte, dass dies die WUKO durch gute Beziehungen zu dem damaligen Vize-Präsidenten des IOC für sich entschied. Sie wurde als offizieller Sportfachverband für Karate vom IOC anerkannt, aber Karate wurde nicht olympische Sportart. Um noch mehr Mitglieder vertreten zu können, hat sich 1993 aus der WUKO und der IAKF die WKF (World Karate Federation) gebildet, welcher der größte Deutsche Karate-Verband, der DKV, angehört. Trotzdem ist Karate bis heute keine olympische Sportart geworden, sondern nur olympisch anerkannt. Da den olympischen Sportarten viel Bedeutung zukommt, wäre dies für den DKV ein wichtiger Schritt. Auf nationaler Ebene konnten durch die Aufnahme des DKV in den DSB nun die Vorteile genutzt werden: Allen Landesverbänden und Mitgliedsvereinen stehen Mittel der kommunalen und staatlichen Sportförderung zur Verfügung.

Aus der Chronik der offiziellen Internetseite des DKV sind die Daten zur Beteiligung von Frauen an Wettkämpfen nicht auf den ersten Blick zu ersehen. Daher wird als Quelle dafür hier ein im Rahmen der Arbeit geführtes Interview herangezogen. Die Interviewpartnerin wird hier nicht benannt, auch nicht in ihrer anonymisierten Form, da in Zusammenhang mit den späteren Texten ansonsten auf die reale Person geschlossen werden könnte. So muss die Quelle – ganz unwissenschaftlich – ungenannt bleiben.

Erste Wettkämpfe für Frauen gab es erst im Jahr 1977 in einem der Teilverbände und auch nur in Kata. Sie wurden nicht so offiziell ausgetragen, wie die Wettkämpfe der Männer, es gab keine Pokale, weil es keine finanziellen Mittel für die Frauen gab und in Kumite durften Frauen zunächst gar nicht starten. Dies brauchte eine gewisse Anlaufzeit. 1979 gab es die erste offizielle Meisterschaft, bei der Frauen auch im Kumite starten durften. Allerdings wurde ihnen einiges an formalen Hürden dabei auferlegt und es wurde durch die männlichen Ausrichter deutlich gemacht, dass dies eine Ausnahme bleiben sollte. Heute dagegen sind Frauen und Männer laut Statuten des DOSB formal gleichgestellt. Auch wurde in der Satzung des DOSB vom Mai 2006 festgehalten, dass Gleichstellung als Querschnittsaufgabe auf allen Ebenen mit Hilfe der Strategie des Gender Mainstreaming umzusetzen ist. Die Erfüllung dieser Vorgabe ist z. B. auch ein Kriterium bei der Aufnahme des Karate in den Reigen der olympischen Wettkampfsportarten. Um diesen formalen Forderungen nachzukommen, ist es zunächst wichtig, im DKV überhaupt ein Bewusstsein dafür zu schaffen, an welchen Stellen genau Gender-Konstruktionen greifen, die immer noch Ungleichheiten herstellen. Dies soll in dieser Arbeit geklärt werden (vgl. Internetquelle, DKV, 2009, eigene Interviews, 2006).

3.7. Resumée

Es lässt sich abschließend festhalten: Karate ist eine Jahrtausende alte Kampfkunst, die über Indien und China nach Japan und dort zunächst über Handelsbeziehungen nach Okinawa gekommen ist. Überall auf der Welt – auch im Westen bei den alten Griechen (vgl. Binhack/Karamitsos, 1992, 7) – gab es Kampfkunstsysteme, die zumeist der Selbstverteidigung dienen sollten. Später haben sich diese Kampfkunstsysteme in Indien und China mit Gesundheitsübungen z. B. für die *Shaolin*-Mönche vermischt, so dass sich eine auf das Wesentliche reduzierte Bewegungsform mit stilisierten Kampftechniken, die gleichzeitig den Grundsätzen der Traditionellen Chinesischen Medizin mit ihrem Wissen um den Energiefluss im Körper genügten, entwickelte. Erst im 20. Jahrhundert (vgl. Binhack/Karamitsos, 1996) ist das heutige Karate von dem Pädagogikprofessor Gichin Funakoshi zu einem heute weltweit betriebenen Kampfsport-/kunstsystem entwickelt worden. Instruktoren aus Japan wurden in viele Länder der Welt entsandt, um dieses dort zu verbreiten. So begann, sich in jedem Land jeweils ein landesspezifischer Karate-Verband zu etablieren, der sich teilte und wieder verband etc. Die Grundzüge des Karate-Do blieben erhalten, die Inhaber der Funktionärs-Schlüsselpositionen änderten sich und mit ihnen einzelne Ansichten, aber die Karate-Technik an sich ist je nach Stil unveränderbar. Es gibt verschiedene Stile: Gojo Ryu, Wado Ryu und Shotokan sind die drei größten, davon ist Shotokan der am weitesten verbreitete. In Deutschland betreiben organisiert im Deutschen Karate-Verband mit ca. 110 000 Mitgliedern und dem DJKB mit ca. 20 000 Mitgliedern ca. 130 000 Menschen Karate. Des Weiteren gibt es andere Organisationen, wie das Shotokan Karate International, den Fudokan oder den Budo Studien Kreis von Werner Lind mit vergleichsweise aber wenig Mitgliedern in Deutschland. Die Interviewpartnerinnen gehören alle der Stilrichtung Shotokan an, deren Entwicklung in Kapitel 3.3. beschrieben wird.

Eine Abgrenzung des vom Begründer des Shotokan-Karate-Do Gichin Funakoshi gegenüber dem heutigen Sportkarate und dessen Inhalten gestaltet sich schwierig. Rudimentär sind die Grundzüge des japanischen Do-Gedanken enthalten. Werner Lind definiert ‚Do‘ folgendermaßen:

„Do bezeichnet ein Prinzip der japanischen Weltanschauung und stammt als Begriff aus dem japanischen Zen-Buddhismus. [...] Übersetzt bedeutet der Begriff Weg, Pfad, Grundsatz, Lehre, Philosophie, Richtung, Prinzip, Methode, etc. Do ist ein Weg, in dessen Zentrum eine Übung, zumeist die Übung einer Form steht, deren Ziel jedoch nicht das Erlernen irgendeiner Fertigkeit, sondern das Erweitern des im Menschen liegenden Potentials ist, durch das er zu seiner Sinnbestimmung wachsen und sein Leben mit Bewusstsein und Erkenntnis erfüllen kann. In Asien ist Do das zentrale Prinzip jeder

Übung. Dort ist es ein Weg, durch den die Essenz der Philosophien und Religionen im individuellen Verhalten sichtbar wird und weit über den Intellekt hinaus das Denken und Handeln des einzelnen bestimmt.“ (Lind, 1992, 15).

In dieser reinen Form des Do-Gedanken wird Karate in beiden großen Verbänden (DKV und JKA) sicher nicht betrieben, denn beide basieren auf dem System des Sportkarate von Nakayma, so dass hier die Körper-Leistung im Vordergrund steht. Ganz wegdenken lassen sich aus dem Do-Gedanken hervorgehende Rituale wie das An- und Abgrüßen mit dem Mokutso (also eine kurze Meditation am Anfang und am Ende des Trainings sowie das Respekt-Zollen durch den An/Abgruß) nicht. Die Frage bleibt offen, mit welcher inneren Einstellung jedes Individuum diese Rituale umsetzen und ob es nicht auch schon ein Weg ist, dies individuell umzusetzen. Dies kann in dieser Arbeit nicht geklärt werden und ist auch nicht Gegenstand der Untersuchung.

4. Geschlechterkonstruktionen im Karate – Forschungsfragen

Während Gender-Konstruktionen in anderen Sportarten bereits erforscht wurden, ist dies für das Karate noch nicht geschehen. Diese Lücke soll in dieser Untersuchung geschlossen werden. Es bietet sich hierbei ein paralleler Blickwinkel zu Arbeiten über andere männerdominierte Sportarten wie Fußball, Ringen, Eishockey, Bob fahren etc. an. All dies sind Sportarten, in denen es – genau wie im Karate – um vermeintlich männlich konnotierte Fähigkeiten geht wie sportartspezifische Aggressivität, Durchsetzungsfähigkeit, Kraft, Raumeinnahme und -verteidigung. Durch Verweis auf diese Merkmale als höherwertig und gleichzeitig männlich, wird im Sport als gesellschaftlichen Teilsystem eine Geschlechterhierarchie konstruiert, die hartnäckiger ist als in den meisten anderen sozialen Feldern. Führungspositionen sind im Sport allgemein und im Karate insbesondere fast ausschließlich von Männern besetzt sind, dabei sind im Deutschen Karate-Verband 35 % der Mitglieder weiblich (Quelle: Statistik des DKV, 2009), so dass zumindest rein quantitativ betrachtet nicht mehr von einer Männerdomäne gesprochen werden kann.

Gesamtmitglieder 2007	106.677	männlich 69.480	weiblich 37.197 (34,87 %)
Gesamtmitglieder 2008	106.569	männlich 69.699	weiblich 36.870 (34,60 %)

Abbildung 1: Gesamtmitgliedertzahlen (eigene Darstellung; Quelle: Anfrage beim DKV vom 10.2.2009)

Im Karate kommt als Besonderheit noch die sich durch die Gürtelfarben und somit durch die Leistungsstufe ergebende Hierarchie hinzu. Diese ist typisch für asiatische Kampfsportarten. Auch hier fällt auf, dass in den hohen Leistungsstufen im Verhältnis weniger Frauen zu finden sind, was sicher auch darauf zurückzuführen ist, dass die Schließungsmechanismen im Karate bis Ende der achtziger Jahre noch recht vehement genutzt wurden, wie sich in den Interviews zeigen wird.

Dangrade 1.-8. Dan:

	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
m:	4.743	1.834	933	351	107	1	14	4
w:	1.310	348	94	29	2	2	1	1

Abbildung 2: Verteilung Dangrade w/m (eigene Darstellung; Quelle: Anfrage beim DKV vom 28.2.2006)

Wenn man die Führungspositionen in den Spitzen der sechszehn Landesverbände des DKV betrachtet, ergibt sich das gleiche Bild: Es gibt lediglich eine einzige Frau als Präsidentin eines Landesverbandes (Quelle: Mailanfrage beim DKV vom 10.2.2009). Daraus ergibt sich eine der zentralen Fragestellungen in dieser Arbeit: Wie wird Geschlecht im Karate konstruiert? Und wie werden diese Konstruktionen für Schließungsmechanismen genutzt? Wie gehen Frauen, die in einer höheren Leistungsstufe oder gar in einer Führungsposition im Verband sind – also an exponierten Stellen – damit um?

4.1. Problemstellung: Übertragung der in anderen sportsoziologischen Studien gefundenen Ergebnisse auf Karate aus der Sicht weiblicher Karateka

Es soll in dieser Arbeit überprüft werden, ob die in den anderen sportsoziologischen Studien zu Männerdomänen im Sport gefundenen Ergebnisse auch im Karate ihre Gültigkeit haben. Dazu werden hier anknüpfend an den Stand der Forschung aus den in den anderen Studien gefundenen Haupt-Ergebnissen auf das Karate bezogene Fragestellungen entwickelt. Diese werden am Ende von **Kapitel 4.2** zusammengefaßt dargestellt (ebenso in **Kapitel 8**). Zuvor wird im Text in **Kapitel 4.1** auf die Hinführung zu der jeweiligen Fragestellung verwiesen, indem diese in Klammern hinter den entsprechenden Textstellen, welche zur besseren Übersicht fett markiert sind, vermerkt werden (z. B. **F 2** oder **F 5**). Es handelt sich zu dem jeweiligen Zeitpunkt noch nicht um die fertige Fragestellung.

Im Mittelpunkt der sportsoziologischen Geschlechterforschung steht die Frage, wie die Zweigeschlechtlichkeit sozial hervor gebracht und zugleich naturalisiert wird (vgl. Wetterer, 2006, 21 ff.). Der Sport ist nach wie vor ein Schauplatz, auf dem Geschlechterdifferenzen ausgetragen werden. Er ist bestimmt von der Dominanz der Männer (vgl. Pfister, 2006, 37 f. in: ebd.). Sport ist eine Männerdomäne: Trotz langer Bemühungen der Frauen um gleichberechtigte Partizipation blieben insbesondere Sportarten wie Boxen oder Fußball, bei denen es zu direkter Körperkonfrontation kommt und die somit Mut und Stärke sowie Kampfgeist als wichtige Eigenschaften für Sportlerinnen und Sportler voraussetzen, Männerdomänen.

Da Karate im DKV und auch in der geschichtlichen Entwicklung bis heute klar als Sport zu definieren ist, soll untersucht werden, ob die Ergebnisse aus qualitativen Studien zu Eishockey, Ringen, Boxen und Fußball (die ebenfalls durch Auswertung fokussierter narrativer

Interviews erlangt wurden), auch auf Karate als Kampfsport zutreffen. Vielfach wurden vermeintliche Defizite des weiblichen Körpers angeführt; ein besonderes Augenmerk lag auch immer auf dem Schutz der Fortpflanzungsfähigkeit der Frauen (vgl. Pfister, 2006, 32 f.). Dabei scheint diese doch bei Männern in direkter Körperkonfrontation viel eher gefährdet.

„Ein Antagonismus für Mädchen und Frauen wurde darin gesehen, dass dem sozialen Feld Sport eine überwiegend männliche Konnotation, eine männliche Dominanz und Inszenierung von männlich konnotierten Fähig- und Fertigkeiten inhärent ist (Hartmann-Tews 1990, 146 ff.; Klein 1990, 141; Palskill 1990, 128, f.). Mädchen und Frauen bewegen sich im Spannungsfeld zwischen dem gesellschaftlich definierten weiblichen und dem sportimmanent definierten männlichen Habitus (Young, 1993, 722 ff.)“ (Günter, 2005, 236).

Bezogen auf Karate würde dies bedeuten: Karate-Sportlerinnen befinden sich im Spannungsfeld zwischen dem sportimmanent männlich konstruierten Habitus und dem weiblich definierten Habitus, der für sie als Frau vorgesehen ist (**F 1**). Insbesondere Kampfsport hat sich lange hartnäckig als Männerdomäne gehalten. Für Frauen wird eine sozial konstruierte Rolle vorgesehen, die Schönheit, Anmut, Passivität, Schwäche, Fürsorglichkeit, Zärtlichkeit, Mütterlichkeit, Zurückhaltung und Häuslichkeit beinhaltet. Dies steht dem Habitus einer Kampfsportart diametral entgegen. Hier werden eher als männlich konstruierte Werte gelebt. Der Sporthabitus für Frauen sieht keine Bewegungen vor, die ‚sich Raum aneignen und Raum verteidigen‘, Aktivität und Aggressivität beinhalten (vgl. Günter, 2005, 59; Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 109-150; Hartmann-Tews, 2006). Dies trifft auf das Karate zu, welches an sich ein System von Traditionen und Regeln sowie Techniken und Symbolen beinhaltet.

Hier schließt sich die zweite zu prüfende Fragestellung an, dass insbesondere dieses vorgefertigte Regel- und Hierarchiesystem im Karate die Übernahme der sozial konstruierten Rollenvorschriften für Personen begünstigt. Das vorgefertigte Hierarchiesystem im Karate begünstigt die Adaption der Halbfertigteile aus der gesamtgesellschaftlichen Ordnung der Geschlechter (**F 2**). Hirschauer nimmt an, dass vorgefertigte Halbfertigteile im Sinne eines Bauteilsatzes einfach in andere soziale Teilbereiche übernommen werden, hier in den Sport (vgl. Hartmann-Tews, 2003, 22). Günter bemerkt dazu: *„Das würde im Sinne von Bourdieu bedeuten, dass der Sport, die Sportart, nur die logische Weiterführung und Wiedergabe zuvor bestehender sozialer Ordnungen und habitueller Dispositionen ist.“* (Günter, 2005, 52 f.). Sie schließt daraus, dass aus dem sozialen Teilsystem Sport somit keine gesellschaftsübergreifenden Veränderungen hervorgehen, da die soziale Ordnung im Sportsystem nur nachgebildet

wird. Da der Sport äußere Rollenmuster adaptiert, ist es unwahrscheinlich, dass vom Sport aus Änderungen dieser ausgehen.

Eine sich daraus ergebende Frage ist, ob Entwicklungen im Karate-Verband hin zu Gleichstellung der Geschlechter durch Uminterpretation der Rollenmuster durchaus eine Außenwirkung haben. Es wäre zu prüfen, ob starke Karate-Sportlerinnen eine konstituierende Außenwirkung haben (F 3). Sportlerinnen haben so in Kampfsportarten mit großen Widersprüchen zwischen dem sozial konstruierten weiblichen Habitus und dem im Karate eher vorgesehenen sozial konstruierten männlichen Habitus zu kämpfen.

Eine weitere Entdeckung aus anderen Studien ist, dass Sportlerinnen in Männerdomänen dazu neigen, ihre weiblichen Persönlichkeitsanteile abzuspalten, um diesem Konflikt aus dem Weg zu gehen (vgl. Günter, 2005, 54), so dass diese Frage sich gerade im Rahmen einer Kampfsportart stellt: Werden hier weibliche Persönlichkeitsanteile abgespalten, grenzen sich Karate-Sportlerinnen von anderen Frauen ab, damit sie näher an die für sie maßgeblichen männlichen ‚Vorgaben‘ kommen (F 4)?

Es finden sich weitere Parallelen zu den Studien in anderen Männerdomänen: Häufig wurde in der Anfangszeit des Karate die Sorge um die körperliche Unversehrtheit der Frauen vorgeschoben, indem z. B. Schwangerschaftstests verlangt wurden. Kleindienst-Cachay und Kunzendorf (2003) bemerken, „[...] dass sie die Sorge der Männer um die körperliche Unversehrtheit der Frauen als eine Strategie einschätzen, die Männer nutzen, um ihre auf stereotypen, differenzaufrichtenden Einstellungen beruhende Ablehnung öffentlich aktualisieren zu können, ohne gegen die ‚political correctness‘ der modernen Geschlechterdebatte zu verstoßen.“ (Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 126). Sie knüpfen hier an ihre Untersuchung aus 2003 an, in der sie ein Interview mit einer Boxerin führten. In der Auswertung ergibt sich, dass die Athletin den Männern unterstellt, Frauen mit Hilfe von gesellschaftlich akzeptierten Argumenten – wie z. B. der Verletzungsgefahr beim Boxen – von dieser Sportart ausschließen zu wollen. Die Männer haben scheinbar Angst, dass Frauen beim Boxen ihre Attraktivität verlieren. Die Sportlerin verweist darauf, dass Boxen zur Herstellung männlichen Heldentums dient und definiert weibliche Partizipation als Eindringen in eine Männerdomäne. Der Kampf ‚Mann gegen Mann‘ wird somit von Mythen entzaubert und verliert für die Männer seine Faszination und seine Funktion zur Herstellung von Männlichkeit. Dieses Eindringen von Frauen in die Männerdomäne Boxen entspricht vor dem Hintergrund der sozial konstruierten Geschlechterhierarchien einer Abwertung der Männer. Ein offener Ausschluss von Frauen wäre jedoch heute gesellschaftlich nicht mehr akzeptabel, so dass auf das Argument der Für-

sorge für die Frauen zurück gegriffen wird. Dies legitimiert die soziale Schließung des Boxens für Frauen. Kleindienst-Cachay und Kunzendorf machen ähnliche Mechanismen auch in anderen männerdominierten Sportarten wie z. B. dem Eishockey, Ringen, Fußball, Bob fahren aus. Es ist anzunehmen, dass Schließungsmechanismen im Karate nach ähnlichen Mustern funktionieren. Es soll in dieser Arbeit geprüft werden, ob sich tatsächlich ähnliche Schließungsmechanismen im Karate finden, um diesen Sport als Männerdomäne zu erhalten. Insbesondere soll ein Fokus auf die Anfangszeit der Öffnung der Sportart für Frauen im Vergleich zu heute gelegt werden. In den anderen Studien finden sich verstärkt Hinweise auf solche Abwehrmechanismen. Dies hat sich gelockert, findet aber weiterhin statt. Erhöhte Machtchancen werden – wie im Theorieteil erläutert – durch Differenz hergestellt, auf verschiedenen Wegen, u. a. durch die visuelle Empirie (F 5). Dabei wird durch das Beobachten der häufig schnelleren, höher springenden und weiter laufenden Männer auf deren generelle Überlegenheit geschlossen. Gibt es dieses Phänomen im Karate auch (F 5)?

Weiterhin wird in der Literatur eine Sanktionierung von Frauen durch das soziale Umfeld beschrieben. Zum Beispiel ergaben Untersuchungen im Bereich Gewicht heben, dass Frauen durch die Normverletzung ihrer sozial konstruierten Rolle Vermännlichung (im Aussehen und Verhalten) unterstellt wurde. Auch Ringerinnen machen ihren Untersuchungen zufolge ähnliche Erfahrungen. Ein Interview mit einer Ringerin ergab, dass Männer hier Bemerkungen darüber machten, dass Frauen ‚dumm‘ aussähen, wenn sie ringen, dass Frauenringen ‚doof‘ sei und dass Frauen den Männern den Platz auf der Matte wegnähmen (vgl. Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 128). Dies erinnert an Diskussionen im Kontext der Arbeitslosigkeit, wo in Zeiten knapper Ressourcen ebenfalls Frauen unterstellt wird, dass sie Männern Arbeitsplätze wegnehmen. Dabei ist nicht die Differenz der Geschlechter entscheidend für die Segregation am Arbeitsmarkt, sondern die Reproduktion der Geschlechterhierarchie. Geschlecht ist ein sozialer Platzanweiser, durch den die ungleiche Positionierung von Männern und Frauen stattfindet (vgl. Wetterer, 2006, 20; Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 125). Menschen sind in dem Maße unterschiedlich, in dem sie Verschiedenes tun. Durch dieses unterschiedliche Tun wird Verschiedenheit hergestellt. Diese wird dann benutzt, um Hierarchie zu konstruieren. *„Die ungleiche Verteilung von Macht und Ressourcen erscheint später dann als Folge der Verschiedenheit und nicht als Ergebnis sozial hervorgebrachter Ungleichheit.“* (Hartmann-Tews, 2003, 22). Die Hierarchie erscheint natürlich. Zudem gesellt sich die ‚visuelle Empirie‘ (vgl. Kapitel 2, 32 f. diese Arbeit), die in dem Bewertungssystem ‚Höher-Schneller-Weiter‘ der Körper immer auf männliche oder weibliche Körper bezogen ist (vgl. Hartmann-Tews, 2003, 24). Im Sport ist somit der Körper ein Medium zur Herstellung

und Naturalisierung von Gender-Differenzen. Die durch die visuelle Empirie hergestellte Überlegenheit der Männer wird naturalisiert (F 5). Passiert dies im Karate auch?

Im Eishockey fanden sich Erlebnisse einer Sportlerin, die berichtete, dass ein männlicher Torwart aus der Nationalmannschaft äußerte, dass Frauen nicht Eishockey spielen sollten, sondern dass sie in die Küche gehörten. Solche Aussagen sind aus Männerdomänen hinlänglich bekannt (Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 128). Kleindienst-Cachay und Kunzendorf beschreiben solche Bemerkungen von Männern als undifferenzierte, abfällige und verletzende Äußerungen, die die Ablehnung und Nicht-Akzeptanz gegenüber den Athletinnen zum Ausdruck bringen sollen. Sie charakterisieren dies als typisch für Anfangsphasen sich beginnender Öffnung einer Männerdomäne. Männer nutzen dies als Strategie, um ihre Männerdomäne als ausschließlich männlich besetzten Raum zu erhalten (siehe auch Lorber, 1999, 332-339). Gleichzeitig wird es Frauen häufig schwer gemacht, indem sie nicht unterstützt werden. Kleindienst-Cachay und Kunzendorf belegen dies anhand des Beispiels einer Bobfahrerin, die nicht wie männliche Sportkollegen selbstverständlich mit Hilfe beim Tragen des Bobs zu rechnen hatte, sondern statt dessen zu hören bekam, dass wer Bob fahren will, diesen auch selber tragen muss. Vergleichbare Strategien fanden sie auch auf der Funktionärebene im Frauenboxen. Hier unterbanden Funktionäre nationale Meisterschaften für Frauen (Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 128). Sie fassen zusammen und beziehen sich dabei auf Judith Lorber 1999 (332-336), dass diese Strategien von Männern die Entwicklungen hin zur Öffnung der Männerbastionen nicht aufhalten können, sondern sie lediglich verzögern. Sie sehen den gesamtgesellschaftlichen Trend der Entseparierung und Entdifferenzierung der Geschlechter auf sozialer Ebene auch im Sport fortgesetzt. Ein Ergebnis ihrer Untersuchung ist, dass Frauen wesentlich mehr Energie aufwenden müssen, wenn sie in ihrem Sport bleiben und erfolgreich sein wollen (vgl. Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 128 f.).

Durch die Öffnung von Männerdomänen für Frauen dringen diese auf ein bisher ausschließlich von Männern besetztes Gebiet. Das ruft Abwehrmechanismen hervor. Forschungsergebnisse lassen darauf schließen, dass im Sport bei den männlichen Athleten und Funktionären ähnliche Schließungs- und Abwehrmechanismen hervorgerufen werden, wie es bei der Polizei und im Militär beobachtet wurde (vgl. Müller u. a., 2002; Lorber, 1999 in: Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 110). Es wird angenommen, dass Sportlerinnen in gerade sich öffnenden Männerbastionen mit einer Reihe von Abwehrstrategien der Organisation und der darin Aktiven konfrontiert werden. Hier wird identitätsrelevantes Konfliktpotential vermutet, da die Athletinnen mit Erwartungen und Vorannahmen konfrontiert werden, die

zum einen dem eigenen Bild widersprechen, zum anderen auch voneinander abweichend gegensätzliche (Verhaltens-)Anforderungen stellen. Gibt es in der Sportart Karate auch Anlass zu der Vermutung, dass es ein identitätsrelevantes Konfliktpotential für weibliche Karateka gibt (**F 1**)?

Welche ‚Kosten‘ dabei für Frauen entstehen, ist in Arbeiten von Klein 1991 und Palzkill 1990 berücksichtigt; welchen Nutzen Frauen aber haben – denn es muss einen Antrieb für ihr Handeln geben – ist bisher wenig berücksichtigt (ebd.). Diese Lücke schließt die Arbeit von Kleindienst-Cachay und Kunzendorf, 2003. Beide gehen davon aus, dass es irgendeinen positiven identitätsstiftenden Nutzen für die Sportlerinnen geben muss, wenn sie sich trotz des widrigen Umfeldes in Männerbastionen behaupten. Anerkennung scheint hier eine Schlüssel-funktion zu haben. Um soziale Anerkennung zu erreichen und zu einer sozialen Gruppe dazu zu gehören, kommen Individuen den Erwartungen dieser möglichst nach. Da das Individuum sich selbst anerkennen muss, ergibt sich hier ein Konflikt, wenn Sportlerinnen sich dem männlichen Habitus in ihrem Umfeld angleichen: nämlich ein Konflikt zu dem anderen Teil in ihrer Persönlichkeit, denn sie sind kein Mann, sondern eine Frau (**F 1**) (vgl. ebd. 112). Diese geschlechtliche Zuordnung hat zunächst das körperliche Geschlecht zur Grundlage, so dass dem Körper eine zentrale identitätsstiftende Rolle zukommt. Es kommt der biologische Körper als Aufhänger für Geschlechterkonstruktionen ins Spiel. Hier kommt zum Tragen, dass es für Frauen schwieriger zu sein scheint als für Männer, ein positives Verhältnis zum eigenen Körper zu entwickeln, da sie verstärkt an Schönheitsidealen gemessen werden. Ein Defizitblick auf den eigenen Körper entsteht, wenn Körperideal und Körperwirklichkeit als inkongruent erfahren werden. Typisch weibliche Bewegungserfahrungen in weiblich konnotierten Sportarten führen zu anderen Selbstbildern als solche in männlich konnotierten: Die Konnotationen werden als Teil der Identität übernommen. Genau diese Geschlechterstereotype helfen, ein Hierarchiegefälle zwischen den Geschlechtern zu etablieren. Gekoppelt mit der gesellschaftlichen Abwertung des Weiblichen bekommt ein bestimmter Typus sozial konstruierter Männlichkeit den Status eines Maßstabes. Connell (2006, 100) fasst diese Entwicklungen unter dem Phänomen der ‚hegemonialen Männlichkeit‘ zusammen, welches seinen Bezug im Sport findet. Es gibt eine geschlechtsspezifische horizontale Segregation in Männer- und Frauensportarten. Auf vertikaler Ebene wird dies im Sport in den Führungspositionen deutlich; diese sind statistisch betrachtet noch seltener von Frauen besetzt als in anderen gesellschaftlichen Bereichen. Dies legt die Vermutung nahe, dass im Sport als gesellschaftlichen Teilsystem mit so offensichtlichen und hierarchisierenden Körperkonnotationen, die Geschlechterdifferenz noch viel nachhaltiger und hartnäckiger ausgeprägt ist als in allen anderen

gesellschaftlichen Bereichen (**F A**) (vgl. Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 116). Es bleibt zu prüfen, ob sich dieser Befund auch im Karate entdecken lässt.

In diesen Kontext passt die Aussage von Klein (vgl. 1990, 141), dass Frauen, wenn sie im Sport partizipieren, ihre eigene Unterlegenheit ständig selbst wieder herstellen (**F B**). Hier versuchen Männer ihre Bastionen noch vehementer und mit mehr Recht zu verteidigen als in anderen gesellschaftlichen Bereichen. Besonders in den Anfängen der Öffnung einer Sportart auch für Frauen vermuten Kleindienst-Cachay und Kunzendorf viel vehementere Verteidigungsversuche durch die Männer, denn der Körper als Medium und Instrument der Leistungserbringung zeigt immer synchron die biologische Geschlechtszugehörigkeit an, so dass es ein Leichtes ist, unzulässige logische Verknüpfungen in dem System ‚Höher, Schneller, Weiter‘ zu bilden, die die Geschlechterhierarchie immer wieder manifestieren (vgl. ebd., 113 ff.; Lorber, 1999, 90). Die Frage stellt sich, ob dies im Karate durch die sowieso schon vorhandene hierarchische Grundstruktur begünstigt wird (**F 2**).

In den eher kämpferischen Sportarten werden ganz besonders männliche Werte und Normen symbolisch dargestellt und reproduziert (vgl. Lorber, 1999, 90). Dies wirft die Annahme auf, dass insbesondere Kampfsportarten als machtvolle Reproduktions- und Inszenierungsstätten traditioneller männlicher Geschlechterstereotypen missbraucht werden (vgl. Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 117). Durch diese visuelle Empirie (vgl. Hartmann-Tews, 2003, 24), die sich auf Beobachtung von Körperleistungen bezieht, wird der Schluss nahe gelegt, dass Frauen den Männern unterlegen (**F 5**) und von daher auch nicht geeignet sind für Kampfsportarten und ebenso für insbesondere hier angelegte Führungspositionen. Leistungsstreben, Dominanz und Kampfgeist sind hier besonders gefragt, auch sportartspezifisch aggressives Verhalten. Alles Eigenschaften, die eher Männern zugeschrieben werden als Frauen. Auch der Körper muss je nach Sportart besonders austrainiert sein, um Leistung erbringen zu können. An dieser Stelle taucht für Frauen ein Widerspruch zu sozial konstruierter weiblicher Identität auf (**F 1**): sie werden als Mannweib bezeichnet, wenn sie den Schönheitsidealen nicht mehr entsprechen, was zu sozialen Ausschlussmechanismen an verschiedenen Stellen führt, aber nicht notwendigerweise zu sozialer Inklusion und voller Anerkennung in dem jeweiligen männerdominierten Sport. Was tun Frauen in diesem Dilemma? Es scheint verschiedene Umgangsmöglichkeiten zu geben: die einen betonen ihre Weiblichkeit durch Hervorheben körperlicher weiblicher Reize mit verschiedenen Mitteln, während sie gleichzeitig versuchen, den in ihrer Sportart maßgeblichen Männern – Trainern sowie Mitsportlern – nachzueifern, um sich somit wiederum von der als sozial unterlegen konstruierten Gruppe der Frauen

abzugrenzen (vgl. Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 118 f.; Kleindienst-Cachay/Heckemeyer, 2006, 118 f.).

Petra Gieß-Stüber greift in diesem Zusammenhang auf das ‚Tokenismus-Prinzip‘ zurück, welches besagt, dass Menschen, „[...] *die in einem bestimmten sozialen Kontext im Hinblick auf spezifische Merkmale oder Eigenschaften numerisch unterrepräsentiert sind, stets ein Sonderstatus zugeschrieben wird. Dieser schlägt sich auch in den Interaktionen der jeweils beteiligten Personen nieder und geht mit einem erhöhten Anpassungsdruck an das Verhalten der Mehrheit einher* (vgl. u. a. Dietzen, 1993).“ (in: Kleindienst-Cachay/Heckemeyer, 2006, 118). Gieß-Stüber hat dazu Drachenfliegerinnen untersucht und festgestellt, dass diese nur dann von ihren männlichen Mitfliegern akzeptiert wurden, wenn sie sich von ‚normalen‘ Frauen distanzieren sowie sich an die männlichen Verhaltensweisen des unmittelbaren sozialen Umfeldes, an Trainer und Athleten anpassen (vgl. Gieß-Stüber, 2000, 81 in: Kleindienst-Cachay/Heckemeyer, 2006, 119).

Bis heute stellt Kumite und hier der Mannschaftswettkampf der Männer den Höhepunkt einer jeden Wettkampfveranstaltung. Die Stimmung der Zuschauer kocht, weil hier alle und vor allem die Männer selbst anfeuern (was sie bei den Frauen nicht tun, s. o.). So hat sich der Ausschlussmechanismus mit der Zeit konzentrisch verlagert: Frauen sind zumindest aus der Königsdisziplin Männer-Kumite-Mannschaft ausgeschlossen – und hier wird hemmungslos gejubelt, symbolisch Männlichkeit hergestellt. Karate-Sportlerinnen identifizieren sich mit einem Teil ihrer Identität als die Karateka. Kleindienst-Cachay und Kunzendorf (2003) sehen in dieser biografischen Fixierung auf den Sport ein potentiell Problem: dieses entsteht, wenn die Sportlerin nicht genügend Anerkennung für ihre Leistung bekommt. Daraus entsteht eine latente Gefährdung der Gesamtidentität, denn greifbare Anerkennung bekommen die Athletinnen, wenn sie auf Wettkämpfen erfolgreich sind. Dies können aber nicht alle sein, denn die ersten Ränge sind rar. Zudem ist es für Frauen aus o. g. Gründen sowieso schwer eine Anerkennung in einem Bereich zu erlangen, in dem sie mit vermeintlich als männlich konstruierten Eigenschaften glänzen. Wer erkennt sie also an? Finanzielle Ressourcen gibt es durch eingeschränkte Wichtigkeit in den Medien weniger, Männer werden sie nicht anerkennen, denn diese wollen ihre Bastion für sich behalten. Die Partizipation von Frauen an einer Sportart ist in dem Maße fortgeschritten, wie sie gleichberechtigt an nationalen und internationalen Wettkämpfen teilnehmen können (**F 6**) (vgl. Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 149). Im folgenden Unterkapitel werden die hier entwickelten Fragestellungen in Bezug auf das Karate konkretisiert. Im Mittelpunkt der Arbeit steht die Frage: Lassen sich die in 4.1 beschriebenen Korrelationen auch im Karate-Sport beobachten?

4.2. Fokussierung der Fragestellungen

Problemstellungen, die sich aus der Theorie zu Gender im Sport ergeben, werden hier angriffen und auf den Karatesport übertragen. Sportarten, die gesellschaftlich und sozial konstruiert eher Frauen zugeordnet werden, sind Tanzen, Gymnastik, etc. eben Ästhetisches, während Männern Fußball, Kampfsportarten – also Kraft demonstrierende Sportarten zugeordnet sind: *„Sportliche Aktivitäten, die verbunden sind mit Raumnahme, selbstbestimmtem Tun, Anstrengung, Kraft, Wettkampf und Konkurrenz, stimmen vielfach nicht mit den an Mädchen und Frauen gerichteten sozialen Erwartungen überein.“* (Hartmann-Tews, 2003, 15).

Den sozialen Konstruktionen gegenüber steht die Realität, in der Frauen und Mädchen durchaus sehr überzeugend und erfolgreich vermeintliche Männersportarten ausüben (**F 3**). Die sozialen, Geschlechterhierarchie herstellenden Konstruktionen gibt es allgemein in der Gesellschaft. Sie scheinen deshalb ‚natürlich‘ und sind gerade für eine Sportart wie Karate mit den ihr sowieso schon immanenten hierarchisch strukturierten Verhaltensanforderungen zur Übernahme in das System prädestiniert (**F 2**). Es soll geprüft werden, ob im Karate die Herstellung von Geschlechterhierarchie über die karateimmanenten Hierarchiestrukturen erleichtert wird. Die Herstellung der Geschlechterordnung basiert auf den allgemein gültigen Codes zur Herstellung von Geschlechterhierarchie. Studien zur Geschlechterordnung im Sport gibt es in Deutschland erst seit Anfang der 80er Jahre. Nachdem zunächst das Wissen über vermeintlich biologisch bedingte Sportunfähigkeit als *„ideologisch fundierte Wissensproduktion dechiffriert“* wurde, setzte sich aufbauend auf den Kategorien sex und gender die Einsicht durch, dass das *„Verhaltensrepertoire von Männern und Frauen interkulturell variabel ist, d. h. unabhängig vom biologischen Geschlecht“* (Hartmann-Tews, 2003, 14 f.). Hartnäckig halten sich dagegen in den Köpfen der AkteurInnen *„Argumente der biologischen Untauglichkeit oder Anderswertigkeit der Frau“* (vgl. Hartmann-Tews, 2003, 15). Diese Arbeit soll auf die systemimmanenten Codes des gesellschaftlichen Systems ‚Karate‘ aufmerksam machen. Wie wird hier aus Sicht weiblicher Karateka Geschlecht sozial konstruiert? Welches sind die Ursachen, welches die Folgen davon? Dabei wird über die Auswertungen der mit den Akteurinnen geführten Interviews die binär/ komplementäre Konstruktion von Männlichkeit mitgedacht. Es soll die Frage beantwortet werden, wie Geschlecht auf der Basis des doing gender und gendering-Prozessen hergestellt wird (West/Zimmermann, 1991, 13 ff.; Goffman, 1994, 134 f.). Die Umsetzung dieser sozialen Ordnung erfolgt im Sport über körperbezogene Dimensionen:

„Körpertechniken, Körpersymbolik und Anforderungsprofile des dominanten und gesellschaftlich favorisierten Sports folgen einer männlichen Grammatik ebenso wie die institutionalisierte Umsetzung. Die sportliche Praxis [...] bestätigt die soziale Ordnung der männlichen Dominanz und der Randständigkeit der Frau. Gerade (d.A.) wenn die Frau das dominante sportliche Muster wählt und akzeptiert, wird sie als die Unterlegene bestätigt“ (Klein, 1990, 141 in: Günter, 2005, 8 und 53 f.). (F B).

Es soll in dieser Arbeit aufgedeckt werden, wie die soziale Ordnung im Karate hergestellt und mit welchen Mitteln sie erhalten wird. Wie gehen die Frauen selber damit um? Günter konstatiert, dass *„Frauen und Mädchen z. B. in Kampfsportarten größere Widersprüche zu ihrer sozial konstruierten Weiblichkeit zu überwinden haben, als in ästhetisch-stilisierten Sportarten [wie Gymnastik, d.A.] oder in ‚geschlechtsneutral‘ konnotierten Sportarten wie Tennis, Ski oder Inline-Skating“* (Günter, 2005, 54). Somit ist der Sport eine *„[...] machtvolle Reproduktions- und Inszenierungsstätte traditioneller männlicher Geschlechtsstereotype [...]“* (Connell, 1990 in: Hartmann-Tews, 2003, 14). Das diesem System zugrunde liegende hierarchische Grundmuster entlarvt sich selbst, indem *„[...] Mädchen und Frauen durch Grenzüberschreitung sogar an Status gewinnen, Jungen und Männer eher verlieren.“* (Hartmann-Tews, 2003, 25). Und von den damit verbundenen gesellschaftlichen Vor- oder Nachteilen zu profitieren – oder eben nicht.

„Die diskursive Einordnung bestimmter Sportarten als ‚weibliche Bewegungsarten‘ (z. B. Gymnastik, Reiten/Voltigieren, Turnen) und anderer als ‚männliche Sportarten‘ (z. B. Fußball, Boxen, Rugby, Eishockey) aktivieren darüber hinaus Stereotype wie aggressiv, durchsetzungsfähig und kräftig als typisch männliche Eigenschaften und ästhetisch, zart, und sozial als typisch weibliche Eigenschaften.“ (ebd.).

Im Sport wird die gesellschaftliche Geschlechterordnung in einer hoch konzentrierten und reduzierten Form widergespiegelt: Laut Pfister (1999, 262 ff.) finden sich neben den einer Sportart immanenten Geschlechterdifferenzierungen auch zwischen den Sportarten solche Konnotationen. Boxen, Fußball und z. B. Rugby wird eher Männern zugeordnet, während Tanzen, Gymnastik und Synchronschwimmen eher Frauen zugeordnet ist. Es gibt somit eine Verknüpfung von Sport und konstruierter Männlichkeit, an die sich auch die vorwiegend männlichen Sport-Zuschauer anhängen. Hier wird Männlichkeit konstruiert, sowohl bei der Ausübung des entsprechenden Sports, als auch beim Zuschauen. Auf diese Weise verherrlicht Sport die von Connell (2006) beschriebene hegemoniale Männlichkeit (vgl. Lorber, 1999, 93). Männer wollen verhindern, dass Frauen in diese Männerbastion vordringen, um die Plätze der sich vergewissernden Männlichkeit und ihrer ‚symbolischen Darstellungswelten‘ zu erhalten (Connell, 2000 in: Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 116). Sie befürchten einen Verlust an Prestige und Macht. So ergibt es sich, dass sich *„Im Sport, insbesondere im Spit-*

zensport, als einem bedeutenden Teilsystem unserer Gesellschaft [...] die Zweigeschlechtlichkeit sowie die Dominanz- und Unterordnungsverhältnisse der Geschlechter noch schärfer konturiert als in anderen gesellschaftlichen Bereichen [...]“ zeigen (Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 116). Dies soll auf das Karate bezogen überprüft werden (**F A**).

„Es stellt sich dabei die Frage, ob Sport eine Arena sein kann, auf der sich die binären Gegensätze von Männlichkeit und Weiblichkeit auflösen und eine neue Mischung von Sport, Männlichkeit und Weiblichkeit entsteht.“ (Pfister, 1999, 51 in: Günter, 2005, 50 f.) (**F 3**). Diese Frage stellt sich insbesondere im Karate, wo doch hier die Interaktion zwischen den Übenden und jegliches sonstige ‚doing gender‘ karatespezifisch abgewandelt sind.

In diesem Kapitel sind die in Studien zu verschiedenen Sportarten gefundenen Ergebnisse auf das Karate bezogen als forschungsleitende Fragestellungen formuliert. Die Grundfrage lautet: Gelten diese Ergebnisse auch im Karate? In der Auswertung und dem Ergebnisteil wird auf diese bei verschiedenen Autor/innen gefundenen Ergebnisse und von mir als Fragestellungen in Bezug auf das Karate formulierten Aussagen mit Hilfe der Abkürzungen **F A** bis **F 6** Bezug genommen. Zur besseren Übersichtlichkeit werden die Fragestellungen am Ende dieses Kapitels und am Anfang von **Kapitel 8** übersichtlich dargestellt. Es wird dann nicht mehr auf die Ursprungsstudien verwiesen wie hier in **Kapitel 4**. Die Fragestellungen sind dann auf das Karate bezogen zu verstehen und sollen anhand der Interviewergebnisse überprüft werden. Am Ende des nächsten Abschnittes finden sich **F A - F 6** übersichtlich in **Abbildung 3**.

Fokussierte Fragestellungen

Die Vermutung liegt nahe, dass im Sport als gesellschaftlichen Teilsystem mit so offensichtlichen und hierarchisierenden Körperkonnotationen, die Geschlechterdifferenz noch viel nachhaltiger und hartnäckiger ausgeprägt ist als in allen anderen gesellschaftlichen Bereichen (**F A**). Es bleibt zu prüfen, ob sich dieser Befund auch im Karate entdecken lässt. In diesem Kontext ist auch die Aussage von Klein (1990) zu prüfen, ob Frauen, wenn sie im Sport partizipieren, ihre eigene Unterlegenheit ständig selbst wieder herstellen (**F B**). Macht wird durch Differenz erzeugt. Wird dies im Karate durch die sowieso schon vorhandene hierarchische Grundstruktur begünstigt (**F 2**)? Durch die visuelle Empirie (vgl. Hartmann-Tews, 2003, 24, hier: Kapitel 2. 32 f.) wird der Schluss nahe gelegt, dass Frauen Männern unterlegen (**F 5**) sind. Bezogen auf Karate würde das bedeuten: Karate-Sportlerinnen befinden sich im Spannungsfeld zwischen dem sportimmanent männlich konstruierten Habitus und dem weiblich

definierten Habitus, der für sie als Frau vorgesehen ist (**F 1**). Kann dies anhand der Interviews belegt werden? Hat es eine konstituierende Außenwirkung, wenn starke Karate-Sportlerinnen publik werden (**F 3**)? Werden weibliche Persönlichkeitsanteile abgespalten, grenzen sich Karate-Sportlerinnen von anderen Frauen ab, um so näher an die maßgeblichen ‚Vorgaben‘ zu kommen (**F 4**)? Um sich von der als sozial unterlegen konstruierten Gruppe der Frauen abzugrenzen, kommen eine Reihe von Mechanismen in Gang, die es in den Interviews zu suchen gilt. Es wird vermutet, dass Sportlerinnen in gerade sich öffnenden Männerbastionen mit einer Reihe von Abwehrstrategien der Organisation und der darin Aktiven konfrontiert werden. Hier wird identitätsrelevantes Konfliktpotential vermutet, da die Athletinnen mit Erwartungen und Vorannahmen konfrontiert werden, die zum einen dem eigenen Bild widersprechen, zum anderen auch voneinander abweichend gegensätzliche (Verhaltens-)Anforderungen stellen (**F 1/F 5**). Wie gehen weibliche Karateka mit diesem Konflikt um, wie sind die eigenen Kompensationsstrategien?

F A	Halten sich im Karate-Sport Geschlechterkonstruktionen aus weiblicher Sicht besonders hartnäckig?
F B	Stellen Frauen ihre Unterlegenheit immer wieder selber neu her, indem sie im Sportsystem Karate partizipieren?
F 1	Gibt es ein Konfliktpotential für Frauen im Karate? Gibt es ein Spannungsfeld zwischen dem von ihnen erwarteten weiblichen Habitus und dem Karate immanenten konstruierten männlichen Habitus? Legitimiert dies Schließungsmechanismen und bedingt dies eine Abgrenzung der ‚Führungs-Frauen‘ von Frauen und als weiblich konstruierten Eigenschaften allgemein (siehe auch F 4)?
F 2	Gibt es im Karate ein vorgefertigtes Hierarchiesystem, welches sich als Bezugssystem für die Geschlechterhierarchie missbrauchen lässt? Wird es instrumentalisiert?
F 3	Tragen Karate betreibende Frauen durch den Sport und die dort von ihnen gezeigten Verhaltensweisen und Körperdarstellungen zu in der Gesellschaft und in ihnen selbst sich verändernden Geschlechterrollenbildern bei?
F 4	Grenzen sich die für das Untersuchungsfeld typischen Karate - Frauen gegenüber allem als weiblich Konstruierten und gegenüber anderen Frauen ab?
F 5	Gibt es im Karate eine Hierarchie generierende ‚visuelle Empirie‘?
F 6	Ging die Öffnung der Männerdomäne Karate mit der gleichberechtigten Zulassung von Frauen zu offiziellen Wettkämpfen einher?

Abbildung 3: Gender-Fragestellungen bezogen auf Karate, eigene Darstellung in Anlehnung an Gender-Konstruktionen in anderen Sportarten

Im folgenden Empirieteil wird nun zunächst in Kapitel 5 die Methode des fokussierten narrativen Interviews sowie das Vorgehen in dieser Studie beschrieben.

5. Die Methode

In diesem Kapitel wird die Theorie zu den klassischen Auswertungsmethoden biographisch narrativer Interviews nach Fritz Schütze (1976, 1978, 1983a, b), Glinka (1998) und Gabriele Rosenthal (1995, 2005) vorgestellt. Darauf aufbauend hat Ruth Kaiser (1992) ein praktisch anwendbares Vorgehen in einer fünf Schritte-Methode entwickelt, die in Kapitel 5.7. erklärt und im Folgenden in dieser Arbeit angewandt wird.

5.1. Das biographische Interview

In der Biographieforschung geht es um die Interpretation bzw. Rekonstruktion von Lebensläufen. Diese werden über narrative Interviews erfasst. Dieses Verfahren wurde in den siebziger Jahren von Fritz Schütze entwickelt und ist in der interpretativen Sozialforschung zu verorten. Das Ergebnis soll zu einem Verstehen von sozialer Wirklichkeit durch die Interpretation des Einzelfalles führen. Dazu werden die Sinnkonstruktionen und Handlungen aus der Perspektive des interviewten Individuums analysiert (vgl. Jakob, 1997, 445). Diese Einzelfallanalysen dienen dann als „[...] Ausgangspunkt für verallgemeinerbare Aussagen über den Gegenstandsbereich [...] Das Erkenntnisinteresse beschränkt sich nicht auf die Analyse einzelner Fälle, sondern Zielsetzung biographieanalytischer Forschung ist die Bearbeitung von Prozessstrukturen, die ein soziales Phänomen in seinen unterschiedlichen Ausprägungen verstehbar werden lassen.“ (ebd., 446). Die Bedeutung der Erforschung individueller Lebensgeschichten gewann in den Sozialwissenschaften in dem gleichen Maße an Bedeutung, wie sich die zusehende Pluralisierung der Lebensverhältnisse bei gleichzeitigem Verlust traditioneller Orientierungen etablierte. Durch die Lockerung der äußeren Normen ist die Kenntnis der subjektiven biographisch geformten Werte für die Erklärung menschlichen Handelns unerlässlich. Der Vergleich verschiedener Biographien führt zu Unterschieden aber auch Regelmäßigkeiten, die zur Erklärung gesellschaftlicher Phänomene typisiert werden. „Jede Gesellschaft belegt das Konstrukt ‚Biographie‘ mit bindenden Vorstellungen darüber, wie ein normaler Lebenslauf zu gestalten ist. [...] Welche ‚Normbiographie‘ in einer Gesellschaft propagiert wird, lässt Rückschlüsse auf das soziale System zu.“ (Bortz/Döring, 1995, 349). So können historische und kulturelle Besonderheiten von Lebensweisen aufgedeckt werden, um Ur-

sachenfaktoren für Ereignisse in bestimmten gesellschaftlichen Gruppen zu kennzeichnen. In dieser Arbeit wird eine bereichsspezifische Fragestellung mit Hilfe des fokussierten narrativen Interviews bearbeitet. Die Biographie an sich tritt dabei in den Hintergrund, da nur Teile derselben bezogen auf den Fokus interessieren. Dem hier interessierenden Phänomen – nämlich der Konstruktion von Geschlecht im Karate – wird versucht, sich über die fokussierenden Nachfragen zur Karatebiographie zu nähern: Mit dem biographisch-theoretischen Zugang des fokussierten narrativen Interviews als empirischem Erhebungsinstrument, werden die Karatebiographien der Interviewten unter Gender-Gesichtspunkten rekonstruiert.

5.2. Das Allgemeine im individuellen Fall

Durch die Typenbildung, die am Ende der Auswertung steht, kann vom individuellen Fall auf das Allgemeine geschlossen werden. Durch Rekonstruktion des Gesamtzusammenhanges der einzelnen Biographie soll in der Biographieforschung die biographische Konstruktion in einen Sinnzusammenhang zwischen dem Individuum und der sozialen Umwelt gestellt werden, als Ergebnis daraus gelesen werden. Die biographische Konstruktion ist mit anderen Worten ein Ergebnis aus der sozialen Umwelt und den subjektiven Erlebnissen und Erfahrungen des Individuums. Diese werden in der biographischen Konstruktion abgebildet und lassen Rückschlüsse auf die soziale Umwelt zu (Kohli, 1986; Bohnsack, 1993; Flick, 1995; Hermanns, 1995; Rosenthal/Fischer-Rosenthal, 1995). Durch die Rekonstruktion der von der Interviewten karatebiographisch konstruierten Darstellung von Genderaspekten im Karate kann somit auf die Konstruktion von Geschlecht im sozialen Umfeld geschlossen werden. Der Hintergrund ist hier die Annahme einer (karate-)lebenslangen Sozialisation durch das Wechselspiel zwischen Individuum und Gesellschaft. Die individuelle Lebensgeschichte und die kollektive Geschichte beeinflussen sich gegenseitig (Hurrelmann/Ulich, 1991).

Ziel der Rekonstruktion ist sowohl die biographische Bedeutung des in der Vergangenheit Erlebten als auch die Bedeutung der Selbstrepräsentation in der Gegenwart (vgl. Rosenthal, 2005, 161 ff.). Die Rekonstruktion ist anhand der auf fokussierte narrative Interviews zugeschnittenen Methode von Ruth Kaiser durchgeführt worden (Kaiser, 1992). Als Grundlage zum Verständnis dieser Methode wird zunächst die Basis des narrativen Interviews nach Fritz Schütze (1976, 1978, 1983a, b), Glinka (1998) und Gabriele Rosenthal (1995, 2005) erklärt.

5.3. Das narrative Interview

Das offene Verfahren des narrativen Interviews wurde von Fritz Schütze (1978) in Interaktionsfeldstudien erstmals angewandt. Es wird vor allem in der Biographieforschung mit unterschiedlichen Schwerpunkten verwendet. Die offene Einstiegsfrage als Erzählaufforderung generiert eine Stegreiferzählung (Schütze 1976; Friebertshäuser, 1997), in der alltagsweltliche Erfahrungen in der Erinnerung repräsentiert und der Interviewerin mitgeteilt werden. Schütze (vgl. 1983, 571) geht davon aus, dass durch den im Folgenden beschriebenen dreifachen Zugzwang in der Erzählung an sich keine Abläufe verfälscht dargestellt werden können. Es ergeben sich bestimmte Muster in der Kommunikation, denen die Erzählerin⁴ verpflichtet ist, will sie verstanden werden. Schütze bezeichnet in seinen Zugzwängen des Erzählens u. a. den Gestaltschließungszwang (Schütze 1978, vgl. Riemann, 1983, 12 ff.). Ereignisse, die Zusammenhänge und bestimmte andere Ereignisse in der individuellen Lebensgeschichte herbeigeführt haben, sind tragende Bestandteile der Erzählung. Dazu muss die Erzählerin immer wieder ihre Teilerzählungen über die einzelnen Ereignisse abschließen. Sie kann nicht einfach mitten drin aufhören, denn dann könnte niemand folgen. Des Weiteren ist sie zur Detaillierung und dabei wieder zur Relevanzfestlegung und Kondensierung gezwungen, denn ihre Erzählung soll nicht so lange dauern, wie ihr bisher erlebtes Leben (Hermanns, 1995). Die notwendige Detaillierung hat zur Folge, dass die Erzählerin sich an der chronologischen Reihenfolge des damaligen Erlebens ausrichtet. Hat sie dann über ein Ereignis berichtet, sieht sie sich häufig gezwungen, die kausal vorhergehenden bzw. folgenden Ereignisse zu beschreiben. Sie wird somit Dinge erzählen, die in einem Leitfadenterview z. B. keinen Raum hätten und die sie vielleicht nur ungern erzählt. Um die kausale Logik nicht zu zerstören, ist sie gezwungen, weiter auszuholen. Dabei ist sie gleichzeitig gezwungen, kondensiert zu berichten und erzählt nur das, was sie für zum Verständnis wichtig befindet. So können die narrativen Interviews z. B. Zusammenhänge von und Motivationen zu Handlungen aufdecken (Schütze, 1976, 1978, 1983, vgl. Riemann, 1983 12 f.). Im Hauptteil sollte es zu einer biographischen Haupterzählung kommen (Glinka, 1998; Rosenthal, 2005). Hier sollte die Interviewerin den Erzählverlauf nicht durch z. B. zustimmende oder ablehnende (auch nicht nonverbale) Reaktionen stören. Der Erzählraum gehört alleine der Erzählerin. Die Befragte setzt selbst ihre persönlichen Relevanzen und gibt somit Einblicke in ihre biographische Selbstdeu-

⁴ Ich verwende hier jeweils die weiblichen Formen ‚Interviewpartnerin‘ und ‚Interviewerin‘, da ausschließlich Frauen von mir interviewt wurden.

tung. Autobiographisches Erzählen kann somit als Herstellung narrativer Identität gedeutet werden (vgl. Lucius-Höhne/Deppermann, 2004).

Da Geschlecht einen Teil der Identität eines Individuums darstellt, ist über die Rekonstruktion der narrativen Identität, die die Interviewte bezogen auf ihre Karate-Biographie – also ihre Karate-Identität – in der Erzählung konstruiert, etwas über ihre Konstruktion von Geschlecht in ihrer Karate-Biographie zu erfahren. Ein immanenter Nachfrageteil schließt sich an, wenn die Sprecherin deutlich erkennen lässt, dass ihre Erzählung abgeschlossen ist. Er beinhaltet z. B. Verständnisfragen direkt zur Erzählung (vgl. Bortz/Döring, 1995, 318). In dem sich daran anschließenden mehr oder weniger umfangreichen exmanenten Nachfrageteil schließen sich ‚Warum-Fragen‘ zu auffälligen Stellen wie z. B. immer wieder kehrenden Mustern an. Es werden hier wieder möglichst offene Frage gestellt, um jeweils immer wieder eine Narration aus der Erzählerin heraus zu erzeugen. Die Interviewerin gibt durch ihre zuhörende Haltung sozusagen den Rahmen für dieses ‚Event‘ ab. Die Interviewte ist bestrebt, ihren Lebensweg, ihre Handlungen und Motivationen verständlich, kondensiert und ihrer eigenen Selbst-Wahrnehmung entsprechend wieder zu geben (Herrmanns, 1984 a, 1995; Rosenthal, 1995). Dieser kommt somit die Rolle der aktiven ZuhörerIn zu. Insbesondere interpretierende Interventionen würden die Darstellung verfälschen. Damit die Interviewten ausführlich und ohne Unterbrechung über sich erzählen können, ist es wichtig, dass man an einem ungestörten und bequemen Ort ist und dass alle Beteiligten genügend Zeit eingeplant haben. Zuvor sollte kurz die Methode als eben nicht ‚Fernseh-Interview‘ erklärt werden, so dass die Interviewte im Bilde und durch die für sie ungewöhnliche Form des ‚Interviews‘ nicht verunsichert ist.

5.3.1. Das fokussierte narrative Interview

Das hier verwendete fokussierte narrative Interview ist eine abgewandelte Form des narrativen Interviews. Die Interviewerin möchte etwas über den Verlauf insbesondere bestimmter Episoden aus der Lebensgeschichte der Interviewten erfahren. In dieser Arbeit interessiert vor allem die Karate-Lebensgeschichte, was in der ansonsten offenen Eingangsfrage schon deutlich wird. *„Das fokussierte Interview zielt also darauf ab, die Reaktionen und Interpretationen auf ein von allen erlebtes soziales Phänomen mit einem ansatzweise offenen Vorgehen zu erheben.“* (Rosenthal, 2005, 131, 32-34). Im Anschluss an den exmanenten Nachfrageteil werden Fragen, die den Themenfokus betreffen, gestellt. Dabei ist sehr nah an dem von der Inter-

viewten Gesagten zu bleiben, so dass diese Fragen nicht in jedem Interview gleich formuliert sein können. Die fokussierenden Nachfragen sind um die Erfahrungen zu Gender in der Karate-Biographie angeordnet. Das zentrale Thema wird jeweils durch einen Erzählanstoß eingeleitet (vgl. Bortz/Döring, 1995, 315-317).

5.4. Erlebtes, Erinnertes, Erzähltes

Die Vergangenheit ist an die Gegenwart gebunden, in der Form, dass die gegenwärtige Lebenssituation den Rückblick bestimmt. Wenn jemand z. B. eine Diagnose wie MS oder Parkinson gestellt bekommt, dann werden im Rückblick bestimmte Ereignisse – wie z. B. zitterige Hände o. Ä. – uminterpretiert und rückwirkend als Vorstufe der Krankheit erkannt (vgl. Rosenthal, 2005, 166 ff.). Das in der Vergangenheit Erlebte kann nur in Wechselwirkung mit der Gegenwart repräsentiert werden. Die Erinnerungen werden an der im Gehirn gespeicherten Stelle abgerufen und geben nie eins zu eins die Realität in der Vergangenheit wieder, sondern sie sind immer das Ergebnis der individuellen Wahrnehmung damals und der Art und Weise des Repräsentierens heute. In der Auswertung wird das Allgemeine dabei im individuellen Fall durch Anstreben theoretischer Verallgemeinerungen im Einzelfall und durch Anwendung interpretativer Verfahren in Wechselwirkung zum Selbst der Interviewten gebracht (vgl. Rosenthal, 2005, 169 ff.). *„Die individuelle Lebensgeschichte und die kollektive Geschichte durchdringen sich wechselseitig. So ist eine Lebensgeschichte immer ein individuelles und ein soziales Produkt.“* (Rosenthal, 2005, 171). Im Ergebnis erhält man ein Spiegelbild des sozialen Umfeldes (Oswald, 1997; Mayring 2003).

Die Auswertung ist somit eine Fallrekonstruktion von biographischen Verläufen und gegenwärtigen Konstruktionen (Rosenthal/Fischer-Rosenthal, 1995). Diese werden in der klassischen Biographieforschung am Ende kontrastiert, um Strukturen aufzudecken. Biographien sind immer mit bindenden Vorstellungen darüber verknüpft, wie ein normaler Lebenslauf auszusehen hat. So sind in der Interpretation Rückschlüsse auf das soziale System möglich. Notwendig für die Auswertung (Fallrekonstruktion) sind laut Gabriele Rosenthal (2005) die grundlagentheoretischen Vorannahmen:

1. *„Um soziale oder psychische Phänomene verstehen und erklären zu können, müssen wir ihre Genese – den Prozess ihrer Entstehung, Aufrechterhaltung und Veränderung - rekonstruieren.“*

2. *Um das Handeln von Menschen verstehen und erklären zu können, ist es notwendig, sowohl die Perspektive des Handelnden als auch die Handlungsabläufe selbst zu kennen. Wir wollen erfahren, was sie konkret erlebt haben, welche Bedeutung sie ihren Handlungen damals gaben und heute zuweisen und in welchen biographisch konstituierten Sinnzusammenhang sie ihre Erlebnisse und Handlungen stellen.*
3. *Um die Aussagen eines Interviewten/Biographen über bestimmte Themenbereiche und Erlebnisse seiner Vergangenheit zu verstehen und erklären zu können, ist es notwendig, sie eingebettet in den Gesamtzusammenhang seines gegenwärtigen Lebens und in seine daraus resultierende Gegenwarts- und Zukunftsperspektive zu interpretieren.“ (Rosenthal, 2005, 165, 3-16).*

5.5. Analysemöglichkeiten

Schütze (1976, 1978) entdeckte bei der Arbeit mit biographischen Interviews folgende Prozessstrukturen: Zum einen spricht die Erzählerin in der Regel immer über die ‚institutionellen Ablaufmuster‘, wie Familienzyklus, Ausbildungs-, Berufs- oder Sportkarrieren in formaler Weise. Dann gibt es die ‚Handlungsschemata von biographischer Relevanz‘, wie *„biographische Entwürfe, biographische Initiativen zur Änderung der Lebenssituation, episodale Handlungsschemata des Erlebens von Neuem mit nachträglicher biographischer Relevanz, situative Bearbeitungs- und Kontrollschemata von biographischer Relevanz, Handlungsschemata markierter biographischer Irrelevanz“* (Riemann, 1983, 19, 33-38) und die Verlaufskurven. Dies sind Prozessstrukturen, die durch eine Art ‚Getriebenwerden‘ durch *„sozialstrukturelle und äußerlich-schicksalhafte Bedingungen der Existenz“* (Riemann, 1983, 19, 43-44) entstehen, die die Interviewte nicht oder nur begrenzt beeinflussen, auf die sie nur reagieren kann. Die Handlungsschemata von biographischer Relevanz und die institutionellen Strukturen stellen dagegen eher das *„normativ versachlichte Prinzip des Lebenslaufes“* dar (Riemann, 1983, 19, 41-42). Dabei kann nach Schütze (1983b) nur durch den Einsatz ‚sozialer Kosten‘ ein Verlaufskurvenpotential durchbrochen werden.

Eher in Künstlerbiographien zu finden sind nach Riemann (vgl. 1983, 16) *„Wandlungsprozesse der Selbstidentität“*, auf die die Biographieträgerin mit Energie hinarbeitet, die sie sich zum *„langfristigen handlungsschematischen Orientierungsrahmen“* setzt. Eine *„Umschichtung der lebensgeschichtlich-gegenwärtig dominanten Ordnungsstruktur des Lebenslaufes“* ist nach Schütze (1981, 103, vgl. Riemann, 1983) ein Hinweis darauf. Insgesamt soll in der Auswertung die Prozessstruktur in der Erzählung der Interviewten herausgearbeitet

werden. Konditionale Ereignisverkettungen, die es in der Interpretation zu finden gilt, spielen dabei eine Rolle (vgl. Riemann, 1983, 16 f.).

In der Auswertung nach Schütze wird sequenziell und rekonstruktiv vorgegangen. Jede einzelne Sequenz wird in ihrer Einbettung in der Gesamtgestalt betrachtet. Durch das abduktive Herangehen, explizit die Generierung und das Verwerfen von Hypothesen zum Material beim Arbeiten mit den Interviews, wird eine Distanz zu den eigenen Vorannahmen geschaffen; die Relevanz der Interviewten bleibt maßgeblich. Die Wirkungszusammenhänge werden am konkreten Fall rekonstruiert. Es geht beim Arbeiten also eher um eine Überprüfungs- als um eine Entdeckungslogik von Hypothesen im Sinne der Grounded Theory (Strauss/Corbin, 1996; Strübing, 2004). Nicht nur der manifeste, sondern auch der latente Gehalt des Textes – der Sinn zwischen den Zeilen – wird betrachtet. Methodisch kontrolliert und intersubjektiv nachvollziehbar soll von der Oberfläche des Textes auf tiefer liegende und zunächst verborgene Sinn- und Bedeutungsstrukturen geschlossen werden. Dabei macht sich die Forscherin das implizite Wissen zu Nutze: Die objektive Bedeutung eines Sachverhaltes hat immer auch einen latenten Sinngehalt. Die wechselseitige Wirkungsbeziehung wird rekonstruiert. In einer einzigen Situation können viele Variablen enthalten sein. Durch die dichte und genaue Beschreibung des Einzelfalls ist es möglich, Wirkungszusammenhänge zu entschlüsseln. Es geht darum, die qualitative Gestaltetheit, die Konfiguration des Ganzen zu erfassen (vgl. Rosenthal, 2005, 18 ff.). Die sequenzielle Analyse bringt erst die Hypothesen hervor. Diese werden so am Material entworfen, überprüft, verifiziert, verworfen oder erweitert (abduktives Vorgehen).

Man kann sich nun fragen, wie es möglich ist, dass subjektiv gemeinter Sinn zu objektiver Realität wird? Indem die Erfahrungen und Einstellungen einer anderen Person analysiert werden, ergeben sich elementare Fakten, die nicht ausschließlich auf das Individuum begrenzt sind. Sie können stattdessen als allgemeine Klassen von Daten und Fakten angesehen und zur Bestimmung von Gesetzen der sozialen Prozesse genutzt werden. Es wird bei der Interpretation auf kollektive Wissensbestände zurückgegriffen, deren Auslegungen je nach lebensgeschichtlich subjektiven Erfahrungen unterschiedlich sein können (vgl. Rosenthal, 2005, 36 ff.). Nach Rosenthal sind die wichtigsten Kriterien der qualitativen Interpretation narrativer Interviews: Es wird rekonstruktiv, abduktiv und sequenziell vorgegangen. Die theoretische Verallgemeinerung und Typenbildung erfolgt am Einzelfall (vgl. Rosenthal, 2005, 55). Sie orientiert sich dabei an dem Begriff der abduktiven Theoriebildung von Peirce: Es werden zu allen Zeitpunkten der Interpretation in dem Moment mögliche Hypothesen gebildet. Von der Hypothese wird auf die nächstmögliche Folgehypothese geschlossen, während nicht

passige Hypothesen nicht weiter verfolgt werden. Folgephänomene werden deduziert. Durch den empirischen Test am Einzelfall werden die gefundenen Hypothesen durch induktives Schließen rücküberprüft. Dies bringt dann die gültigen Fakten hervor (vgl. Rosenthal, 2005, 60).

Bei der Auswertung geht es rein um die Rekonstruktion der Fallstruktur, die Forschungsfrage tritt zunächst in den Hintergrund. Der erzählten und der erlebten Ebene wird getrennt nachgegangen. Die Analyse der Daten passiert nach Gabriele Rosenthal in sechs Schritten (siehe 5.6.). Der eigentliche chronologische Ereignishergang und die hauptsächlich biographischen Erfahrungsaufschichtungen werden extrahiert. Diese werden mit den eigentheoretischen/argumentativen Ausführungen der Informantin verknüpft (Schütze, 1983a). Die Forscherin vergleicht am Ende die Auszüge mit denen anderer Interviews. Auf dieser Basis wird dann das wissenschaftlich theoretische Modell konstruiert. Durch die Ablauflogik des eigenen Lebens treten bei der Informantin die besagten Erzählpfade (Schütze, 1978; Glinka 1998; Rosenthal, 2005, vgl. Lucius-Höhne/Deppermann, 2004, 35 f. und Bortz/Döring, 1995, 318) auf, denn sie will ja verstanden werden und kann somit nichts – auch und gerade keine Hintergründe – auslassen. Die Erzählerin ist zu Detaillierung, Relevanzfestlegung, Kondensierung und Gestaltschließung gezwungen (vgl. Hermanns, 1984a).

Das fokussierte narrative Interview als Erhebungsmethode geht inhaltlich über andere Interviewformen weit hinaus. Das narrative Interview kann dann schwierig werden, wenn der/die Informant/in nicht bereit oder nicht in der Lage ist, Geschichten zu erzählen (Bohnsack, 1993).

5.6. Die Auswertung nach Gabriele Rosenthal

Gabriele Rosenthal schlägt in Anlehnung an Fritz Schütze zur Auswertung ein rekonstruktives und sequenzielles Verfahren vor. Rekonstruktiv, weil die Bedeutung einzelner Passagen sich aus dem Gesamtzusammenhang des Interviews erschließt, sequenziell, weil für die Textstellen dabei streng nach der sequenziellen Gestalt und Reihenfolge, wie sie im Text vorkommen, Lesarten gebildet werden. In den Folgeschritten werden aus den gültigen und passigen Lesarten abduktiv Deutungen herausgefiltert. Das Ziel der Rekonstruktion ist, zu klären, wie es zu der spezifisch erlebten Lebensgeschichte im Verlauf gekommen ist, bevor

dann geschaut wird, wie es zu der in der biographischen Selbstdarstellung der Interviewten ausgeformten Erzählung kommt. Die biographische Bedeutung des in der Vergangenheit Erlebten als auch die Bedeutung der Selbstpräsentation in der Gegenwart wird so erfasst. Wichtig dabei ist zunächst die Zurückstellung der Forschungsfragen. Ansatzpunkte der Interpretation sind hier Unstimmigkeiten in der Erzählung, wie z. B. wenn versucht wird, ein offensichtlich bedeutsames Erlebnis herunterzuspielen oder wenn Diskrepanzen in der Erzählung auftreten. Bei dieser Vorgehensweise ist es entscheidend, in getrennten Analyseschritten den beiden Ebenen der erzählten sowie der erlebten Lebensgeschichte nachzugehen (vgl. Rosenthal, 2005, 173 f.).

Eine Auswertung nach Rosenthal geschieht in **sechs Schritten**. Begonnen wird mit der **Analyse der biographischen Ereignisdaten** wie z. B. Geburtsdaten, Geschwisterzahl, Schul- und Berufslaufbahn. Aus ihnen wird der Kontext in der chronologischen Reihenfolge rekonstruiert. Diese Daten werden aus dem Interview sowie aus allen der Forscherin zur Verfügung stehenden Quellen entnommen. Anhand dieser Daten können Ereignisse, mit denen die Interviewte konfrontiert war, im historischen Kontext rekonstruiert und ausgewertet werden. So werden Handlungen und deren möglich gewesene Alternativen sichtbar. Während der sequenziell rekonstruktiven Auswertung werden die alternativen Handlungen als Hypothesen in Betracht gezogen und dann beim sequenziellen Fortschreiten teilweise wieder verworfen. So kann eng am Text interpretiert werden. Motivationen und Handlungen werden durch das immer wieder neue Ent- und Verwerfen von Handlungsmöglichkeiten für die Forscherin plausibel (vgl. Rosenthal, 2005, 93).

Im **zweiten Schritt** wird die Text- und thematische Feldanalyse durchgeführt. Fokus ist jetzt die Selbstrepräsentation des erzählten Lebens. Hier soll geklärt werden, wieso sich die Biographin so und nicht anders darstellt. Welche Mechanismen steuern die Auswahl der präsentierten Themen und wie sind diese genau gestaltet? Die einzelnen Textsegmente werden sequenziell interpretiert. Es wird versucht herauszufinden, welche Mechanismen die Auswahl der präsentierten Themen steuern. Dazu wird zuerst das Interview in einem stichwortartigen Überblick in seiner zeitlichen Abfolge sequenziert (vgl. Rosenthal, 2005, 183 ff.). Dabei sind Kriterien für die Sequenzierung Redewechsel und Änderungen der Textsorte. Es wird festgehalten, an welcher Stelle die Biographin argumentiert, beschreibt oder erzählt. Diese einzelnen Sequenzen stehen in der Regel in Beziehung zueinander. Die im Nachfrageteil gewonnenen Informationen werden hinzu gezogen. Durch diese Verbindungen können übergeordnete Steuerungsmechanismen im Text entdeckt werden. So können erste Hypothesen zum Fall nach den Regeln des sequenziellen und des abduktiven Vorgehens erstellt werden.

Im **dritten Schritt** wird die Fallgeschichte des erlebten Lebens rekonstruiert. Es wird nach Spuren von Perspektiven und Möglichkeiten in der Vergangenheit und auch mit einem Blickwinkel aus der Vergangenheit heraus gesucht. Hypothesen werden aufgestellt, die mit den verschiedenen im Text folgenden Aussagen kontrastiert und anschließend verworfen oder aufrecht erhalten werden. Die Ereignisdaten, die in Schritt zwei zunächst sequenziell festgehalten worden sind, werden nun mit den im Interview enthaltenen Darstellungen kontrastiert. Durch Abgleichen der Folgehypothesen mit den dann schließlich eingetretenen Begebenheiten, kann auf die wahrscheinlichste Deutung geschlossen werden. In Schritt drei werden zwischen den Zeilen liegende Bedeutungsmöglichkeiten zugänglich (vgl. Rosenthal, 2005, 93 und 177). Die notierten Segmente der Haupterzählung werden mit dem Verfahren der Text- und thematischen Feldanalyse ebenfalls sequenziell ausgelegt. Dieses Mal werden Thesen bezüglich der Darstellung im Interview mit Fokus auf die sequenzielle Gestalt, die Differenz zwischen Haupterzählung und Nachfrageteil, die Wahl der Textsorten sowie die Ausführlichkeit der Ausführungen des Abschnittes erstellt.

Im **vierten Schritt** werden einzelne interessierende Textstellen einer detaillierten sequenziellen Feinanalyse unterzogen. Das können Textstellen mit langen Pausen, mehrfachen Erzählansatzversuchen oder Stottern (parasprachliche Auffälligkeiten) sein. Dies dient zur Überprüfung und Erweiterung der bisher gewonnenen Hypothesen (vgl. Rosenthal, 2005, 193).

Als **vorletzter Schritt** folgt durch die Kontrastierung der erzählten und erlebten Lebensgeschichte ein Aufdecken von Strukturen. Erklärungen für die Differenz zwischen Vergangenheits- und Gegenwartsperspektive werden gesucht: welche Erfahrungen führen zu genau dieser Präsentation in der Gegenwart? (vgl. Rosenthal, 2005, 194). Es werden Regeln aufgestellt, die zu der Differenz von erzählter und erlebter Lebensgeschichte geführt haben.

Der **letzte Schritt** ist die Typenbildung. Hier werden die o.g. Regeln des genetischen Prozesses nach abgeschlossener Fallrekonstruktion benannt und interpretiert. So können Verlaufstypen konstruiert werden. Der Zusammenhang von sozialen und innerpsychischen Phänomenen wird deutlich. Die Typenbildung erfolgt fallspezifisch und lässt Rückschlüsse auf das gesamte soziale System zu (vgl. Rosenthal, 2005, 96).

5.7. Das Vorgehen im Forschungsprojekt

In diesem Kapitel wird das Vorgehen im Feld beschrieben. Die in der Praxis verwendete Auswertungsmethode nach Ruth Kaiser wird aufbauend auf der bisher erklärten Theorie zur Methode der Auswertung narrativer Interviews dargestellt.

5.7.1. Die fokussierten narrativen Interviews

Im empirischen Teil kommen Frauen in Führungspositionen im Karate in narrativen fokussierten Interviews selbst zu Wort. Diese Interviews werden nach einer Methode von Ruth Kaiser (1992) in Anlehnung an Schütze (1978), Glinka (1998) und Rosenthal (2005) ausgewertet. Die offene Eingangsfrage nach ihrer Karatebiographie wird im fokussierenden Nachfrageteil durch gezielte Fragen zu Genderaspekten ergänzt. Im Ergebnis soll klar werden, wie die Frauen ihre Karatebiographie konstruieren und wie sie sich in dem vorhandenen sozialen System entwerfen. Es soll ein Ausblick darauf gegeben werden, was das für andere Frauen im Verband und was es für den Verband heißen kann, wenn es darum geht, Frauen in Führungspositionen zu bringen, um den internationalen Maßstäben zu genügen. Dabei ist der Karate-Hintergrund der Forscherin eine hilfreiche Landkarte.

Im Interview findet ein Gespräch zwischen der Interviewerin und der Befragten statt. Dadurch entsteht eine soziale Situation, die das besondere Merkmal der Methode ist. Die Situation des Gesprächs ist von dem zielgerichteten Interesse der Forscherin bestimmt: Es interessiert die Karate-Biographie der Befragten. Im Gespräch wird durch aktives Zuhören ermutigt (vgl. Glinka, 1998; Rosenthal 2005, 46). Die Interviewsituation wurde in allen neun Fällen vorher besprochen. Es wurde erklärt, dass eine kurze Einstiegsfrage zur Karate-Lebensgeschichte gestellt wird, woraufhin diese erzählt werden soll. Klar war für die Interviewten ganz allgemein, dass es in der Dissertation um ein Gender-Thema gehen würde. Alle Interviewten waren gleich einverstanden. Die Interviews fanden an unterschiedlichen Orten statt: zu Hause bei der Befragten, in der Wohnung einer Freundin der Befragten, in der Halle bzw. einem angrenzenden Raum und in meinem Auto. Es wurde mit einem sehr kleinen Aufnahmegerät von Olympus mit Mikro gearbeitet, um die Qualität der Aufnahme zu verbessern. Die Befragten mussten das kleine angeschlossene Mikro beim Reden halten, was mühelos ging. Die Gespräche waren alle sehr offen und vertrauensvoll, was sicher auch daran lag, dass man sich aus Karate-Zusammenhängen kannte, aber bestimmt auch auf die Art der Gesprächsführung zurückging. Es wurden Methoden aus der klientenzentrierten Gesprächsführung

nach Carl Rogers verwendet (vgl. Rosenthal, 2005, 46). Datenschutz und Anonymisierung der Texte wurden versichert. Nachdem die organisatorischen Dinge geklärt waren, wurde das Gerät angeschaltet und die Einstiegsfrage gestellt:

„Die Einstiegsfrage ist: In Absprache mit dem DKV mache ich eine Studie zu Frauen in Führungspositionen im Karate. Daher würde ich dich bitten, deine Lebensgeschichte mit allem, was du für wichtig hältst, zu erzählen. Einen Schwerpunkt dabei soll deine Karategeschichte bilden.“

Schwerpunkt ist somit das Karate-Leben; also ein bestimmter Teil der Biographie – es handelt sich also um fokussierte narrative Interviews (vgl. Glinka, 1998; Flick 1995). Nach der Beendigung der Haupterzählung wurden fokussierende Nachfragen zu Genderaspekten gestellt. Die Fragen wurden thematisch und inhaltlich mit dem von den Interviewten Gesagten verwoben. Da Fragen mit gleichem Wortlaut von unterschiedlichen Personen unterschiedlich aufgefasst und verstanden werden können (vgl. Rosenthal, 2005, 128), wurde sich im Nachfrageteil nur lose an den von vorab entworfenen Fragen zu den interessierenden Themenbereichen orientiert. Die Interviewten sollten von ihren ganz eigenen Erfahrungen zu Gender im Karate berichten (vgl. Rosenthal, 2005, 132). Daher kam es vielmehr darauf an, sich mit der Wortwahl im Relevanzsystem und in den Sprachcodes der Befragten zu bewegen. Wichtig war, in allen Interviews die Fragen zu den interessierenden Bereichen zu stellen. Diese Fragen sollten an sich auch wieder eine Narration anregen. Sie waren also offen und an den in der Erzählung passenden Stellen gestellt. Um den Redefluss nicht zu stören, sollten sie an das von der Interviewten Gesagte anknüpfen, so dass die interessierenden Bereiche auch nie in der gleichen Reihenfolge abgefragt oder mit den gleichen Frageformulierungen gearbeitet wurde.

„Konsequent offen geführte Interviews bedeuten, dass wir uns in unseren Fragen an den Sprachcodes der Interviewten und am Gesprächsverlauf orientieren. Damit bedarf es auch nicht wie bei einem Fragebogen oder standardisierten Interview Überlegungen darüber, wie bestimmte Phänomene sprachlich in konstanter Form erfasst werden können.“ (vgl. Rosenthal, 2005, 128, 40-41 und 129, 1-3).

5.7.2. Die Interviewpartnerinnen

Der empirische Teil basiert auf sieben fokussierten narrativen Interviews mit Frauen, die auf einen mindestens zehnjährigen Weg im Karate zurückblicken können. Die Kriterien für die Auswahl der Interviewpartnerinnen orientierten sich daran, welche Frauen im Karate schon einen langen Weg, Ämter im Verband bzw. internationale Wettkampferfolge vorzuweisen haben (selektives Sampling, vgl. Strauss, 1991, 70 ff.). Diese Frauen wurden aus den drei

gegeneinander abgrenzbaren Bereichen ausgewählt. Daraus ergeben sich die drei folgenden gegeneinander abgegrenzten Bereiche:

1. mindestens 10 Jahre Karate (2)
2. + internationale Wettkampferfolge (4)
3. + Ämter im Verband (1) aus.

Die Interviewpartnerinnen, die darauf hin angesprochen wurden, sagten alle sofort zu. Vier der Interviewpartnerinnen sind aus dem Breitensportlichen Bereich, d. h. sie haben keine Wettkämpfe absolviert und haben auch keine nennenswerten Funktionen innerhalb der Organisation inne gehabt. Die Altersspanne ist hier 25 bis über 50 Jahre (Interview mit K, C, U). Vier weitere sind international erfolgreiche Leistungssportlerinnen im Alter von 25-40 Jahren (M, A, N, CH), die jetzt auch nennenswerte Funktionen im Verband inne haben. Das letzte Interview wurde mit einer Frau (U), über 50 Jahre, geführt, die in ihrem Karate-Leben einige wichtige Ämter besetzt hatte und die zu einer der ersten im Wettkampf zugelassenen und erfolgreichen Damen gehörte.

5.7.3. Die Aufnahmen

Die Interviewsituation wurde in allen sieben Fällen vorher mit den Interviewpartnerinnen besprochen (siehe Kapitel 5.7.1.). Die Interviewten wurden zu einer Erzählung eingeladen durch Formulierungen wie ‚... du hast dann die Möglichkeit ...‘. Diese Form der Sprechauforderung impliziert, dass die Möglichkeit zur Erzählung als Chance positiv zu sehen ist. So sollten (Rede-)Hemmungen abgebaut werden. Das Einverständnis wurde dazu eingeholt, dass die Interviews aufgezeichnet und nach Anonymisierung zu Forschungs- und Lehrzwecken verwendet werden dürfen. Datenschutz wurde zugesichert (vgl. Rosenthal, 2005, 89 ff.; Glinka, 1998, 129 ff.). Dies wurde mit allen – bis auf die erste Interviewpartnerin – mündlich vereinbart. Mit der ersten Interviewpartnerin wurde ein Forschungskontrakt geschlossen. Das Gespräch verlief im Folgenden dann eher verkrampft, weil die Interviewpartnerin durch diese Formalität – so schien es – den Eindruck hatte, sie müsste nun besonders geordnet und ‚schlau‘ reden. Daher wurde in den folgenden Interviews auf einen schriftlichen Kontrakt verzichtet, denn das Ziel war es, eine offene Gesprächsatmosphäre zu schaffen und dies schien durch dieses offizielle schriftliche Procedere gestört zu werden.

Nachdem die Interviewpartnerinnen sich ausnahmslos sehr schnell bereit erklärt hatten, teilzunehmen, fanden die Interviews an den unterschiedlichsten Orten mit einem digitalen

Aufnahmegerät mit Handmikrofon statt. Die Einstiegsfrage war immer die offene Frage nach der Erzählung ihrer Lebensgeschichte mit Schwerpunkt der Karate-Geschichte, so dass alle Interviews mit einer narrativen Erzählung des Verlaufes des eigenen Karate-Lebensweges begannen. In der Regel gab es einen informativen Teil, der die zeitliche und kausale Abfolge des ‚Wie-bin-ich-zum-Karate-gekommen-Seins‘ erläutert. Alle hatten auf diese Fragen hin zu Gender-Aspekten zu berichten. Der fokussierende Nachfrageteil orientierte sich an dem von der Befragten Gesagten, so dass die ‚Fokusfragen‘ an unterschiedlichen Stellen gestellt und auch unterschiedlich formuliert wurden (vgl. Rosenthal, 2005, 147). Die Interviews wurden dann mit Hilfe der Transkriptionsregeln von Glinka (1998, 62, Abbildung 3) transkribiert und anonymisiert (vgl. Glinka, 1998, 18 ff.).

5.7.4. Auswertung nach Ruth Kaiser

Um eine Übersicht über das Material zu erhalten, sind die Interviews zunächst zusammengefasst worden. Eine Tabelle der chronologischen Daten wurde jeweils erstellt, sowie ein Memo mit Einzelheiten zum Interviewverlauf (siehe **Kapitel 6** dieser Arbeit). In diesem sind die Umstände und Atmosphäre während des Interviews festgehalten (vgl. Rosenthal, 2005, 92 ff.). Daraufhin ist jede Interviewpartnerin nach den Auswertungsschritten von Ruth Kaiser (1992) auf einen Typ reduziert worden (siehe **Kapitel 6** dieser Arbeit). Der Fokus auf Gender-Konstruktionen im Karate gibt die Themen vor, so dass im Ergebnis weniger (Prozess-) Verläufe als vielmehr eine inhaltliche Sammlung von Aussagen zu den verschiedenen individuell gearteten Themen der Interviewten im Bezug auf Gender im Mittelpunkt stehen (Schritt **3b**, siehe **Kapitel 6** ‚Einzelfallauswertungen nach Ruth Kaiser‘). Durch die weiterhin bei jeder Frage offene Art der Fragestellung greifen die von Schütze formulierten Zugzwänge bei jeder Antwort, so dass viel mehr Einzelheiten berichtet und abgeschlossene Erzählungen zu dem in den Fragen fokussierten und damit bereits vorgegebenen Thema geliefert werden. Daher liegt der Unterschied in der Auswertung zu Schütze, Glinka und Rosenthal vorwiegend in Schritt **3b**: Hier wird das Interview neu strukturiert durch die Zuordnung des Gesagten zu den verschiedenen Themen. Es wird also nicht mehr sequenziell rekonstruktiv vorgegangen, sondern wie Ruth Kaiser es nennt ‚iterativ‘- rekonstruktiv, Schritt für Schritt – Thema für Thema. Da dann in Schritt **4a** die Lesarten direkt aus den jeweils neu geordneten Themen aus **3b** gebildet werden, wird auch nicht mehr streng abduktiv gearbeitet; Ruth Kaiser nennt es ‚hypothetisch‘. Aus dem durch die Themen neu strukturierten Text werden hypothetisch die Lesarten gebildet, bevor sie in Schritt **4b** in Deutungsschemata verdichtet werden. Aus diesen wird

dann der individuelle Typ abgeleitet. In Anlehnung an Ruth Kaiser (1992) wurde folgendermaßen ausgewertet:

Schritt 1: Erstellen eines geprüften Transkripts (**Anhang 1**- transkribierte Interviews).

Schritt 2: Erfassen ‚objektiver‘ biographischer Daten: Die lebensspezifischen Daten werden in chronologischer Reihenfolge auf einem separaten Datenbogen aufgelistet.

Schritt 3a/b: Die Themenschwerpunkte im Interview werden benannt (**3a**). Der Text wird noch einmal durchgegangen und den von der Interviewten angesprochenen Themen werden Aussagen zugeordnet. Somit werden themenbezogene Statements unter einem Stichwort gebündelt (**3b**). Der Text wird neu strukturiert.

Schritt 4a/b: Verschiedene Lesarten (**4a**) zu den einzelnen Bündelungen von Einzeläußerungen werden themenweise erstellt. Hierbei wird hypothetisch-iterativ vorgegangen. Einzeläußerungen, die sich widersprechen, rücken in den Fokus. Es wird versucht, die richtige Lesart heraus zu filtern, indem konkordante und diskrepante Lesarten zueinander in Beziehung gesetzt werden. Da die Interviewte bemüht ist, ihre Geschichte frei von Dissonanzen zu erzählen, sind die über den Text auftretenden Widersprüche/Spannungen die Stellen, an denen die subjektive Konstruktion sozialer Wirklichkeit durch die Interviewte durch die Interpretationsschritte offensichtlich werden kann. Dies geschieht nicht absichtlich, erst die Interpretation macht es offensichtlich: Aus den angenommenen Lesarten werden Deutungsschemata erstellt. Die Deutungsschemata (**4b**) geben *„subjektspezifische Sicht, die Einstellungen, kurz: die Konstitution sozialer Welt durch den Erzähler“* (Kaiser, 1992, 362) wieder.

Schritt 5: Typenbildung

Es geht nicht mehr um die Perspektive der Erzählerin, sondern um eine allgemeingültige Struktur. Der Typus beschreibt die Grundattitüde gegenüber einem Aspekt sozialer Wirklichkeit (vgl. Kaiser, 1992, 363). Das Ergebnis ist also eine übertrieben benannte Einstellung durch Typenbildung aus dem Abgleich der Deutungsschemata. *„Typen bringen die gemeinsamen Bestandteile, den ‚Kern‘ vergleichbarer Deutungsschemata zum Ausdruck.“* (Kaiser, 1992, 363). Somit basieren sie auf einer genauen Interpretation eines individuellen Falles, lassen aber auch strukturelle Aussagen über soziale Wirklichkeiten im Allgemeinen zu; sie sind also ‚teil-objektiv‘ durch diese Form des Abgleiches verschiedener Lesarten, die dem Vorverständnis der Interpretierenden entsprechen und zu einem differenzierten Auswertungsmodus führen. Andere Interpretierende sollten im Ergebnis höchstens noch Zusätze finden können, nicht aber komplett unterschiedlich enden.

Dabei bezieht sich Ruth Kaiser auf ihre ‚Vorgänger‘ Schütze, Glinka und Rosenthal wie erklärt. Aus der Verbindung heuristischer theoretischer Konzepte und Alltagswissen sollen empirisch gehaltvolle soziologische Kategorien und Aussagen über das Forschungsfeld entstehen. (Kelle/Kluge, 1999, 35).

In der Regel startet die Forscherin in den Prozess mit allgemeinen und empirisch wenig gehaltvollen Konzepten, dafür aber mit alltagsnahem Vorwissen. Letzteres erlaubt dabei, die untersuchten Situationen und Handlungen der Interviewten zu verstehen. Diese theoretischen heuristischen Konzepte helfen, das sich im Laufe des Forschungsprozesses ansammelnde empirisch gehaltvolle Wissen auf eine theoretische Ebene zu heben, von der aus die Situationen und Handlungen, die im Interview beschrieben werden, auch theoretisch erklärt und eingeordnet werden können. Aus der Verbindung von heuristischen theoretischen Konzepten und Alltagswissen sollen empirisch gehaltvolle soziologische Kategorien und Aussagen über das Forschungsfeld entstehen (Kelle/Kluge, 1999, 36 ff.). Das theoretische Vorwissen der Forscherin wird nun in den Forschungsprozess integriert. Empirisch gehaltvolle Konzepte, Kategorien und Typen werden mit dessen Hilfe erarbeitet. Das theoretische Vorwissen ist dabei von Bedeutung für:

1. Das qualitative Sampling: Bei der Auswahl der untersuchten Fälle geht es nicht um Repräsentativität, sondern um Relevanz. Hier wird mit Hilfe theoretischer Vorüberlegungen selektiert.
2. Für die Strukturierung und Kategorisierung des Datenmaterials (= qualitative Kodierung) ist das Alltagswissen und das theoretische Vorwissen der Forscherin wichtig, um das Kategorienschema zu strukturieren (Synopsen).
3. Die Konstruktion von Subkategorien (Merkmalsräumen) und Dimensionen (Merkmalen), die für die spätere Typenbildung von Bedeutung sind. Hier werden Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den einzelnen Fällen entdeckt, insbesondere zwischen den zu bildenden Typen.
4. Zur Bildung von Typen und Typologien: Die Analyse inhaltlicher Sinnzusammenhänge kann nur auf der Grundlage von bereits bekannten theoretischen Konzepten erfolgen. Sie werden im Prozess ergänzt und modifiziert. Es werden also ständig empirische und theoretische Arbeitsschritte integriert (Kluge, 1999, 68 ff., 86 ff.; Kelle 1998, 353 ff. in: Kelle/Kluge, 1999, 37). Somit kann gewährleistet werden, dass die Merkmale und Kategorien, die erdacht werden, auf die Forschungsfrage passen. Die theoretischen Konzepte müssen dazu einen heuristischen Gehalt haben, damit keine empiriefernen, vorurteilsbe-

gründeten Konzepte entwickelt werden. Die Typenbildung ist dann das Verbindungsglied zwischen Empirie und Theorie. So ist eine empirisch begründete Theoriebildung gewährleistet.

5.7.4.1. *Qualitatives Sampling*

Durch Minimierung von Unterschieden wird die theoretische Relevanz einer Kategorie bestätigt, durch deren Maximierung wird die Heterogenität und Varianz im Untersuchungsfeld abgebildet. Dann, wenn die Untersucherin über Kenntnisse oder Arbeitshypothesen über relevante strukturelle Einflussfaktoren im untersuchten Feld verfügt, kann durch eine a priori Definition von Auswahlmerkmalen sichergestellt werden, dass Trägerinnen bestimmter theoretisch relevanter Merkmalskombinationen im Sinne eines qualitativen Samples vertreten sind. Im Unterschied zum theoretical sampling i.S.v. Glaser und Strauss werden hierbei Stichprobenumfang und Ziehungskriterien vor der Erhebung festgelegt und die Daten nach der Erhebung analysiert. Dies wird in der Praxis häufig eingesetzt: Relevante Untersuchungssituationen, Zeitpunkte, Untersuchungsorte und Personen werden VOR der Feldphase festgelegt. Nach Schatzmann/ Strauss (1973, 38 ff.) wird dieses Verfahren als **selektives Sampling** bezeichnet (vgl. Witzel/Helling/Mönnich, 1996; Geissler/Oechsle, 1996, 42 ff. in: Kelle/Kluge, 1999).

Vor der Datenerhebung in dieser Arbeit standen folgende Parameter fest:

1. Die relevanten Merkmale für die Fallauswahl: Frauen aus dem DKV, die schon lange exponierte Positionen inne haben, mindestens 1. Dan.
2. die Merkmalsausprägungen: Mindestens zehn Jahre Karate, als Trainerin, Leistungssportlerin und/oder in der Verbandsarbeit auf Bundesebene Aktive, was sich im Sport i. d. R. bedingt.
3. Die Größe des qualitativen Samples: Bedingt durch die begrenzte Zahl der Damen, auf die Merkmale und Merkmalsausprägungen zutreffen, ist der Pool der Ansprechpartnerinnen klein.

„Die für die Fallauswahl relevanten Merkmale müssen anhand der Untersuchungsfragestellung, anhand theoretischer Vorüberlegungen und anhand des Vorwissens über das Untersuchungsfeld bestimmt werden.“ (Kelle/Kluge, 1999, 47). Wenn es um Ungleichbehandlung nach Gender-Gesichtspunkten geht, sind unterschiedliche Gruppen von Frauen in exponierten

Positionen zu finden: Leistungssportlerin, Verbandsarbeiterin, Trainerin, ‚normale‘ Karate-Trainierende, unterschiedlichen Alters. Es geht darum, Merkmale zu variieren, wenn der qualitative Stichprobenplan konstruiert wird. Mit der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Merkmal *„verbinden sich jeweils spezifische Ressourcen und soziokulturell akzeptierte Handlungsziele sowie spezifische Chancen und Risiken der Lebensgestaltung [...]“* (ebd., 48). Diese Merkmale zeigen unterschiedliche soziale Situationen mit spezifischen Möglichkeiten und Grenzen an. Es könnte alternativ auf bereits vorhandene quantitative Daten zurückgreifen, um diese Merkmalsräume zu eröffnen. Die Auswahl ist heterogen angelegt; es sind Vertreterinnen aller Merkmalskombinationen im qualitativen Sample vertreten. Die Zahl der Merkmalsausprägungen darf dabei nicht zu groß werden, damit das Thema bearbeitbar bleibt (ebd., 50): Entweder sollen Merkmalsausprägungen gewählt werden, die im Untersuchungsfeld besonders häufig sind, oder es werden Fälle aus Gruppen mit entgegengesetzten Prinzipien gegenübergestellt. *„Anhand von Extremfällen lassen sich soziale Strukturmuster oft besonders gut verdeutlichen – z. B. die geschlechterbezogene Strukturiertheit beruflicher Handlungsfelder etwa anhand des Falles einer KFZ-Mechanikerin.“* (ebd., 51). Hierbei muss nicht maximale Repräsentativität, sondern maximale Variation der Fälle innerhalb der Fragestellung gegeben sein. Nach dem Konzept der maximalen Varianz gibt es i.d.R. bevorzugte Merkmale, die der Fragestellung am nächsten stehen, und nach denen dann die Stichproben gezogen werden. Andere, weniger relevante Merkmale tauchen zwar auch auf, aber untergeordnet. Nach Kelle und Kluge (1999) gibt es schon bei drei Hauptmerkmalen genügend Kombinationsmöglichkeiten.

Eine bestimmte Bandbreite sozialstruktureller Einflüsse soll erfasst werden: Wie nehmen die Akteure ihre sozialstrukturell vorgegebenen Handlungsmöglichkeiten und -einschränkungen wahr, welche Handlungsziele entwickeln sie und mit welchen Mitteln erreichen sie diese Ziele (vgl. Dietz, 1997, 19 f., 26 ff., 49 ff. in: Kelle/Kluge, 1999)? Man möchte theoretisch bedeutsame Merkmalskombinationen bei der Auswahl der Fälle möglichst umfassend berücksichtigen. Zur Interpretation schlagen Kelle und Kluge (1999) nach der Einzelfallauswertung (Kapitel 6 dieser Arbeit; Typenbildung am Einzelfall) die Fallkontrastierung (**Kapitel 7** dieser Arbeit) vor. Eine Form der Fallkontrastierung ist der synoptische Vergleich, bei dem Textstellen direkt verglichen werden, der in **Kapitel 7** zur Anwendung kommt. Die Einzelfallauswertung erfolgt nach den oben beschriebenen fünf Schritten von Ruth Kaiser (1992), die durch folgende Veranschaulichungen von Kelle und Kluge (1999) transparenter werden.

5.7.4.2. Indizierung und Kodierung qualitativen Datenmaterials

Die Überlegung ‚Wie sind alle zu einem ‚Überbegriff‘ (= Kategorie) gehörenden Textstellen zwecks Interpretation übersichtlich nebeneinander dar zu stellen?‘ führt zu verschiedenen Lösungen. 1. Man könnte Querverweise direkt in den entsprechenden Text einfügen oder 2. man erstellt ein Konkordanz-/Schlagwortregister, bei dem Verweise auf Textstellen mit einem bestimmten Wort gekennzeichnet sind, oder man fertigt 3. eine Synopse an, bei der Textpassagen mit relevanten Begriffen nebeneinander geschrieben dargestellt werden und so gleichzeitig sichtbar sind.

Besker/Geer (1960/1979 in: Kelle/Kluge, 1999) haben diese Verfahren erstmals so beschrieben: Die Felddarstellungen werden nach Einzelereignissen gegliedert (Themen). Jedes Ereignis bekommt eine Nummer oder mehrere, je nachdem für welches bereits nummerierte Feld die Stellen relevant sind. Die Stellen mit derselben Nummer werden ‚verkodet‘ (Kelle/Kluge, 1999, 56). Dies entspricht Schritt **3a**: Themen finden und **3b**: Themen zusammenschreiben von Ruth Kaiser. Ziel ist es, zu jedem Thema unterschiedliche Varianten zu finden, was dem Schritt **4a**: Lesarten bilden am Einzelfall pro Thema, und **4b**: die wahrscheinlichste Lesart herausdeuten, die dem jeweiligen Thema im Einzelfall entspricht. In **Schritt 5** folgt dann die einzelfallbezogene Typenbildung (nach Kaiser, 1992). Alle Daten zu einem bestimmten Sachverhalt sollen beim Kodiervorgang zusammengetragen werden. Somit ist Kodierung die Zuordnung von Text-Segmenten zu Kategorien, die der Interpret ad hoc entwickelt hat (Kelle/Kluge, 1999, 56). So werden die Subkategorien (= Eigenschaften der Kategorien) anhand des Datenmaterials entwickelt. Die Ergebnisse hängen hier davon ab, wie genau das Material kodiert wurde und welches Kategorienschema verwendet wurde. In **3a/3b** sind Textstellen unter Kategorien zusammengefasst und in **4a/4b** sind diese mit theoretischen Kommentaren versehen worden, um in **Schritt 5** Typen zu bilden (vgl. Kelle/Kluge, 1999, 58).

Es fließen i.d.R. nicht nur Alltagskonzepte und empirisch gehaltvolle Theorien, sondern auch soziologische Theorien ein, wie z. B. Theorie zur sozialen Konstruktion von Gender (Kelle/Kluge, 1999, 66). Die Relevanzsetzungen der Befragten dürfen bei der Kategorisierung damit nicht überblendet werden. Eine Kategorie darf nicht einen zu großen empirischen Gehalt aufweisen, denn dann enthält sie bereits implizite Hypothesen, die dem Material aufgedrückt werden. Hypothesen sollen im Prozess erst generiert werden. Die Relevanzen, Weltansichten und -deutungen der Akteurinnen sind in Erfahrung zu bringen. Also müssen die Kodierkategorien zunächst möglichst offen sein und sich erst später verdichten.

5.7.4.3. Einzelfallanalysen und Fallvergleich

Vor den Fallvergleichen werden ausführliche Einzelfallanalysen durchgeführt, um die Texte zu verstehen. Hier steht die Struktur des Einzelfalls im Mittelpunkt (s. a. Nagel, 1997 in: Kelle/Kluge, 1999). Honer (1993) und Wohlrab-Sahr (1994) gelangen direkt vom Einzelfall zum Typus und vergleichen dann erst die konstruierten Typen miteinander (ebd., 75). Nagel (1997) führt nach der Einzelfallanalyse einen Fallvergleich durch und bildet dann Typen und gelangt auf diese Weise vom Text zur Typik zur Struktur (vgl. Gerhardt, 1991, 438 in: Kelle/Kluge, 1999). Die fallvergleichende Kontrastierung, die der Fallrekonstruktion folgt, dient dabei der Ermittlung der „Achsen“ (Vergleichsdimensionen) für die Verallgemeinerungsfähigkeit der Fallbesonderheiten (Gerhardt, 1986, 87 ff.).

In dieser Arbeit werden zuerst die Typen am Einzelfall gebildet, um dann später quer zu den Fällen eine Fallkontrastierung durch zu führen.

6. Einzelfallauswertungen

In diesem Kapitel wird ein Porträt dreier Eck-Einzelfälle nach Anwendung der Auswertungsschritte von Ruth Kaiser (1992) vorgestellt. Zuvor wird ein Überblick über das Sample gegeben. Alle Interviewpartnerinnen werden kurz vorgestellt. Ebenso wird die Interviewatmosphäre kurz beschrieben. Die ausführlichen Auswertungen aller Interviews befinden sich im Anhang. Die einzelnen Auswertungsschritte sind im Kapitel 5.7.4. dieser Arbeit dargestellt. Es wurde versucht aus den sehr wissenschaftlich beschriebenen Auswertungen einen lesbaren Text nahe an der Auswertung zu verfassen. Es liegt in der Natur des Vorgehens in den einzelnen Auswertungsschritten, dass die Darstellung in einem zusammenhängenden Text in der Auswertung selber nicht möglich ist. Zur Kenntlichkeit wird dort jeweils die Schrittnummer in der Überschrift angegeben. Hieran wird sich im Porträt orientiert. Die Porträts sollen den Auswertungsweg (die fünf Schritte nach Ruth Kaiser) – wie sie im **Anhang 2** dezidiert für jedes Interview nachzulesen sind – nachzeichnen und der Leserin/dem Leser gleichzeitig einen Eindruck von der Person vermitteln. Daher werden häufig prägnante Interviewausschnitte zitiert.

Um die wissenschaftliche Seite der Auswertung über die bessere Lesbarkeit des Textes nicht aus den Augen zu verlieren, sind die Auswertungsschritte sowie die im **Anhang 2** verwendete Indizierung/Überschriftengebung, welche sich aus den Arbeitsschritten ergeben, erklärt: Ob es sich um die narrative Haupterzählung oder den fokussierenden Nachfrageteil handelt wird in der Auswertung durch den Zusatz I oder II in der Überschrift gekennzeichnet. In der weiteren Auswertung hat sich diese Unterteilung allerdings als irrelevant erwiesen, es ist später nicht mehr darauf eingegangen worden. Die Themenschwerpunkte aus Schritt 3a werden durchnummeriert (T 1 - T x) und finden sich im Anhang ebenfalls in den Einzelüberschriften. Es wird weitgehend auf Einsatz des Konjunktivs in der indirekten Rede verzichtet, da die subjektive Konstruktion der Geschlechter im Karate-Do aus der Sicht der Interviewten als Ausgangspunkt der Überlegungen dargestellt werden soll. Der Konjunktiv drückt Möglichkeit und Zweifel aus; die hier aber nicht ausgedrückt werden sollen. Es soll in den Schritten 3a - 4b versucht werden, Dinge aus der Sicht der Interviewpartnerin darzustellen.

Zum besseren Verständnis wird jetzt noch einmal kurz das Vorgehen in den einzelnen Schritten skizziert (ausführlich in Kapitel 5.8.4.). **Schritt 1** ist die Transkription nach den Transkriptionsregeln von Glinka (vgl. Glinka, 1998, 62) (transkribierte Interviews siehe **An-**

hang 1). Da in den Porträts häufig Zitate aus den jeweiligen Interviews verwendet werden, erklärt folgende Abbildung die Bedeutung der verwendeten Transkriptionsregeln.

(.)	Kurze Pause (die Anzahl der Punkte gibt in etwa die Sekunden wieder)
... (8) ...	längere Pause von acht Sekunden Dauer
(lachen bis *)	Lachen o.ä. bis zur Kennzeichnung (*) im Text
<u>immer</u>	Betonung des Wortes
s c h ö n	gedehntes Sprechen
wohlge/äh..	Wortabbruch, Selbstkorrektur

Abbildung 4: Transkriptionsregeln in Anlehnung an Glinka, 1998, 62

Jahreszahlen, Namen von Personen und Orten sind unkenntlich gemacht, um die Anonymität zu wahren. Kursiv geschriebene Fachbegriffe werden im Glossar erklärt.

In **Schritt 2** sind die ‚objektiven‘ biographischen Daten chronologisch erfasst worden.

Schritt 3: Die Themenschwerpunkte im Interview werden benannt (3a). Daraufhin werden die Textteile, in denen zu den Themen etwas gesagt wird, den von der Interviewten angesprochenen Themen Aussagen zugeordnet. Somit werden themenbezogene Statements unter einem Stichwort gebündelt (3b). Der Text wird neu strukturiert. Dies geschieht getrennt nach narrativer Haupterzählung (I) und fokussierendem Nachfrageteil (II).

Schritt 4: Es werden verschiedene Lesarten zu den einzelnen Bündelungen von Einzeläußerungen erstellt. Hierbei wird hypothetisch-iterativ vorgegangen und auf Einzeläußerungen geachtet, die sich widersprechen (4a). Da die Interviewte bemüht ist, ihre Geschichte frei von Dissonanzen zu erzählen, sind die über den Text auftretenden Widersprüche/Spannungen die Stellen, an denen die subjektive Konstruktion sozialer Wirklichkeit durch die Interviewte durch die Interpretationsschritte offensichtlich werden kann. Die Interviewte tut dies nicht absichtlich, erst die Interpretation macht es offensichtlich (siehe Kapitel 5, Methode).

Aus den angenommenen Lesarten werden Deutungsschemata erstellt (4b). Die Deutungsschemata geben die „*subjektspezifische Sicht, die Einstellungen, kurz: die Konstitution sozialer Welt durch den Erzähler*“ (Kaiser, 1992, 362) wieder.

Schritt 5: Hier erfolgt die Typenbildung. Es geht nicht mehr um die Perspektive der Erzählerin, sondern um eine allgemeingültige Struktur. Der Typus beschreibt die Grundattitüde gegenüber einem Aspekt sozialer Wirklichkeit (vgl. Kaiser, 1992, 363). Ergebnis der Typenbil-

dung ist eine übertrieben benannte Einstellung aus dem Abgleich der Deutungsschemata. „Typen bringen die gemeinsamen Bestandteile, den ‚Kern‘ vergleichbarer Deutungsschemata zum Ausdruck.“ (Kaiser, 1992, 363). Somit basieren sie auf einer genauen Interpretation eines individuellen Falles, lassen strukturelle Aussagen über soziale Wirklichkeiten im Allgemeinen zu, sie sind ‚teil-objektiv‘ durch diese Form des Abgleiches verschiedener Lesarten, die dem Vorverständnis der Interpretierenden entsprechen und zu einem differenzierten Auswertungsmodus führen. Somit sollten andere Interpretierende im Ergebnis höchstens noch Zusätze finden können, jedoch nicht komplett unterschiedlich enden (vgl. Kaiser, 1992, 362 ff.).

Die Ergebnisse aus diesem Prozedere sind für drei Eckfälle in den folgenden Abschnitten porträtiert. Am Ende werden die Typen beschrieben, die sich durch die im **Anhang 2** befindlichen Auswertungen für jeden Einzelfall ergeben haben.

6.1. Beschreibung des Samples

6.1.1. Interviewpartnerin A

Die Interviewsituation wird im Porträt von A als Eckfall beschrieben (vgl. Kapitel 6.2.). A begann 19XX in X.-Y. (Stadt) mit Karate; schon damals wusste sie sehr genau, was sie wollte: trotzdem sie mit dreizehn Jahren ein Jahr zu jung war, setzte sie sich durch und konnte anfangen. Sie war schon immer sportlich, sie spielte Volleyball und kam durch einen Freund ihres Bruders zum Karate. Das war ihr dann von Anfang an so wichtig, dass alle anderen Aktivitäten hinten an standen. Um dann in Z. (Stadt) bei O. (m) trainieren zu können, ging sie 19XX zum Studieren nach M. (Stadt). Sie sah im *Dojo* in W. (Stadt) ihre Zukunft. Da sie dort zwei Mal täglich trainierte, gab sie schließlich ihr Studium im weitesten Sinne künstlerischer Richtung auf, in der Hoffnung, dass das dann auf Druck ihrer Eltern gewählte Alternativfach an derselben FH eher kompatibel mit ihrem exzessiven Trainingsplan sein würde. Etwas Künstlerisches wollte sie immer machen, stellte aber schnell fest, dass je freier diese Arbeit wird, sie umso mehr Zeit in Anspruch nimmt. Sie bemerkte, dass die alternativ gewählte Studienrichtung ihr nicht viel mehr Raum ließ und entschied sich, sich ganz dem Karate zu widmen: in den neunziger Jahren gab sie ihr Studium ganz auf. 19XX ging sie schließlich ganz nach W. (Stadt), um dort ungestört auf hohem Niveau trainieren und das Dojo mit aufbauen zu können.

Kurze Zeit später und nach internationalen Wettkampferfolgen wurde sie Kreisvorsitzende in XY. Sie findet, das Karate habe sie sehr bestimmt, nicht nur charakterlich, sondern vor allem ihren selbst gewählten Lebensweg, an den sie immer geglaubt hat. Sie betont, dass sie nie ein Supertalent war, sondern sich sehr viel erarbeitet habe. Sie könne an einer Hand abzählen, wann sie in den vergangenen 25 Jahren nicht beim Training war. Darauf kommt es für A im Karate an. Trotzdem habe sie bis heute den Durst und Hunger auf das Training nie verloren. Diese Begeisterung und Lebensenergie versucht sie als Trainerin weiter zu geben. Ihre Faszination entfacht sich an den unerschöpflichen Verfeinerungsmöglichkeiten und den sich damit bietenden Herausforderungen, die die Karatetechniken bei der Arbeit an sich selber bieten; man sei nie am Ende. Dies ist Motor und Quelle immer wieder neu sprudelnder Ideen.

6.1.2. Interviewpartnerin U

Die Interviewsituation wird im Porträt von U als Eckfall beschrieben (vgl. Kapitel 6.3.). Geboren wurde U 19XX als zweites Kind. Sie ist in den 50er, 60er Jahren groß geworden, war nicht so behütet, wie sie selber sagt. U ist schon lange beim Karate dabei. Dabei fing alles zufällig an. Sie wollte immer schon irgendeinen Sport machen. Da die Eltern am Wald wohnten, kein Auto, kein Telefon und keine andere Anbindung vorhanden war, war es schwierig mit Sport. Mit 1X Jahren las sie in einer Zeitungsannonce über einen Gymnastik- und Tanzkurs, den sie nun besuchen wollte. Sie machte sich auf den Weg, hatte sich jedoch im Termin geirrt: statt Gymnastik und Tanz gab es eine Karategruppe, die gerade frisch gegründet war. Nachdem sie nun schon einmal da war, machte sie dort mit. Es gefiel ihr von Anfang an, sie empfand eine Ähnlichkeit zu Tanz. Die ersten zwei Monate trainierte sie ein Mal die Woche, dann zwei Mal. Nach drei Monaten fand sie, dass das nicht ginge, dass sie die einzige Frau im Verein ist. Sie wandte sich an den Vorstand mit dem Anliegen, dass eine Frau in den Vorstand müsste. So wurde sie XXXXXreferentin im Verein. Dreieinhalb Monate später hatte sie die erste Frauenkarategruppe gegründet. Es gab einen eigenen Trainingstag, schnell bildete sich eine schlagkräftige Gruppe. Nach drei Monaten hatte sie selber den Gelbgurt. Nach zwei, drei Jahren bereits den Schwarzgurt. Damals war jede Gürtelprüfung von einer Frau was Besonderes. Sie wurde als Frau zum Teil sehr gefördert, weil der Trainer dachte, „...und (.) oder *’ne junge Frau und das ist ja was ganz Tolles*“ (vgl. Anhang 1, Interview mit U, 46).

Man gab sich Mühe. Als Orangegurt wurde sie abgeworben von dem Verein des damaligen Prüfers der Region; so ist sie dann zu zwei Vereinen ins Training gefahren. Später kam

ein dritter Verein dazu. Der zweite Verein begann dann aber irgendwann mit Leichtkontakt-Training. Das gefiel ihr nicht, so dass sie dort nicht mehr mit trainierte.

Parallel verlief ihre Schul- und Ausbildungslaufbahn: Die Realschule hatte sie mit 1X Jahren abgeschlossen. Es folgte ein Praktikum im Kindergarten, darauf eine Ausbildung als Rechtsanwaltsgehilfin. Der Sport half ihr aus einer zwischenzeitlich schwierigen Situation zu Hause heraus zu kommen. U war immer außerhalb von Cliques. Durch den Sport hatte sie nun erste Möglichkeiten mit Gruppen zusammen zu sein. Mit 18 Jahren hat sie ihre ersten großen Reisen ‚als Frau‘ gemacht. Zuvor hatte sie das Abitur nachgeholt und wartete jetzt auf einen Studienplatz. Sie wollte zwar gerne noch im Ausland bleiben, kam aber zurück zum Studium. Sie schloss ein Studium Diplompädagogin ab und legte dann mit einem Studium auf Lehramt nach. Mit 18 machte sie die Schwarzgurtprüfung und wurde damals schon angesprochen, ob sie als XXXreferentin tätig werden möchte. Es gab zu der Zeit immer zwei, drei Karate-Verbände (die wichtigsten waren die Deutsche Karate Union [DKU] und der Deutsche Karate Bund [DKB], vgl. Kapitel 3), sie war dann in zwei Verbänden gleichzeitig XXXreferentin. Sie wechselte nun in den X-Verein. Dort war man auf den Leistungssport orientiert. Es gab zunächst noch keine Meisterschaften für Frauen in den Verbänden. Der DKB führte bald erste Kata-Wettkämpfe (Kata = Scheinkampf gegen imaginäre Gegner) für Frauen ein, die DKU ebenso und legte gleich Frauen-Kumite-Wettkämpfe (Kumite = Freikampf gegen echte Gegner) nach, woraufhin der DKB nach einigem Hinauszögern gleichzog. Damals waren die Qualifikationen für eine Meisterschaft lockerer. Als ihr Trainer sagte, so du bist so weit, du machst da mit, war ihre erste Meisterschaft eine Deutsche Meisterschaft, wo sie gleich vierte wurde, das war 19XX. Im Kumite Einzel und Team war U erfolgreich. Zu der Zeit war sie schon XXXreferentin auf Landesebene (19XX), später auch auf Bundesebene (19XX) für den DKV. 19XX gründete sie in Y. (Stadt) den ersten Frauenkarateverein, eine Initiative von Frauenaktion Y. Es gab eine Zusammenarbeit mit dem Frauennotruf.

U wollte immer Kumite machen. 19XX gab es zum ersten Mal einen Ländervergleichskampf für Frauen. Ihr Landesverband schrieb dann dorthin, dass die Frauen in Z mit der Kata glücklich sind. Sie sind trotzdem hingefahren, die Y.- und Z.-Frauen, verschiedene Gruppen haben sich zusammengeschlossen. 19XX fanden erste inoffizielle Deutsche Meisterschaft für Frauen statt. Dies sei noch nicht vorzeigbar, meinte man, es fand unabhängig von den Meisterschaften für Männer statt, und es gab keine Pokale. Der Hauptkampfrichter sagte am Ende, er würde verhindern, dass Frauen weiter Kumite machen. Auf Verbandsebene gab es Auseinandersetzungen mit Männern in den Vorständen: einer nahm in einer Diskussion zu Frauen und Kumite sein Gebiss raus und fragte: „*Wollt Ihr etwa alle so aussehen wie ich?*“ (**Anhang**

1, Interview mit U, 179). U empfand dieses Vorgehen von Männern rigide und unglaublich weit zurück, wie am Anfang des 20. Jahrhunderts, nicht am Ende. Sie hat sich oft gewundert, wie Männer überhaupt noch so eine Meinung vertreten könnten. Sie meint, dass offene Aggression von Frauen einfach noch nicht vereinbar war mit dem Bild der Frau, was man zu der Zeit hatte. So kam es zu vielen Demütigungen und kleinen Kämpfen. Man konnte mit der Zeit ganz gut kontern, sagt sie, sie hat gelernt, sich durch zu kämpfen. Das hinterließ natürlich Narben, doch es war für sie eine unglaublich intensive Zeit. Die Solidarität unter den Frauen in der Zeit empfand sie als toll. Die Frauen haben gut an einem Strang gezogen, um die Interessen voran zu bringen, das gebe es heute nicht mehr. Die Diskriminierungen empfindet sie heute als weniger offensichtlich und von daher als schwerer benennbar.

6.1.3. Interviewpartnerin K

Die Interviewsituation wird im Porträt (vgl. Kapitel 6.4.) von K als Eckfall beschrieben. K fängt in ihrer Erzählung direkt mit ihrem Karate-Leben an. Die Eckdaten sind am Ende abgefragt worden. K wurde in Q. geboren und wohnt jetzt in dem kleinen Dorf O. 25 km nordöstlich von H. Dort ist sie mit 5 Jahren hin gezogen, davor hat sie im Nachbarort gewohnt. Sie ist jetzt 41 Jahre alt und hat in ihren zwanziger Jahren mit dem Karate begonnen. Mit Karate anzufangen beschreibt sie als Schnitt und Neuanfang in ihrem Leben. Es hat ihr die Augen geöffnet und ihr Selbstbewusstsein enorm gesteigert. Sie hat gelernt, nicht nur für Andere da zu sein, sondern stattdessen ihren Weg zu gehen. Sie hat interessante Menschen kennen gelernt und Freundschaften geschlossen. Sie als eigenständige Person zählte und wurde anerkannt. Sie wurde nicht wie im Ort oder in der Familie nur in ihrer ‚Rolle‘ wahrgenommen. Zunächst kam alles zufällig. Sie wurde von Freunden angesprochen doch einfach mal in Q. zum Anfängertraining zu kommen, weil sie mit Handball aufgehört hatte. Es gab dort zu viele Verletzungen, das war mit ihrer Berufstätigkeit nicht vereinbar und sie empfand sich dafür schon als ‚zu alt‘.

Erst fand sie Karate zu besonders, ging dann aber doch mit und war sogleich fasziniert von dem Ganzkörpereinsatz, dem Arretieren und der Dynamik. Sie fand nett, dass zwei ihrer Freundinnen mitkamen, man konnte hinterher gemeinsam weggehen. Es gefiel ihr sofort: die Ganzkörperbewegung, das Arretieren der Techniken, der Muskeleinsatz haben sie sofort fasziniert. Sie ist dann nach einem kurzen Aussetzen im ersten Anfängerkurs, den sie dann wiederholt hat (denn sie wollte den ganz machen), durchgehend ohne Trainingspausen dabei geblieben. Zunächst ging es ihr viel um Kondition und Muskelaufbau, später dann darum, ein

adäquates Körpergefühl zu entwickeln, um den Körper effektiv einsetzen zu können. Sie weicht Machtkämpfen im Verein aus. Zusätzlich hat sie in W. trainiert, wo sie Neues und Nützliches mitnahm. Dies war eine spannende Zeit: die unterschiedlichen Übungspartner, Eindrücke und Ansprüche. Sie stellt fest, dass sie auf ihrem Weg immer an Punkte kam, an denen sie merkte, dass sie einen neuen Weg suchen muss, sowohl im Karate als auch im restlichen Leben. Dies waren teilweise schwierige Aufgaben. Karate ist ihre Erfüllung, sie kann sich ein Leben ohne nicht vorstellen. Wenn sie an einen Unfall denkt, nach dem sie eine Einschränkung hätte, ist ihr erster Gedanke, dass sie dann nicht mehr trainieren kann. Sie sieht ihre berufliche Entwicklung parallel zum Karate: im Beruf sucht sie ständig ihren Weg neu, definiert sich neu und entwickelt sich weiter. Dieser Weg endet nie, sagt sie. Diese Struktur erkennt sie in ihrem gesamten Leben. Und es ist ihr Ziel, diesen Weg zu gehen.

6.1.4. Interviewpartnerin C

Beschreibung der Interviewsituation C

C war gerade zu Besuch in Deutschland. Wir trafen uns am 8.8.2006 um die Mittagszeit in H. (Stadt) in einem Cafe und tauschten uns aus. Ich erzählte dann, wie das Interview abläuft etc. Das Interview fand dann auf dem Balkon der Freundin von C statt, bei der sie übernachtete. Es war ein etwas kühlerer Sommertag und die Stimmung war entspannt.

Zusammenfassung Interview mit C

Mit 17 Jahren hat C Abi gemacht. Damals war sie bereits recht sportlich. Sie hat dann zuerst 2 Semester Physik studiert, was nicht gut ging, weil sie von einem Mädchengymnasium kam. Sie schwenkte um auf Germanistik und Anglistik auf Lehramt und arbeitete später lange in Schulbuchverlagen. C hat 1976 mit 21 Jahren in F. (Stadt) mit Karate angefangen und dann noch mal in B. (Stadt) einen Anfängerkurs mitgemacht. Ab da hat sie zwei Mal in der Woche trainiert. Ihren ersten Dan hat sie 1983 gemacht, danach war sie 1 Jahr in A. (Ausland), hat dann 1987 ihren 2. Dan gemacht und 1993 den 3. Alle Prüfungen hat ihr damaliger Sensei Z. (m) abgenommen. Bemerkenswert findet sie, dass sich ihre Rechts-Links-Koordinationsfähigkeit sowie ihre Fitness in der Zeit des Karate-Treibens wesentlich verbessert hat. Sie liest dies an ihrer verbesserten Fähigkeit, Tennis zu spielen, ab.

Sie selber hat in D. (Stadt) in einem Frauendojo ein halbes Jahr Vertretung für U (w) gemacht. Das hat ihr beruflich im Referendariat geholfen: ihre erste Angst, Gruppen zu unterrichten war weg. Sie konnte sich ein Leben ohne Karate nie vorstellen, doch nach 20 Jahren

begann sie sich für Tantra und Aikido zu interessieren, dort konnte sie mehr ihre weibliche Seite leben, während sie Karate für eher männlich hielt. Aikido hatte sie vor mehreren Jahren mal gesehen und fand dies sehr effektiv. Ihr gefiel das weiche Rollen. Zu der Zeit kam sie nach H. (Stadt), wo sie drei Mal in der Woche Aikido trainierte, nach 7 Jahren hatte sie hier den Dan, Karate wurde immer weniger wichtig. Karate als Weg vereinnahmte ihr ganzes Leben. Bemerkenswert fand sie, dass ihre jeweiligen Lebenspartner aus Karate- Zusammenhängen stammten, ebenso der gesamte Freundeskreis. Über Zen-Meditation wandte sie sich der spirituellen Seite des Karate zu; Karate ist für sie Meditation in der Bewegung; wenn sie sich nicht bewegt, dann fehlt ihr was.

1982, als sie Training in dem Frauendojo in D. (Stadt) gab, ging das mit der Frauenemancipationsbewegung einher. Die Frauen wollten Karate für sich und unter sich entdecken, ohne sich männlichen Normen unter zu ordnen. Das war damals in Mode und somit sehr gut besucht. Zu der Zeit gab es noch kaum Frauen im Karate: es gab keine Wettkämpfe für Frauen, sie durften noch mit ihrem Schwarzgurt nicht in der Oberstufe mittrainieren, wie das Beispiel von U (w) in B (Stadt) bei X. (m) zeigte. X. (m) schickte sie zu Y. (m) ins Unterstufentraining mit den Worten: ‚Bei mir trainieren keine Frauen‘. Y. hat U dann unterstützt. Später, sagt C, hätte sie immer grinsen müssen, als X. (m) Damenmannschaften trainierte und feststellte: ach, die sind ja viel zäher und arbeiten viel härter. Sie selber habe nie viel Wettkampf mitgemacht, das war ihr zu ‚...kitzlich...‘ (vgl. Anhang 1, Interview mit C, 112), sie hatte Angst. Allerdings, als es bei einem Kampf mal richtig zur Sache ging, sozusagen auf Leben und Tod, den hat sie gewonnen, da hat sie dann aufgedreht. Zunächst gab es dann ‚nur‘ Kata-Wettkämpfe für Frauen, später dann Kumite, allerdings zu Anfang wieder mit speziellen Auflagen. Sie findet es wichtig, die Wahl zur Aggression zu haben, also aggressiv reagieren zu können und wenn es notwendig ist, eine harte, forsche Seite zu zeigen. Im Karate hat sie gelernt, zielgerichtet und fokussiert zu sein, Spannung zeigen zu können, die Umgebung wahr zu nehmen und rechtzeitig umschalten zu können. Dass es eher wenig Frauen gab, war für sie eine Herausforderung. Sie hatte drei Brüder und ihre Mutter hat immer gearbeitet; sie wollte nie eine aufgetakelte ‚...Zicke...‘ sein, sondern ihren ‚Mann stehen im Leben‘ (vgl. Anhang 1, Interview mit C, 126-127). Heute findet sie, seien ja schon mehr als 50% Frauen im Training, in A. (Ausland) sei das noch nicht so, im Aikido nicht. Dass die Männer da scheinbar um ihre Domäne kämpfen, findet sie eher symptomatisch und belächelt das. Aus dieser Sicht hat ihr das wenig ausgemacht; sie ist ihren Weg gegangen. Das Einzige wäre vielleicht gewesen: wenn sie damals besser gecoacht worden wäre, dann hätte sie vielleicht mehr Wettkämpfe mitgemacht. Aber da war ihr Ehrgeiz nicht groß genug.

Ein einziges Mal musste sie sich mit Karate verteidigen: sie musste einen Mae Geri (einen geraden Fußtritt) gegen einen betrunkenen Fußballfan im Zug einsetzen. Das klappte nicht beim ersten Anlauf, der zweite saß schon besser und dann hat ihn ein Kumpel weg gezogen. Sie sagt, wenn sie da kein Karate gekonnt hätte, wäre die Situation vielleicht anders ausgegangen. Die anderen Mitfahrer hätten alle gar nicht reagiert, niemand war zu Hilfe gekommen, sie schauten alle nur peinlich betreten. Sie zieht Gewalt nicht an und geht ihr, wenn möglich, aus dem Weg. Karate hat sie sportlich gemacht, wenn sie dran denkt wie wenig Ballgefühl, Kondition und Koordination sie vor Karate hatte: jetzt kann sie das alles viel besser. Die Vereine und Verbände findet sie streng hierarchisch und selten demokratisch strukturiert, was sicher an der Geschichte und Struktur des Karate liegt.

Karate habe ihr unheimlich viel Selbstbewusstsein gegeben, sie kann sich fokussieren und ihre Kräfte gezielt und adäquat einsetzen, sie kann ohne die Bewegung nicht mehr leben. Karate vereinnahmt in der Regel durch den hohen Trainingsaufwand das ganze Leben. Von der Grundidee her ist es ein Weg. Somit unterscheidet es sich automatisch von üblichem Freizeitsport. Schon als Anfänger trainiert man mindestens 2-3 Mal die Woche, vor Prüfungen wird dies gesteigert, später ist man in der Regel mit 5 Mal Training in der Woche dabei. Es entwickelt eine Eigendynamik, wenn man es ernsthaft betreibt. Die Leute im Karate-Training haben ihr Halt gegeben. Für sie war wichtig, dass jemand guckt, dass sie immer da ist; sie hat Unterstützung darin bekommen, über ihre eigenen Grenzen zu gehen, sich spirituell weiter zu entwickeln und fit zu bleiben. Karate hat eine enorm wichtige Bedeutung in ihrem Leben. Es ist damit eine Regelmäßigkeit und Verpflichtung gegeben gewesen, die für sie verbindlich waren. Sie hat sich damit identifiziert. die Entwicklung des guten Körpergefühls, der Verbindung, das erlangte Selbstbewusstsein, das Wissen, dass sie über die eigenen Grenzen hinaus wachsen kann – im spirituellen Sinn – all dies sind wichtige Errungenschaften, die sie nicht missen möchte. In ihrem Leben hat später das Aikido den Platz des Karate eingenommen.

6.1.5. Interviewpartnerin CH

Beschreibung der Interviewsituation CH

Das Interview fand am Abend des 3.8.2006 während eines Karate-Sommerlehrganges in F. (Süddeutschland) in meinem Auto statt. Der Trainingstag war vorbei, es war kalt und regnete. Beide waren wir ein wenig erschöpft und die Situation, nun in diesem Auto ein so ungewöhnliches Gespräch zu führen, schuf eine spezielle Stimmung.

Zusammenfassung des Interviews mit CH

CH hat vor 1X Jahren mit Karate angefangen. Davor war sie sehr unsportlich. Sie hat Sport gehasst. Da Kampfsport sie aber schon immer interessiert hat – wegen der Filme darüber - hat sie sich bei einer Schulveranstaltung Fechten und Karate angeschaut. Dort schien sie bleibenden Eindruck hinterlassen zu haben. Durch Zufall aßen die Trainer im Restaurant ihrer Eltern in F. (Stadt) in A. (Landstrich). Sie machten den Eltern klar, dass ihre Tochter Talent hätte und sie unbedingt mit Karate anfangen müsste. So geschah es dann. Von Anfang an wurde CH sehr intensiv gefördert. Sie legte eine steile Karriere bis zu internationalen Titeln hin. Da das Training aber sehr zeitaufwändig war, hat sie Anfang 2000 zumindest das Wettkampfkarate an den Nagel gehängt. Sie gibt nun noch Training und fährt zum Ausgleich für die viele Büroarbeit Mountainbike. Letzteres hätte sie vor ihrer Karatezeit nie getan, hat aber nun die nötigen körperlichen Voraussetzungen durch ihren derart geschulten Körper. Die Karate-Zeit hat ihr viel Spaß gemacht, aber jedes Wochenende auf Wettkämpfen oder Lehrgängen unterwegs zu sein, und das harte Vorbereitungstraining in der Woche, ist ihr nun einfach zu viel. Sie arbeitet zum Zeitpunkt des Interviews an der Vorbereitung einer großen Messe mit. Das Berufliche geht vor. Vom Karate allein kann man schließlich nicht leben, schon im Studium war es stressig, alles unter einen Hut zu bringen. Aber nun vertrüge sich die psychische Belastung vor großen Wettkämpfen nicht mehr mit dem alltäglichen Arbeitsstress.

Ganz aufhören mit Karate will sie aber nicht. Sie gibt Oberstufentraining, und dies macht ihr Spaß. Durch das Karate hat sie viele Freunde gefunden und ist insgesamt sportlich geworden. Neben dem Mountain biken geht sie ins Fitnesstraining, wenn es die Zeit zulässt. Karate hält sie für einen sehr anspruchsvollen Sport. Man lernt nie aus, der Geist wird durch die komplexe Feinmotorik ständig mit bewegt. Das hätte sie nie gedacht. Bei ihr hat sich dies erst mit der Zeit entwickelt: früher hat sie irgendwas gemacht im Training, die Bewegungen nachgemacht. Heute macht sie sich ganz anders Gedanken, weil sie selber Lehrgänge gibt. Es gilt, die Technik zu zerlegen und zu ergründen, um sie richtig ausführen und dies dann weiter vermitteln zu können. Sie führt die Techniken bewusster aus und perfektioniert sich so. An der Spitze beim Karate finden sich vorwiegend Männer. Beim DKV gibt es die S, die eine Führungsposition als Bundestrainerin und engagierte Lehrgangsführerin hat. Sie sieht den Grund dafür im Kinderwunsch der Frauen. Man kann nicht gleichzeitig Kinder kriegen und hauptberuflich Karate machen. Für Männer sei das einfacher, Frauen bauten einfach schneller ab. Sie kann sich das für sich jedenfalls nicht vorstellen, nach den Kindern noch mal wieder einzusteigen ins Karategeschäft. Sie kann sich nicht vorstellen, dass sie nach einer Schwangerschaft wieder so fit wird, dass sie bis zum 50./55. Lebensjahr Karate hauptberuflich betrei-

ben kann. Sie merkt es ja jetzt schon, sagt sie – und ist gerade Anfang dreißig – dass der Körper abbaut. Und mit 35 nach dem ersten Kind ... man könne ja nicht mit 40 schon aufhören zu arbeiten. Einen leichten Bürojob könne man dann schon noch länger ausüben. Die Funktionäre und Kampfrichter erlebt sie nicht mehr als körperlich fit. Zu denen möchte sie nicht gehören, wenn es darum geht, Frauen in Führungspositionen zu kriegen. Die möchten nur ihre persönliche Macht auf allen Ebenen ausüben, und das kann sie nicht unterstützen.

Sie selber meint, dass sie nie diskriminiert wurde. Auf die Frage, warum es keine Kampfrichterinnen gibt, antwortet sie, dass Frauen aus oben genannten Gründen einfach keine Lust dazu haben, die wollen eben nicht zu den Funktionären gehören. Sie selber hat schon mal gekampfrichtert, was eine bereichernde Erfahrung war. Und wenn Frauen das wirklich wollten, international als Kampfrichterin tätig zu werden, dann würden sie dies sicher schaffen. Da sieht sie keine Probleme. Dass man Frauen Steine in den Weg gelegt hat, das war vielleicht früher mal so, aber heute kommt das nicht mehr vor. In M. (Stadt) sei das sowieso anders, sie trainiert hier viele Männer, und da solle mal einer kommen und sie nicht ernst nehmen. Man muss natürlich die Leistung bringen als Trainerin. Die S hat sich ihre Anerkennung erkämpft – und als Frau muss man dann doch vielleicht etwas mehr Leistung bringen, schränkt sie schließlich ein. Sie findet Karate ist keine frauentypische Sportart, da gibt es Schöneres, wie Tanzen oder Anderes mit weicheren Bewegungen. Karate hat hauptsächlich harte Bewegungen, mit dem abrupten Abstoppen und dem lauten Zählen. Vielleicht sind deshalb nicht so viele Frauen in Führungspositionen, mutmaßt CH. Ihr hat das Karate viel gebracht. Sie ist eher ein zurückhaltender Typ und hat durch das Training, Wettkampferfolge und ihr Trainerinnen-Dasein unwahrscheinlich viel Selbstbewusstsein bekommen sowie Selbstbestätigung und Halt erfahren. Dies und die Disziplin, mit der im Karate gearbeitet wird, hat ihr im Berufsleben viel gebracht. Vor Karate war sie, wie sie am Ende noch mal wiederholt, total unспортlich. Es war für sie selber eine Überraschung, wie viel sie mit wenig Einsatz aus sich heraus holen konnte. Sie fühlt sich als sportlicher Mensch nun einfach besser. Sie hat während ihrer Wettkampflaufbahn Platzierungen auf mehreren internationalen Meisterschaften gehabt.

6.1.6. Interviewpartnerinnen M und N

Beide Interviewpartnerinnen sind ehemals international erfolgreiche Wettkämpferinnen. Sie sind heute als Trainerinnen tätig. Da die Erfahrungen im Karate in den beiden Interviews sowohl einander als denen von CH und A ähneln, wird auf eine ausführliche Vorstellung

dieser beiden Interviewten verzichtet. Kurz werden die Umstände, unter denen die Interviews geführt wurden, sowie charakteristische Eigenheiten dargestellt.

Das Interview mit M fand bei ihr zu Hause statt. Die Einstellung dem Thema gegenüber war wohlwollend. Für M sind die traditionell japanischen Hintergründe des Karate wichtig. Sie betrieb es im Gegensatz dazu lange als Leistungssport und ist heute Trainerin im Verein. Wichtig für M ist, dass es nicht ein spezielles Frauenkarate gibt. Frauen müssen das Gleiche leisten wie Männer. Wenn sie in Führungspositionen gelangen wollen, dann sogar mehr. Diese Erfahrung hat N gemacht. M und N beschreiben ihre aktive Wettkampfzeit und Erfahrungen, die sie als gute weibliche Karateka mit teilweise ungläubig staunenden Männern gemacht haben. Hier erfuhr sie sowohl Achtung als auch Anerkennung.

Das Interview mit N fand während eines Karatelehrganges in Süddeutschland statt. Die Atmosphäre war offen. N sieht Karate ganz klar als (Wettkampf-)Sport und grenzt sich von der fernöstlichen Philosophie ab. Ihr ist es wichtig als Leiterin der Kindergruppen den Kindern soziale Werte zu vermitteln. Im Sinne einer Karate-Lehrerin möchte sie ihnen Respekt und fairen Umgang miteinander vermitteln. Dies ist ihre Berufung.

6.2. Eckfall Interviewpartnerin A

Beschreibung der Interviewsituation A

Das Interview fand während eines Lehrgangs in F. (Stadt) am 4.8.06, von ca. 13.30-14.30 Uhr statt. Wir hatten eine Stunde Zeit in der Trainerumkleide, in der sich die Training gebenden zu Besprechungen etc. trafen. So war dann in den ersten Minuten vor dem Interview sowie einige Minuten vor Ende des Interviews X (m) in der Umkleide zugegen, was die Stimmung zumindest am Ende doch etwas beeinträchtigte, zumal hinter dem Thema dieser Arbeit ein vermeintliches ‚Frauenthema‘ vermutet wurde, was nur begrenzt gut angesehen war. Während des Interviews selber herrschte aber eine durchaus offene, wohlwollende, entspannte und bemühte Atmosphäre. A griff immer schon vor Beendigung meiner Frage nach dem Mikro. Insgesamt redete sie nur in der männlichen Form, was besonders auffällig wurde, wenn sie über sich selber sprach. Ihr Wertesystem ‚Männer sind wichtiger/besser als Frauen im Karate‘ schien an verschiedenen Stellen durch. Ihr Hauptthema war Anerkennung als Frau; das wurde mir deutlich, als im Training nach dem Interview einer ihrer engeren Vertrau-

ten/Trainingspartner zu mir meinte: ‚Siehst du, sie hat doch Anerkennung!‘. Ihre Stimme ist – auch wenn ich das Interview anderen vorspiele, kommt diese Rückmeldung – sehr tief/männlich; sie schaltet alles Weibliche an sich aus: will keine Kinder, will keine Rundungen, in ihrem Leben, mit dem sie aber sehr zufrieden ist, gibt es keine „rosa Wölkchen“ (vgl. Anhang 1, Interview mit A, 733).

6.2.1. Faszination Karate

A beschreibt ihre Faszination am Karate von der ersten Sekunde an: „[...] *in `ner Partnerschaft würde man sagen, Liebe auf den ersten Blick und so war das, was mich also von der ersten Sekunde an fasziniert hat und bis heute noch fasziniert.*“ (96). Sie benutzt hier starke Bilder, indem sie ihre Affinität zu Karate mit ‚Liebe auf den ersten Blick‘ gleichsetzt. A lebt zum Interviewzeitpunkt und auch davor nicht in einer festen Partnerschaft, so dass man vermuten kann, dass dieses Gleichsetzen von Karate und Partnerschaft in der Tat eine bedeutende Rolle in ihrem Leben spielt. Die Karateka selber sprechen von sich als der ‚großen Karate-Familie‘, so dass anzunehmen ist, dass für A das Karate zu einer ‚Ersatzfamilie‘ geworden ist. Die Faszination an der Sache ist ihr nach zweieinhalb Jahrzehnten nicht abhanden gekommen: „[...] *hab’ ich bis heute diesen, diesen Hunger, diesen Durst aufs Training nie verloren.*“ Sie betont durch die Dopplung diesen besonderen Aspekt. Hunger und Durst sind grundlegende menschliche Bedürfnisse. Sie drückt damit den Stellenwert des Karate für ihr Leben aus.

Aber nur die Faszination macht nicht ihren persönlichen Erfolg aus. Den kann sie erreichen:

„[...] *weil ich immer daran geglaubt hab’. Also ich hab’ nicht eine Sekunde dran gezweifelt oder bereut etwas. Ich hab’ immer sehr fest dran geglaubt und sehr hartnäckig dran gearbeitet. Ich war im Karate nie das Talent von Anfang an. Sondern ich hab’ gearbeitet, ich hab sehr viel gearbeitet fürs Karate und immer nicht nachgelassen. So wie ich zurückdenke, in den letzten 25 Jahren hab’ ich vielleicht, das kann ich an einer Hand abzählen, wann ich im Training nicht war.*“ (88-94).

In der Ergebnissicherung in Zeile 82-83 stellt sie fest: das „[...] *Karate hat mich sehr bestimmt und es wird mich weiterhin sehr bestimmen [...]*“. Insgesamt ‚detailliert‘ sie, dass das Karate

„[...] *von Anfang an für mich so, so wichtig (war), das Karate, dass ich schon mit dreizehn wusste, das will ich machen jetzt und sofort und auf der Stelle. Ja, und so war’s dann. So hab’ ich dann angefangen und hab’s (.) von Anfang an sehr ernst genommen und war für mich, für jemand, der erst dreizehn ist, pubertiert und vielleicht andere In-*

teressen entwickelt durch die Clique und durch die ganzen Ablenkungsmanöver, die man halt in dem Alter hat, war das für mich von Anfang an nie eine Frage. Also es war für mich sofort zentral und so bedeutend, dass wirklich alles andere außen vor stand, also alles andere musste sich hinten dran stellen und war immer zuerst kam Karate und danach kamen alle anderen Sachen überhaupt zur Debatte.“ (26-35).

Karate ist für A. ein (Über-)lebenselexier. Es werden die großen Karatelebens-Themen von A deutlich. Deutlich wird: Gender ist für sie zunächst kein Thema, das sie von sich aus anspricht. Sie greift ihre Faszination am Karate mit jeweils ähnlichen Erklärungsmustern immer wieder auf:

„[...] ich kenne, ich kenn' keinen Bereich, weder beruflich, noch im Leben, noch in anderen Sportarten, die (.) ständig neue Herausforderungen stellen auf diese Art und Weise, wo du auch immer das Gefühl hast, du bist noch nicht am Ende, du kannst noch weiter arbeiten, das kann noch besser werden und wo immer neue Ideen sprudeln und es ist einfach, sagen wir mal so, diese, diese, diese Arbeit an dir selbst, glaube ich, das ist das, was mich persönlich sehr fasziniert und das löst natürlich eine gewisse Begeisterung bei mir aus und ich hoffe, das kommt auch an, immer weiter zu geben und das wiederum gibt einem wieder sehr viel. Und das so wie ein Kreis, der, wie ein Rad, das sich ständig dreht“ (111-119).

Sie beschreibt die persönliche Herausforderung in den verschiedenen Bereichen im Karate wie Kata, Partnerübungen und Grundschultechniken, die diese Sportart so abwechslungsreich für sie machen. Dass alle miteinander trainieren – vom Kind bis zur älteren Person – ist für sie eine Tatsache, die in keinem anderen Sport zu finden ist. Karate ist „[...] so was Ungreifbares aber es ist schon sehr, (.) sehr faszinierend, sehr begeisternd [...]“ (131-133). Karate stellt sie mit seinen komplexen Anforderungen immer wieder vor neue Aufgaben.

„Also ich denke auch, das Faszinierende ist, du kommst, je länger, je länger du Karate machst, umso tiefer kommst du in die Materie hinein. Also es ist wie zu vergleichen, du fängst als Anfänger an einer Wasseroberfläche an, du, du erfasst vielleicht einen Teil der Wasseroberfläche, je länger und je mehr Jahre vergehen, umso mehr tiefer kommst du an den Grund, wobei der Grund nie sichtbar ist, weil es geht immer tiefer rein.“ (135-140).

Für sie sind diese Herausforderungen ein wesentlicher Bestandteil der andauernden Faszination und Begeisterung. Kreativität, die sie schon in ihrem Grafik-Design-Studium gesucht hatte, wo sie aber plötzlich zu viel Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, als dass sie noch ausreichend trainieren konnte, spielt in ihrem Karate-Leben eine große Rolle: sie spricht von immer neuen, sprudelnden Ideen, was sie fasziniert und begeistert. Sie möchte sich selbst vervollkommen, was ein Ziel der Budokünste ist. Dies möchte sie an ihre Schüler/innen weitergeben. Das macht sie zufrieden. Ein schönes Beispiel ist es, Anfangende als auf eine Wasseroberfläche Blickende zu beschreiben; während des weiteren Übens geht der Blick un-

ter die Wasseroberfläche, bei dem Versuch bis zum Grund vorzudringen mit dem eigenen Wissen und dessen praktischer Umsetzung in die Technik. Doch der Grund wird nie erreicht, denn es gibt immer wieder neue Erkenntnisse. Sie lebt hier den Satz: Der Weg ist das Ziel! Denn das Ziel ändert sich ständig mit dem Gehen auf dem Weg, es gibt aber kein endgültiges Ziel. Dies ist ein Muster im Karate-Do: das immer fortwährende Üben und Vervollkommen einer Sache wirft immer neue Herausforderungen auf. Kreativität in der Vervollkommnung ihres Karate ist für sie ein zentraler Punkt, der ihre Faszination ausmacht. Diese möchte sie weitergeben an andere. Dies ist ihr Motor.

6.2.2. Harte Arbeit am eigenen Karate

Sie betont, dass in dem Moment, in dem sie mit Karate in Kontakt kam, alles an Wichtigkeit verlor. Immer kam zuerst Karate, danach kam anderes überhaupt nur zur Debatte, nicht zur aktiven Ausführung. Sie ist sich sicher, dass dies so bleiben wird (26-35). Sie betont, dass sie neben hartnäckiger Arbeit immer an sich geglaubt habe (89). Ihren Berufsausbildungsweg hat sie für das Karate abgebrochen. Karate ist zu ihrem Beruf geworden, stand und steht immer im Zentrum ihres Tuns (63-64). Sie ist eine disziplinierte Arbeiterin, die die Dinge realistisch sieht und keine (Selbst-)Zweifel an ihrem Handeln zulässt. Das würde sie nur hemmen. Diese innere Haltung ist dieselbe, die nötig ist, um eine Karate-Technik in ihrer Dynamik, Konsequenz und Stärke richtig auszuführen. Sie hat also die innere Haltung, die sie im Karate erlernt hat (und möglicherweise vorher schon mitbrachte) und benötigt, internalisiert. Sie erklärt den Prozess der Internalisierung damit, dass das Training

„[...] in bleibender Erinnerung [...] [bleibt, d. A.], weil es einfach so intensiv an deinem Körper arbeitet. Und am Körper arbeiten heißt irgendwo auch an dem Geist arbeiten, weil in dem Moment, wo du dich mit deinem Körper beschäftigst, meditierst du nach innen, mit dir selber meditierst du, in der Bewegung meditierst du.“ (161-165).

Und: *„Es ist schon sehr intensiv, es ist sehr vereinnahmend, es ist sehr zeitintensiv auch bis man etwas versteht, verbessert, erlernt, es kostet unheimlich viel Kraft und Zeit, Willen, Konzentration, Koordination, [...].“ (167-169).* Hier macht sie noch einmal indirekt deutlich, wie viel Zeit und Energie sie selber eingesetzt hat, um dahin zu kommen, wo sie jetzt ist. Damit zeigt sie auf, dass sie Karate lebt. Sie möchte als Trainerin Arbeitsanstöße vermitteln. Auf ihrem Karate-Weg kommt ihr eine bestimmte Charaktereigenschaft zur Hilfe: sie entwickelt eine ‚Erst-recht-Stimmung‘, wenn etwas nicht gleich klappt (297-299). Mit deren Hilfe arbeitet sie solange, bis es klappt. Dies meint sie, wenn sie von viel Willen, Zeit-, Kraft- und Ener-

giceinsatz spricht. Was sie selber tut, erwartet sie von anderen: sie möchte den Trainierenden Türen zum Weiterarbeiten öffnen.

Sogar später bei der Wahl des Studienfaches sowie des Studienortes spielt Karate die ausschlaggebende Rolle:

„Ja und ich bin 19, also im Frühjahr 19XX nach X [Stadt] gekommen. Das war damals, ging's ja drum zu studieren, wo zu studieren, was zu studieren und auch da hat mich das Karate natürlich sehr bestimmt. Ich wollte zu O. ins Training, ich wollte unbedingt in seiner Nähe sein. Ich hab' darin eigentlich meine Zukunft gesehen. Ich hab' halt versucht in X [Stadt] oder im Umkreis erst mal ein Studium zu finden, was mich interessiert und dann noch 'nen Studienplatz natürlich zu bekommen [...]“ (35-41).

In der Erzählpräambel leitet sie in Zeile 47 dann ein, dass sie vom Studium wenig gehabt habe. Über gute Abschlüsse könne sie nicht berichten. *„[...] der rote Faden ging weiter immer Karate vorne dran und alles andere musste dann leiden [...]“ (49-50).* Es gab in ihrem Leben *„[...] immer nur Karate, Karate, Karate und dazwischen halt [...]“ (63)* ein bisschen Studium. Letztlich entschied sich A gegen ein Studium und für den Sport, nachdem sie einen Studienfachwechsel erwirkt hatte, der nicht die Hoffnung erfüllte, mit weniger Arbeit ans Ziel zu kommen. Sowohl von der offiziellen Seite als auch aus ihrem Inneren kam der Druck, diese Entscheidung zu treffen (vgl. 65-80). Die Pistole auf die Brust gesetzt wurde ihr mehrmals sowohl von den Professoren als auch von ihrem eigenen inneren Verantwortungsbewusstsein. Sie ist Perfektionistin: entweder ganz oder ganz nicht (vgl. 26-35). In dieser Hinsicht ist sie sich selbst und anderen gegenüber kompromisslos.

6.2.3. Karate als Bestimmung

Wie sie schon am Anfang des Interviews konstatiert, hat sie *„[...] irgendwie den Weg zu Karate ziemlich schnell gefunden.“ (11).* Sie inszeniert dies als unausweichliche Begebenheit (vgl. 26-27). A setzt das gegen äußere Hürden durch. Da es eigentlich keine Kindergruppe gab, sondern das Training erst für Jugendliche ab vierzehn Jahren angeboten wurde, musste sie sich gegenüber dem damaligen Trainer in diesem Verein durchsetzen, indem sie drohte, sonst woanders hin zu gehen (vgl. 25). Eine kleine Portion von ‚Glück gehabt‘ durchzieht ihr Karate-Leben und gibt der Entwicklung einen schicksalhaften Touch. Zu Beginn hatte sie Glück, dass gleich nach ihrem ersten Probe-Zuschauen beim Training ein Anfängerkurs begann (vgl. 20 f.). In Zeile 86 konstatiert sie: *„Und ich muss auch wirklich sagen, so steinig und so holprig auch manche Wege waren, letztendlich hat sich das für mich immer geebnet und für mich immer zum Positiven, [...]“.* und auch in Zeile 74 beschreibt sie das Glück, das

sie hatte, als sie nahtlos nach ihrem Studienabbruch in das neu eröffnende Dojo von O. in X (Stadt) hineinwachsen konnte. Sie betont mehrfach, dass sie Glück gehabt habe. Sie hat die Haltung: ‚viel aktives Agieren plus ein bisschen Glück/Schicksal bringt mich ans Ziel‘. Oder : ‚wenn ich aktiv handele, dann kommt mir das Schicksal zur Hilfe‘. Der Anfängerkurs fing direkt nach ihrem ersten Zuschauen an. Sie hat dann aktiv den Trainer überzeugen müssen, dass sie schon mit 13 Jahren teilnehmen darf. So hat sie dann den Weg zu Karate ziemlich schnell gefunden. Nachdem sie sich aktiv für Karate als Lebensinhalt und Beruf entschieden hatte, hatte sie das Glück dass sie in das Dojo von O. mit hineingewachsen ist.

6.2.4. A und ihre Sicht auf Gender

Sie benutzt im ganzen Interview durchgehend die männliche Form, Beispiele hierfür sind: *„Also der Läufer hat seine Beine in erster Linie, sagen wir mal, vordergründig Fußballer sei-ne Beine wieder plus natürlich die Taktik u. s. w. aber so rein sportpsychologisch gesehen, ist schon der Körper sehr also in feinsten Teilen immer im Einsatz im Karate. Also grob ist der Anfänger.“* (174-178). Ebenso: *„Und natürlich liegt das immer im Ermessen des Trainers, in Führungszeichen, des Meisters wie er damit umgeht. [...] – der Chef kann auch seine Position negativ ausnutzen.“* (196-199). Und auch hier: *„Also Einer, der, sagen wir mal, jetzt `nen Schwarzgurt hat – [...] – der macht ja, sagen wir mal, acht bis zehn, zwölf Jahre Karate. Also hat der ja schon einen bestimmten Weg hinter sich. [...] Und jetzt lassen wir den Wettkämpfer mal raus, haben wir den normalen Breitensportler, der das macht, [...]“* (260-264). Besonders absurd wirkt dies, wenn sie von sich selber spricht: *„Der Wettkämpfer an sich, jetzt wenn ich von mir ausgehe, (.) ich hatte halt das große Glück, dass ich meine Tätigkeit als Trainer eben nach der Wettkampfzeit weiter machen konnte.“* (289-291). Und: *„Ich hab’ immer versucht oder ich dachte immer, die Frauen oder ich müsste, geh’ ich mal von mir aus, ich müsste auch als Trainer die gleiche Kraft zeigen können wie ein Mann im Karate zeigt.“* (326-328). Oder: *„Weil man genau weiß, sie gucken dich sehr skeptisch an, sie wollen dich testen, was hast du auf dem Kasten, was bist du für ein junger Athlet, damals noch als Athlet, man hat im DKV-Magazin vielleicht mal gelesen über dich, [...]“* (393-395).

Als es um die biologische Uhr geht, die bei Frauen von Natur aus tickt, sagt sie: *„Eigentlich arbeitet man als Sportler dagegen.“* (476) Und dann: *„Und ich sehe, man braucht sich ja nur seine eigenen Mitschüler anzusehen, die gleichaltrig sind, wie sie aussehen und wie du selber aussiehst.“* (481-482). Bedingt natürlich durch den Verfall der Muskulatur und des Bindegewebes mit der Zeit und ihrer Meinung nach insbesondere nach Geburten, scheinen

Frauen es im Karate dann schwerer zu haben. Sie hebt sich aus dieser weiblichen Masse ab und vergleicht sich mit einem Zwanzigjährigen: *„Ich trainier’ jeden Tag, ich trainier’ jetzt zum größten Teil zweimal am Tag. Das fällt manchem Zwanzigjährigen bei uns im Dojo nicht leicht und ich mach’s mit siebenunddreißig immer noch mit der gleichen Begeisterung.“* (487-490).

Später geht es um Selbstbewusstsein, das notwendig ist, vor einer großen Trainingsgruppe zu stehen. Sie selber hatte noch nie Probleme damit, mutmaßt aber, dass dies für andere Frauen ein Grund sein könnte, nicht in die Trainerinnenposition zu gehen. Auch hier konstruiert sie sich wieder als männlicher Trainer: *„Das ist für mich, also ich seh’ meine Aufgabe als Trainer so, [...]“* (578). Sie meint, dass sie als Trainer die Akzeptanz der Trainierenden hat: *„Aber summa summarum (.) muss ich wirklich sagen, also (.) die Akzeptanz ist, denk’ ich, da.“* (543-544). Dies hat sie sich mit den Jahren hart erarbeitet. Zuerst hatte sie schon Hemmungen, als Frau vorne zu stehen: *„Man muss ja als Mann, äh als Frau in dem Moment dem Mann befehlen sozusagen, wie er sich zu bewegen hat oder Kommandos geben und sagen, da geht’s lang im Training. Ist natürlich also von meiner Seite aus, hat das natürlich sehr viel vorneweg natürlich Überwindung gekostet.“* (**Anhang 1**, vgl. Interview mit A, 398-402). Es hat sie Überwindung gekostet, Männern Bewegungsvorgaben zu machen.

Im allgemeinen Vereinstraining sind Männer ihrer Meinung nach im Vorteil, wenn sie erschöpft nach ihrem Arbeitsalltag Training geben: *„[...] der Mann kann vielleicht durch reine Körperkraft noch Manches kompensieren, manche Schwächen – die Frau vielleicht nicht.“* (347-348). Frauen stellen sich von daher von sich aus lieber in die Reihe und geben vor allen Dingen Kindertraining oder *„– höchstens mal Anfänger(training) irgendwas, also irgendwas, was noch nicht so bedeutend ist [...]“* (357-358) aus der Furcht heraus, dass die anderen Trainierenden denken: *„[...] was will sie mir denn erzählen.“* (367). Da sie selber Männer immer als ‚die Besseren‘ gesehen hat und sieht, hat sie nur mit Männern trainiert. Sie wollte so gut und so stark sein wie ein Mann, diese Kraft hat sie fasziniert. Sie führt die Leichtathletin Florence Griffith-Joyner an, die immer nur mit Männern gelaufen ist, dabei zwar immer nur deren Rücken gesehen hat, aber somit immer einen starken Trainingsanreiz hatte. *„Mit Schwächeren gibt sie sich gar nicht ab, weil sie möchte so sein wie die Besseren. Also trainiert sie mit den Besseren – nicht mit den Schwächeren. Sie läu/sie sieht zwar immer den Rücken der Männer beim Laufen aber sie versucht, ran zu gehen. Und das war für mich auch so, so’n Motto. Ich hab’ immer versucht, mit Männern, also weil ich sie immer als Bessere gesehen hab’, [...]“* (605-610) [...] . *„Alle, die hinter mir waren, haben mich ja nicht interessiert sondern die vor mir waren, die haben mich ja interessiert. So hab’ ich eigentlich immer alles*

gesehen.“ (612-614). Sie wollte so „... *nah wie möglich an diese, an diese Leistung rankomme[n].*“ (617-618).

Aggression ist für sie positiv und negativ besetzt; auf ‚die Fresse hauen‘ (vgl. **Anhang 1**, Interview mit A, 627) ist im Karate tabu, die positive Aggression sieht sie in einer stark und entschlossen ausgeführten Technik. Sie führt hier die hinter dem Karate stehende daoistische Philosophie des Yin und Yang an und erklärt, dass in den *Katas* z. B. eher weiche weibliche bzw. harte männliche Bewegungen gleichsam vorkommen. Es gibt eben nicht nur die eine Seite und bei den weicheren Bewegungen sind die Frauen im Vorteil (vgl. 628-636). Fest steht für A: „[...] *Männer sind von der Kraft her sowieso dominierend.*“ (655). Das heißt also, wenn ein Mann eine Technik vormacht, dann kommt sie ganz anders rüber, als wenn eine Frau sie weniger dynamisch und weniger kräftig vormacht. Daher dachte sie immer, sie müsste sich diese männlichen Körpereigenschaften aneignen. Später hat sie verstanden, dass es nicht nur darauf ankommt. Dies hat aber viel Zeit und Arbeit gekostet.

„*Es ist einfach rein physiologisch in der Regel fast nicht möglich, weil einfach, es ist einfach so, dass die Frauen von der Power her, also jetzt reine Körperkraft gesehen, natürlich etwas schwächer sind als die Männer.*“ (328-331). Sie konstatiert, dass Frauen körperlich schwächer sind, und es somit für Frauen schwierig ist, nur bei männlichen Trainern zu trainieren. Denn „[...] *vielleicht kommt im Hinterkopf der Frauen – ich erreich’ das sowieso nicht.*“ (658). Deshalb versucht sie als Frau die gleiche Kraft und Dynamik zu zeigen, um so den anderen Frauen klar zu machen, dass sie das können (vgl. 658 ff.). Sie sieht diese fehlende Körperkraft bei vielen Frauen als Hindernis an, vor einer Gruppe als Trainerin stehen zu wollen (vgl. 336 ff.). Denn die anderen haben noch nicht verstanden, dass es hierbei nicht auf die Körperkraft, sondern auch auf viele andere Aspekte ankommt (auf welche, lässt sie offen). Frauen können die Erschöpfung eines anstrengenden Tages nicht so gut mit Körperkraft aufwiegen wie Männer (vgl. 348). Daher gibt es wenig Trainerinnen, es sein denn in „[...] *Kindergruppen, weil man sagt, die Frauen können mit den Kindern gut auskommen. So das ist diese Mutterrolle, die man eher spielt in den Vereinen aber wenig die Trainerrolle.*“ (350-352). Es sei denn ehemals erfolgreiche Wettkampfsportlerinnen: diese stehen schon eher mal als Trainerin in den ‚wichtigen‘ Gruppen vorne. Die anderen machen höchstens mal Anfängertraining, also nichts Bedeutendes. (vgl. 357 f.). Somit traut sich „[...] *schon keiner [...], noch ein Schritt weiter einen Verein zu führen. Und keiner, der einen Verein oder Verband (nicht) führt, wird natürlich auch weiter in den Landesverband oder Bundesverband vordringen.*“ (359-362). Daher gebe es letztendlich kaum Frauen in führenden Positionen. Sie spricht hier wieder von Frauen in der männlichen Form: ‚Keiner‘ sagt sie, dabei meint sie ‚keine‘.

Sie meint, Frauen denken: *„Ich stell’ mich in die Reihe an. Vorne kann ich sowieso niemand überzeugen und wer soll schon auf mich hören. Und umgekehrt auch. Die Männer akzeptieren das vielleicht gar nicht, [...]“* (364-366). Diese Gedanken beschäftigen ihrer Meinung nach viele Frauen; sie hat zu Anfang selbst so gedacht; A hat diesen Prozess bis hin zum Akzeptiert-Werden als weibliche Trainerin durchlaufen (368-371). Da Karate aber von der Bewegung lebt, sieht sie hier den Grund dafür, dass Frauen oft Nebenrollen spielen:

„[...] weil wir einfach ja in erster Linie uns durch die Bewegung auszeichnen, denk’ ich, dass das vielleicht, vielleicht täusch’ ich mich auch, vielleicht mit ein Grund liegt, deshalb werden oft solche, solche Kapitel von Frauen im Verband abgedeckt, so wie wir das vorhin gesagt haben, die Frauenseite, wir diskutieren, ob wir `ne Krawatte oder ein Tüchlein tragen. Alles, was eigentlich nicht so wichtig ist [...]“ (371-376).

Die Frauenbelange im Verband werden aufgrund fehlenden Einsatzes der Frauen selber nur unter: *„[...] Selbstbehauptung, vielleicht noch Kindertraining, vielleicht noch, was weiß ich, treffen sich die Frauenreferentinnen aber das war’s, was da gemacht wird. Also als Trainerinnen wenig passiert da.“* (380-382) abgehandelt. Für sie selber war der Einstieg in ihre Trainerinnentätigkeit vor Jahren natürlich schwer: Sie stand vor Leuten *„[...] die teilweise länger Karate machen als du alt bist, ist schon mal, (.) ist schon mal `ne Überwindung.“* (391-392). Hier spricht sie wieder von sich als Athlet.

Es kostet körperlich und stimmlich enorm viel Kraft: das starke überzeugende Vormachen der Techniken, sowie das laute motivierende Zählen und Sprechen in Sporthallen. Das haben nicht alle Trainerinnen hingekriegt: *„Gab’s auch genügend Beispiele, wo’s auch in die Hose gegangen ist, wo die Stimmen piepsig waren, wo das nicht ankam, wo’s bisschen kindlich geklungen hat.“* (409-411). Sie spielt hier auf andere Trainerinnen an, von denen sie auch eine als Negativbeispiel anführt: *„Es war genau die Sparte Frau, Frauenlehrgänge oder Frauentrainerinnen, wo ich gesagt hab’, um Gottes Willen das will ich nicht. Da lächelt jeder. Also ich wollt’ nicht ausgelacht werden. Ich wollt’ ernst genommen werden einfach.“* (421-426). Sie hatte also keine weiblichen Vorbilder, als sie anfang: *„Aber leider muss ich sagen, ich hatte, die Männer sieht das bisschen anders aus, ich hatte, als ich damals anfang als Trainerin, ich hatte keine, die mir das vorgelebt hat.“* (415-417). *„Und wie gesagt, dadurch dass ich keine hatte, die mir das vorgelebt hat, muss ich sehr viel selbst erfahren. Und natürlich konnte ich von den Trainern und den männlichen, sag’ ich mal, Trainern was abgucken aber das ist was ganz anderes als Frau trotz alledem. Also muss ich sehr viel durch Eigenerfahrung ähm lernen, wie das funktioniert [...]“* (426-430).

Da dies als Frau alles so viel anstrengender ist, muss sie natürlich besonders fit sein, *„damit man auch akzeptiert wird als Eine, die vorne auch wirklich was erzählen kann und nicht Eine, die nach dem Wettkampf zwanzig Kilo zugenommen hat, sich kaum bewegen kann, noch aus der Theorie von vor zwanzig Jahren lebt.“* (454-457). Das laute Sprechen hat bei ihr zu einer Veränderung der Stimme geführt, sie ist in den letzten Jahren tiefer und dunkler geworden (vgl. 471 f.).

Für eine Frau ist das alles schwerer,

„weil der weibliche Körper ab `nem bestimmten Alter eben auf was anderes aus ist als auf Training sondern um Kinder zu bekommen und, und, und. Das ist ja, das ist ja von der Natur so vorgegeben. Eigentlich arbeitet man als Sportler dagegen. Und ich bin jetzt siebenunddreißig und eigentlich die biologische Uhr, um jetzt, sagen wir mal, ein Kind zu bekommen, dieser Natur zu folgen, tickt. Also arbeite ich schon seit Jahren dagegen und das wird auch weiter so bleiben. Ich versuch' immer, diese Fitness aufrecht zu erhalten [...].“ (473-479).

Sie merkt, dass ihr Körper mittlerweile Pausen fordert (vgl. 492 f.). Die Natur zwingt sie in die Knie, aber sie macht weiter, denn sie will ja durch Bewegung überzeugen (vgl. 494 ff.). Dies kostet viel Überwindung, man muss sehr diszipliniert mit sich umgehen (vgl. 503 ff.). Während die Aspekte ‚Kraft‘ und ‚Dynamik‘ für Frauen schwerer umzusetzen sind, stellt sie fest, dass *„[...] Frauen im Training selbst wesentlich zäher sind als die Männer.“* (524-525) und mehr Wettkampferfolge haben.

Sie findet die alten Verbandsstrukturen in vielen Bereichen einfach nicht mehr zeitgemäß, u. a. eben der Umgang mit Frauen in Führungspositionen (vgl. 674).

„[...] das geht ja schon in den Vereinen los. Wer ist denn schon in den Vereinen vorne? Also es muss dann schon erst mal im Kleinen angesetzt werden, dass die Frauen sich als Trainer mehr durchsetzen, durchsetzen in den Vereinen, in den Vorständen mehr durchsetzen, nicht nur diese Frauenabteilungen in die Hand nehmen sondern die gesamte Abteilung.“ (676-681).

Sie selber hat es geschafft, ihre Traineraufgabe hat sie enorm geformt (vgl. 713). Sie ist durch Karate viel gereist, und es hat ihr Leben sehr inhaltsreich gemacht. Sie ist akzeptiert, keiner will ihr was (vgl. 725); sie ist selbständig und hat freie Hand in allem, was sie tut. Da die Leute in ihrer Freizeit zum Training kommen, hat sie viel mit freundlichen Menschen zu tun. Zwar könnte sie sicher in anderen Bereichen mehr verdienen, aber das ist irrelevant.

6.2.5. Zusammenfassung Interviewpartnerin A

A konstruiert durch ihre Sprache Neutralität: sie blendet die weibliche Form aus, sogar wenn es um sie selber geht. Dadurch entsteht eine Angleichung: durch die ausschließliche Verwendung der männlichen Form entsteht rein sprachlich kein Unterschied zu ihren männlichen Kollegen.

Dies hat zur Folge, dass in den verschiedenen Interpretationsgruppen, in denen A nicht bekannt war, sie ausdauernd als ‚er‘ bezeichnet wird, obwohl bekannt ist, dass es sich um eine Frau handelt. Sogar Interviewausschnitte, die vorgespielt wurden, taten hier keine Abhilfe, da das Hören ihrer Stimme offen lässt, ob es sich um eine Frau oder einen Mann handelt. A selber konstatiert, dass sich ihre Stimme durch das laute Zählen sehr verändert hat. Sie ist in ihre Traineraufgabe hineingewachsen, hat keine Unsicherheiten gezeigt, hatte schon vorher ein gutes Selbstbewusstsein, welches sie brauchte, um auf Wettkämpfen so erfolgreich zu sein (vgl. 550 ff.). Daher hat sie sich eine Akzeptanz als Trainerin erarbeiten können. Sie hält es möglicherweise für eine Charaktersache (vgl. 574).

Zu den anderen Frauen dagegen konstruiert A dagegen deutlich Unterschiede: sie grenzt sich ganz klar ab von früheren Trainerinnen, deren Stimmen piepsig oder gar kindlich geklungen hätten und die ‚fipsig‘ rüberkamen. Sie will ernst genommen werden wie ihre männlichen Kollegen und nicht ausgelacht (vgl. 404-05). Da ihr aber ein weibliches Vorbild fehlte, was A schade findet, lernt sie viel durch Selbsterfahrung. Ebenso übernimmt A viel von den männlichen Kollegen. Ihre Stimme hat sich mit den Jahren zu einer tiefen eher männlich klingenden Stimme entwickelt. In der Aufnahme erkennt man nicht, ob es sich um eine Frau oder einen Mann handelt. Das Fehlen der weiblichen Form in ihrer Sprache insbesondere, wenn es um sie selber geht, zeigt, dass sie sich von den Männern nicht unterschieden wissen will. Sie hat immer geglaubt, dass sie die gleiche Kraft und Dynamik zeigen müsste wie Männer, um ernst genommen zu werden. Daher konstruiert A die Männer als sportlich deutlich Überlegene, an denen sie sich orientiert. Frauen konstruiert sie als die Schwächeren, mit denen sie sich gar nicht abgibt.

A stellt die Frauen zugeschriebene Mutterrolle als Kindertrainerin oder Anfängertrainerin dar. Dies ist für sie unbedeutend. Da Frauen schon im Verein als Trainerin keine bedeutende Aufgabe übernehmen, können sie keinen Verein leiten. Und wer keinen Verein leitet, der kommt auch nicht in den Landesverbandsvorstand oder gar in den Bundesvorstand. Höchstens als Frauenbeauftragte (vgl. 323), die dann aber nichts Wesentliches bewirkt. Da sieht A die Frauen selber in der Pflicht, sie sind selber Schuld.

A folgt der biologistischen Sichtweise, mit der Frauen in der Geschichte immer wieder auf ihre Rolle als Hausfrau und Mutter festgenagelt wurden. Dieser patriarchalische Mechanismus hilft somit das System selbst aufrecht zu erhalten. Der weibliche Körper ist zum Kinder kriegen ausgelegt und verfällt somit schneller als der männliche, sagt sie. A als Sportlerin hat immer dagegen gekämpft, und das wird so bleiben, konstatiert sie.

A hat im Übrigen ihre männlichen Kollegen in fast allen Bereichen überwiegend übertroufen. Sie hat eine enorme Ausstrahlung und Motivationsgabe als Trainerin, ihre Stimme ist viel lauter und ihre Techniken sind sauberer und dynamischer als die der Männer (Amn. d. A.). Und das, obwohl sie eigentlich irgendwann erkannt hat, dass es nicht nur auf Power ankommt. Vielleicht hat sie diese Sichtweise noch gar nicht überwunden. Sie kann deshalb nicht von sich als Frau sprechen, weil es ein Glaubenssatz von ihr ist, dass Frauen Männern nichts zu sagen haben, schon gar nicht im Sport. Denn dort zählt eben Power mehr als die eher weichen und langsamen Bewegungen, die es im Karate natürlich genauso gibt: Es gibt sowohl harte (Yang) als auch weiche (Yin) Bewegungen (632-636). In der westlichen Sichtweise ist ‚Yin‘ = weiblich den Frauen zugeschrieben und ‚Yang‘ = männlich den Männern. Dies ist aber im ursprünglichen Sinn nicht wörtlich zu nehmen. Sowohl Männer als auch Frauen tragen immer beide Zustände in sich. In jeder körperlichen und geistigen Regung kommen dann beide Zustände zum Tragen, mal mehr und mal weniger. Ungleichgewichte und Krankheiten werden in der Traditionellen Chinesischen Medizin z. B. durch ein Zuviel bzw. ein Zuwenig von Yin bzw. Yang erklärt. Es gibt somit z. B. im Qi Gong Yin bzw. Yang stärkende und harmonisierende Übungen, die diese Ungleichgewichte ausgleichen können. Anteile davon sind im Karate-Do enthalten, insbesondere wenn Übende im fortgeschrittenen Stadium unter die Wasseroberfläche gucken, finden sie diese. Also stellt sich die Frage, weshalb das Wertesystem im Karate den Yang-Aspekt überbewertet. A benennt dies, indem sie sagt: ‚der Grund ist das Karate selbst‘ (vgl. 318-325) und nicht von vorne herein bestehende Geschlechterhierarchien. Nicht die Akteure und Akteurinnen, die die soziale Praxis gestalten, würden eine Geschlechterhierarchie im Sinne von männlich ist gleich besser und weiblich ist gleich schlechter kreieren, sondern dies ist im Sinnsystem des Karate selbst angelegt. Doch indem Karate-Do in dieser Art und Weise konstruiert wird, folgt es dem vorherrschenden Konsens in der gesamtgesellschaftlichen hierarchisch bipolar angelegten Geschlechterkonstruktion, die als Grundvoraussetzung alles Männliche auf- und alles Weibliche abwertet. A als ehemals erfolgreiche Wettkämpferin auf Weltniveau musste sich diesem Wertesystem unterordnen, sonst hätte sie ihre Erfolge nicht erreicht.

A sieht sich selber als Vorbild für die anderen Frauen, die dann vielleicht eher ermutigt werden, es der Trainerin gleich zu tun, als wenn ein Mann vorne stünde. Dies könnte implizit bedeuten, dass die Frauen jetzt selber Schuld haben, wenn sie nicht anerkannt oder ernst genommen werden, denn wie man an ihr sieht: es geht doch. Sie hat sich komplett in das männliche Wertesystem eingefügt, bis hin zur sprachlichen und akustischen Verleugnung ihrer selbst als Frau. Es geht vielmehr darum den für das Karate idealen Körper mit Disziplin und Ausdauer zu erschaffen. Da sie die Dynamik und Power als höchste Ziele erklärt, muss sie als Frau natürlich doppelt an sich arbeiten, um diese Ideale zu erreichen.

6.3. Eckfall Interviewpartnerin U

Beschreibung der Interviewsituation U

Das Interview fand am 13.8.2006 am späten Nachmittag bei U zu Hause in R. (kleiner Ort bei S.) in der Küche statt. Die Zeit war nach hinten begrenzt, da meine Anreise und das Interview davor länger gedauert hatten, als geplant. Die Interviewatmosphäre war offen und freundlich. Die Zeit behielten wir gut im Blick und waren rechtzeitig zu U's Folgetermin fertig. Es wurde vereinbart, dass ich noch einmal anrufen könnte, wenn es weitere Frage geben würde. Weiterhin wurde vereinbart, dass ich ihr das transkribierte und anonymisierte Interview zuschicke.

6.3.1. Karate

U hat als Jugendliche mit Karate begonnen: eigentlich wollte sie zum Turnen, irrte sich aber im Termin und nahm so stattdessen an einer Karate-Trainingseinheit teil. Das Training sagte ihr sofort zu, so dass sie: „[...] *zwei Monate einmal die Woche trainiert und [fand] das dann so faszinierend ..., dass ich dann zweimal trainiert habe.*“ (25). Sie übte viel, so dass sie ziemlich schnell in der Gürtelhierarchie aufstieg: „*Schon da ging das ziemlich schlagartig. Damals ging das auch noch, dass man Prüfungen überspringen konnte und hatte dann irgendwie nach zweieinhalb Jahren (.) auf jeden Fall zwei, zweieinhalb Jahren hatte ich nen Schwarzgurt.“ (39-41). Parallel zu ihrem eigenen Training begann sie, Gruppen zu trainieren und war so als engagierte Karateka gefragt:*

„Als ich Grüngurt hatte bin ich dann abgeworben worden vom anderen Verein, von einem, von dem damaligen Prüfer in der Region. Es gab nicht in jedem Verein einen Prüfer. Und ich bin dann parallel, also in meinem ersten Verein und in diesen zweiten Verein gefahren, bis ich dann den Schwarzgurt hatte. Dann bin ich kurz vorher auch noch mal abgeworben worden für 'nen dritten Verein. Und dann hab' ich meinen zweiten Verein ad acta gelegt, weil das dann mit dem Leichtkontakt anfang. Das gefiel mir nicht so ganz gut.“ (48-54).

Sie war stellenweise in drei Vereinen tätig, wobei sie in Verein Zwei dann aufhörte, als man dort anfang, mit Kontakt zu trainieren.

In diese bewegte Zeit fielen schwierige familiäre Verhältnisse (vgl. 58-62). Der Sport gab ihr den Halt und die Ablenkung, die sie brauchte. Sie kam durch das Karate mit Menschen zusammen, was vorher schwierig war, da sie abseits im Wald wohnten und die Familie kein Auto und kein Telefon besaß.

„Und der Sport war eigentlich so das erste Mal die Möglichkeit, wirklich so mit großen Gruppen dann irgendwie was zu machen. Sagen wir's mal so. Und das eigentlich auch, hab' das auch genossen. Ja in der Zeit, wo ich Richtung Schwarzgurt ging, bin ich dann auch, hab' ich so meine ersten größeren Reisen gemacht als Frau, bin also mit xxxzehn Jahren das erste Mal in die Vereinigten Staaten gefahren für [...]“ (68-73).

Zu der Zeit begann sie ihre ersten Auslandsreisen alleine anzutreten und engagierte sich in der Verbandsarbeit:

„Ja jetzt parallel natürlich der Karatebereich – (.) mit xxxzehn hab' ich meinen Schwarzgurt gemacht und bin damals in der Zeit dann auch schon angesprochen worden von der Landesebene, ob ich nicht irgendwie, irgend so was wie XXXXXreferentin machen könnte. Also wobei man dazu sagen muss. Es gab damals zwei bzw. drei Verbände – also der DKB auf Landesebene, DKU auf Landesebene und DJB. Ich war zeitweise in allen drei Verbänden und ähm (.) ich war auch zeitweise in zwei Verbänden parallel XXXXreferentin.“ (84-90).

Ihre Wettkampfzeit begann als Danträgerin im Verein in Y: „[...] gewechselt in den Y [Stadt] Verein. ((lachend bis *)) [...] ähm bin dort praktisch dann so an Leistungssport rangeführt worden.“ (93-96). Sie war auf Anhieb sehr erfolgreich:

„Ich habe dann, als meine erste Meisterschaft bei der Deutschen Meisterschaft. Mit der Qualifikation war das damals auch alles etwas lockerer. Und mein damaliger Trainer oder jetziger Trainer auch noch, der hat mich dann einfach, hat einfach gesagt: Ja, komm du machst mit! Du bist so weit. Und dann hab' ich halt hin und hab' bei der Deutschen Meisterschaft mitgemacht und hab' auf Anhieb witzigerweise den vierten Platz gewonnen. Und das hat natürlich beflügelt und dann war kurze Zeit drauf Shotokan-Cup. Da hab' ich dann den ersten Platz gemacht und dann haben wir auch ein Kata-Team gebildet aus verschiedenen Vereinen zusammengewürfelt und (.) wir haben dann also, ich weiß nicht, wie oft zusammen gewonnen – keine Ahnung. Auf jedem Fall hab' ich irgendwie alles zusammen gerechnet, wahrscheinlich (häufig) Deutschen

Meistertitel geholt – Kata-Team, Kata-Einzel, Kumite-Team, Kumite-Einzel, überwiegend aber Kumite-Einzel.“ (101-112).

Karate ist für U so wichtig, dass sie kurz nachdem sie selber angefangen hatte zu trainieren, selber als Trainerin tätig war. Bereits nach zwei bis zweieinhalb Jahren hatte sie bereits ihren Schwarzgurt.

Karate ist für U ein faszinierender Sport; obwohl sie eigentlich nur zufällig zum Karate-training dazu stieß. Schnell gründet sie als einzige Frau im Verein eine Frauengruppe, in der ca. zwanzig Frauen an einem festen Trainingstag trainierten. Zu der Zeit hatte sie noch einen Gelbgurt, doch schon nach zwei Jahren war sie Danträgerin. Andere Vereine warben sie zwischeneitlich ab; in einem davon ging man irgendwann zu Leichtkontakt über, woraufhin U diesen Verein verließ. Sie war in verschiedenen Karate-Verbänden tätig. Als Wettkämpferin errang sie diverse Deutsche Meister-Titel sowohl im Bereich Kata als auch Kumite.

Im fokussierenden Nachfrageteil kommt sie noch einmal detaillierter darauf zu sprechen, weshalb Karate sie so gepackt hat:

„Ich hab’ angefangen und es hat mich fasziniert wegen des, wegen des besonderen Körpergefühls, was man dabei entwickelt. Also dieser Wechsel von Spannung - Entspannung das ist schon einmalig im Sport. [...]. Jahre mach’ ich Karate – und ´ne Menge gelernt. Ich hab’, mein, mein ganzer Lebensweg ist danach ein Stückchen dann durch gestaltet worden, seitens dass ich Freunde, Freundinnen darüber gefunden habe aber auch meinen Beruf letztendlich, wo ich jetzt arbeite, dadurch gefunden habe und auch ´ne sehr schöne, interessante Tätigkeit hab’ mit sehr großen Freiheitsgraden, die ich sonst [...] sicherlich nicht hätte. Von dort kann ich dem Sport nur dankbar sein. Es gibt Sachen, die ich am Karate absolut (.) blöd finde. Also das heißt also zum Beispiel die Hierarchie, nach wie vor find’ ich ganz schlimm. Manche Umgehensweise find’ ich nach wie vor nicht gut. Jetzt also, ich denke mir jetzt auch auf Landes-/Bundesebene, wo ich da schon denke, da müsst noch einiges gemacht werden. Also ich sehe schon Einiges, wo es nicht gut läuft. Ich denke auch, (.) ((es wird ganz leise im Hintergrund gesprochen)) also ich denke, dass, zum Beispiel im Kumite, das Umgehen miteinander im Kumite oder wie man Kumite lernt, halte ich für nicht (.) gut, [...]“ (525-543).

In den Jahren hat sich ihr Leben in allen Bereichen um Karate gedreht; sie pflegt über die Vereins- und Verbandsarbeit ihre sozialen Kontakte. Sie hat einen interessanten Beruf mit vielen Gestaltungsmöglichkeiten durch das Karate gefunden. Doch sieht sie auch die negativen Seiten, die die Organisation dieses Sports mit sich bringt: sie bemerkt, dass sie die Hierarchien als problematisch empfindet und dass bestimmte Trainingsformen eine Weiterentwicklung nötig hätten. Gerade im Kumite wird häufig vergessen, dass es nicht darum geht, dem anderen eine Technik um die Ohren zu hauen. Häufig wird leider über das Gesetz des Stärkeren hier eine Rangfolge hergestellt.

6.3.2. Karate und Frauen

U hat sich sehr schnell im Bereich Mädchen- und Frauenarbeit engagiert:

„Und nach drei Monaten hab' ich mich entschlossen, dass, weil ich ja die einzige Frau war im Verein, dass das so nicht geht. Und habe dann zum Vorstand gesagt: Also es muss irgendwie eine Frau zumindest im Vorstand sein. Und ähm ja Frauenreferentin so was gab's damals noch nicht. Das war noch nicht das Thema. Aber man hat dann gemeint, ich könnte ja dann Jugendreferentin werden. So war ich dann Jugendreferentin im Verein. Habe dann nach drei, vier Monaten hab' ich dann die erste Frauengruppe gegründet, weil ich mich da als Madel bisschen einsam fühlte. Und ja das war eigentlich gleich von Anfang an recht schlagkräftige Gruppe. Wir waren also mit fünfzehn bis zwanzig Frauen immer. Wir hatten auch ganz schnell 'nen eigenen Trainingstag. Und ja ich hab' die Frauen dann trainiert. Ich hatte selbst den Gelbgurt als ich einstieg dann so mit dem Training. Und das hat sich dann aber ziemlich schnell entwickelt, muss ich sagen.“ (26-38).

Als Gelbgurtin nach nur drei Monaten eigenem Training hatte sie bereits eine Gruppe von 15-20 Frauen an einem festen Trainingstag, die wöchentlich trainierte.

Sie selber fiel in der Karatewelt auf:

„[...] es war ganz einfach so, dass jede Gürtelprüfung damals für Frauen schon auch immer was Besonderes war insofern, weil man einfach oder im Mittelpunkt stand. Man wurde einerseits sehr gefördert, weil jeder Trainer immer dachte: Oh, da ist ein Mädchen und (.) oder 'ne junge Frau und das ist ja was ganz Tolles. Und ich war ja auch rel/relativ begabt, denke ich. Und die haben sich dann halt auch sehr viel Mühe gegeben.“ (42-48).

Die Reaktionen der männlichen Trainer waren teilweise positiv: da sie eine solche Ausnahmestellung einnahm, stand sie häufig im Mittelpunkt des Interesses. In der Verbandsarbeit setzte sie sich für die Belange der Frauen in verschiedenen Verbänden ein: *„[...] Wir haben Wahlen für beide Organisationen gleichzeitig gemacht. Das war damals halt noch ein bisschen lockerer.“ (90-93).* Die Verbände arbeiteten damals noch eng zusammen, während sich der Zeitpunkt der Einführung der Wettkämpfe für Frauen unterschied:

„Es gab ja damals eigentlich noch keine Deutschen Meisterschaften für Frauen, in der DKU praktisch noch gar nicht. Und im DKB gab es schon so die ersten Kata-Wettkämpfe für Frauen. Wobei man sagen muss, dass die DKU dann relativ schnell aufgeholt hat und auch schnell das Kumite eingeführt hat, was der DKB dann auch lange hinausgezögert hat.“ (97-101).

Auch auf Bundesebene stieg U in die Verbandsarbeit ein:

„Das war aber auch schon eine Zeit, wo ich dann [...] auf Landesebene tätig wurde und ziemlich parallel dann auch auf Bundesebene [...] (.) gewählt wurde und kurze Zeit später dann auch als DKV-Referentin. [...] – ach so dann hab' ich natürlich, das war dann,

also erstmal, meine erste Deutsche Meisterschaft war 19XX, ja 19XX und ich glaub', 19XX, 19XX war ich [...] auf Landesebene und ich glaub', 19XX dann auch auf Bundesebene so Pi mal Daumen. Und äh (2) in der Zeit, also ich glaub', 19XX hab' ich dann auch in Y [Stadt] den ersten Frauen-Karate-Verein ins Leben gerufen, wobei die Initiative nicht von mir ausging sondern das war ja damals so die Hochzeit der Frauenbewegung. Ich wurde also von der Frauenaktion Y [Stadt] angerufen. Die suchten dringend eine Frau, die ihnen Selbstverteidigung beibringt. Und ich hab' denen damals gesagt: Ochh ja gut, ich kann Karate. Aber mit Selbstverteidigung hatte ich mich, ehrlich gesagt, noch nie beschäftigt. Und das war ihnen aber in dem Augenblick egal. [...] Und dann haben wir uns zusammengehockt und haben dann also angefangen, so konzeptionell auch etwas zu erarbeiten. [...] Der Frauen-Karate-Verein äh ist dann 19XX, hat sich selbständig gemacht. Zuerst gehörte er zur Frauenaktion Y [Stadt]. Später dann hat er sich einem, haben wir uns einem allgemeinen Karateverein, einem gemischten Karateverein angeschlossen. Das hat aber nicht so besonders gut funktioniert, weil irgendwie die Männer immer dachten, wir müssten uns diesen allgemeinen Geflogenheiten des Vereinslebens anpassen, Gürtelprüfungen und dergleichen machen. Aber die Frauen waren damals absolut gegen Hierarchie und von daher wurden auch keine Gürtelprüfungen gemacht. Das hat dann irgendwie immer zu Spannungen geführt. Die Frauen fügten sich halt auch nicht so in den Verein ein, was ich auch gut verstehen konnte. Ja und dann haben wir irgendwann mal gesagt, bevor es hier zu viel Stress gibt, machen wir uns selbständig und haben dann halt diesen Verein gegründet.“ (112-146).

Ihre Tätigkeiten in der Verbandsarbeit wurden begleitet von diversen Wettkampferfolgen. Später unterrichtete sie auf Anfrage der Frauenaktion und dem Notruf Y Frauen in Selbstverteidigung. Für sie war das zunächst eine neue Thematik. Das Ziel war es, Selbstverteidigung zu vermitteln und andere Frauen zu schützen. Als die Hochzeit der Frauenbewegung abebbte, schloss sich der Verein vorübergehend einem gemischtgeschlechtlichen Karateverein an. Letzteres funktionierte nicht gut, da die Frauen sich nicht so verhielten wie vorgesehen, z. B. Hierarchien umgingen, indem sie keine Gürtelprüfungen machten. Dadurch kam es immer wieder zu Streitereien mit den Männern, worauf hin sich ein reiner Frauenkarate-Verein wieder abspaltete

Im DKB gab es bereits Ende der siebziger Jahre die ersten Kata-Wettkämpfe für Frauen, die DKU zog dann relativ schnell gleich. Beim *Kumite-Shiai* für Frauen waren die Widerstände größer.

„Ich wollte eigentlich nicht nur Kata machen und bis wir dann Kumite machen durften, hat es halt sehr, sehr lange gedauert. Ich glaube, 19XX war das erste Mal ein Vergleichskampf, Ländervergleichskampf, der noch offen ausgeschrieben wurde auf DKB-Ebene, wo unser Landesverband dann aber geschrieben hat also an den, damals war's noch nicht der DKV sondern der DKB, also die Frauen in (Bundesland) wären mit der Kata glücklich. Wir haben dann Wind davon bekommen, sind dann trotzdem hingefahren. Das heißt, es war sehr, sehr schwierig, überhaupt so etwas durchzuziehen. Und dann haben wir uns wirklich massiv eingesetzt, einmal mit dem Y [Stadt] /mit den Z [Stadt]-er Frauen, dann die YZ [Stadt]-er Frauen waren sehr aktiv, X [Stadt]. Es waren verschiedene Gruppen, die sich dann auch irgendwo zusammengeschlossen haben und

wir haben dann durchgesetzt, dass 19XX das erste Mal inoff/inoffiziell Deutsche Meisterschaften für Frauenkumite durchgeführt wurden. Das wurde dann aber in 'ner Extrahalle gemacht, also nicht irgendwie zusammen mit den Männern sondern es war ja irgendwie noch nicht so richtig vorzeigbar, meinte man. Und das war dann in einem relativ kleinen Rahmen. So was wie Pokale oder so was gab's natürlich auch nicht. Und am Ende der Veranstaltung sagte dann der Kampf/Hauptkampfrichter: Also wenn's nach ihm ginge, er wird versuchen, das zu verhindern, ((lachend bis *)) dass Frauen weiter Kumite machen. (*) Und im Vorfeld ist halt auch ganz Vieles passiert, was heute einfach nicht mehr denkbar ist. Es fing damit an, dass wir 'nen Schwangerschaftsattest mitbringen mussten zum ersten, zur ersten Deutschen Meisterschaft, weil die Kampfrichter uns ansonsten nicht gekampfrichtert hätten. Und es gab im Vorfeld halt ganz, ganz viele Auseinandersetzungen in Vorständen mit Männern. Das gipfelte darin, dass Einer wirklich sein Gebiss raus nahm und sagte: Wollt ihr alle so aussehen wie ich? Und alles war zum Teil echt der Ha/einerseits sehr erheiternd zum Teil aber auch schon (.) ja einfach so, dass man das Gefühl hatte, man ist irgendwo am Anfang des Jahrhunderts und nicht am Ende des Jahrhunderts von der Zeit, also sehr, sehr frigide teilweise, wie Männer vorgegangen sind eben auch von ihren Meinungen her halt unglaublich (.) weit zurück. Also ganz einfach, wo ich damals auch immer selbst als Frau wirklich erstaunt war, wie man so eine Meinung überhaupt noch haben könnte.“ (155-185).

U beschreibt ihren Wunsch, in Kumite (= Freikampf) auf Wettkämpfen starten zu können. Nachdem zunächst für Frauen ausschließlich die Kata(= Formen)-Disziplin geöffnet wurde, war einiger Anlauf nötig, um durchzusetzen, dass es auch Kumite-Shiai für die Damen gibt. Sie beschreibt, wie der eigene Landesverband im Namen der weiblichen Mitglieder eine Teilnahme an einem solchen Vergleichskampf mit der Begründung absagte, dass die Damen doch nur Kata machen wollten. Verschiedene Frauengruppen setzten sich daraufhin dafür ein, Kumite-Wettkämpfe für Frauen zu etablieren, woraufhin es dann 1979 eine erste inoffizielle Deutsche Meisterschaft für die Damen gab, räumlich und zeitlich weit genug weg vom Shiai der Herren. An deren Ende bemerkte der Hauptkampfrichter, dass er weiterhin verhindern wolle, dass Frauen Freikampf machten. Überhaupt brauchten die Damen erst eine Bescheinigung, nicht schwanger zu sein, ansonsten hätten sie gar nicht starten dürfen. Der Gipfel war die provokante Frage eines Vorstandsmannes, der fragte, ob denn alle so aussehen wollten wie er, nachdem er sein Gebiss heraus genommen hatte.

„[...] also es war scheinbar die Zeit, wo's also, wo es um Aggressionen ging, offene Aggression von Frauen, die natürlich im Kumite auch irgendwo notwendig ist, das war einfach noch nicht vereinbar mit dem Bild von Frau, was man sich so in der Zeit machte. Und das waren dann viele, viele kleine Kämpfe und auch Demütigungen, die man irgendwo ausgesetzt war, wo man sich gegen behaupten musste. Es hatte natürlich auch den Vorteil, dass man dann mit der Zeit ganz gut kontern konnte und eigentlich (.) ja sich gelernt hatte, sich dann irgendwo durchzukämpfen durch etwas. Das hinterlässt Narben ganz sicherlich aber andererseits war es auch eine unglaublich intensive Zeit, was, was ich denke, was eine wirklich sehr, sehr schön war die Solidarität der Frauen in der Zeit, die heute im Leistungssport sicher nicht mehr so anzutreffen ist wie damals. Wir haben zwar gekämpft aber irgendwie haben wir unheimlich gut an einem Strick ge-

zogen eben so, um unsere Interessen voran zu bringen, sei es auf nationaler Ebene als auch international. Denn der deutsche Verband hat dann hinterher auch den Antrag gestellt, dass eben Kumite auch auf europäischer Ebene eingeführt wird. Wobei ich jetzt immer über den DKB spreche, das lief dann immer parallel, in der DKU hatten sie das schon. Da waren sie uns eins, zwei Jahre voraus. Und als nachher der Zusammenschluss kam, war es dann eigentlich keine Frage mehr.“ (187-204).

Heute wäre eine solche Sichtweise undenkbar, aber Ende der siebziger Jahre war es einfach im Frauenbild noch überhaupt nicht vorgesehen, offene Aggressionen zu zeigen. Ermutigend war die große Solidarität unter den Frauen auf nationaler sowie auf internationaler Ebene. Sie kam als einzige Frau in rein männliche Vorstände, wo von einigen Männern ihre Reaktion auf ‚zotige Witze unter der Gürtellinie‘ überprüft wurde:

„Das ist sicherlich einerseits die, diese sehr stark männlich orientierte Gesellschaft in Japan, die diesen Sport kreiert und so uns rüber gebracht. Aber ich sag’ mal, es war auch die Zeit. Es passte einfach noch nicht zum Bild der Frau. Es änderte sich zwar aber dieses, dieses letzte Bisschen, diese letzte Domäne die wollen die Männer offensichtlich nicht so richtig preisgeben. Es war auch ganz einfach so, ähm (2) man kann auch sagen, es hat sich auch, gewiss waren auch Unterschiede. Manche Männer waren sehr unterstützend und manche Männer waren genau das Gegenteil. Da gab’s auch ´ne Spaltung. Man kann nicht sagen, das war jetzt durchweg, dass man da irgendwie auf Schwierigkeiten stieß. Ich hab’ auch sehr, sehr viel Unterstützung erfahren. Aber es gab halt auch vor allem auf der Bundesebene, DKB damals, wirklich eine Phalanx von Männern, die das Vorwärtskommen sehr, sehr erschwert haben. Aus heutiger Sicht denk’ ich manchmal, [...] und deswegen keine Frau in den Vorstand rein haben wollten. Also ich hab’ ja, hab’ mehrfach Anläufe unternommen, dass ich als XXXXreferentin also dort auch in den, also satzungsmäßig als XXXXreferentin aufgenommen werde das in den Vorstand und das ist an dieser Bande dann gescheitert halt immer wieder – ne. Und das gipfelte dann darin, dass wirklich dann der Vorsitzende sagte: Wenn die erste Frau in Vorstand kommt, dann treten alle zurück. Und es sind auch derbere Worte gefallen. Die will ich gar nicht wiederholen aber ich denke, da sind verschiedene Sachen. Und ich denke mir, es war auch so, dass es Karate natürlich, ich sag’s mal ganz provozierend, auch ganz viele Männer anzieht und anzog, die mit dem Selbstbewusstsein Probleme haben, während die Frauen, die zum Karate gingen, in der Regel schon ein gutes Selbstbewusstsein hatten. Und ich denke, da ist wirklich was aufeinander geprallt. Und ähm es war dadurch auch sehr lebendig in diesem Verband und in dieser Zeit. Also so, so gut geordnet und geregelt wie heute war es damals nicht und Sachen wurden auch tatsächlich ausgekämpft teilweise im wahrsten Sinne des Wortes. Also es war, (2) ja ich denke, es ist, wahrscheinlich war das wirklich ´ne Umbruchzeit einfach. Und ich sag’ mal, es war ja auch so, der Verband war noch relativ klein, die Ressourcen waren gering – die finanziellen. Und wenn es dann darum ging, irgendwelche zusätzlichen Gelder nur für Frauen aufzutreiben – in Führungsstrichen – dann war es eigentlich besonders schwierig. Da war man auch nicht besonders motiviert von Seiten der Männer. Das fing also, wie gesagt, an bei den Pokalen, die dann für Frauen am Anfang fehlten und endete dann darin, dass Frauen bei den ersten Meisterschaften international nicht mitgenommen wurden oder sehr viel kleineres Kontingent.“ (215-250).

U mutmaßt über die tieferen Ursachen für diesen Ausschluss der Frauen. Die japanische Kultur unterstellt die Frauen den Männern – wobei im Einzelnen zu klären wäre, ob es sich

um die gleichen Genderzuschreibungen für Frauen und Männer in Japan und in Deutschland handelt, was zu klären aber nicht Gegenstand dieser Arbeit ist – hier im Westen ließ das Frauenbild Ende der siebziger Jahre noch keine kampfbereiten Damen zu. Männer versuchten eine letzte Domäne vor den Frauen zu retten. Die Sitten waren dementsprechend hart: Unstimmigkeiten wurden beim Training ausgekämpft. Ihre Theorie ist, dass Karate Männer mit schlechtem Selbstbewusstsein anzog und anzieht, während Frauen, die mit einem Kampfsport beginnen, eher ein gutes Selbstbewusstsein haben. An der Stelle prallen dann natürlich Fronten aufeinander.

Bemerkenswert findet sie in diesem Zusammenhang, wie herzlich sie in ihrem ersten Verein auf dem Lande aufgenommen wurde:

„Das ist ja, will mal sagen, das zeigt einfach, dass die Leute sehr offen waren und einfach das Miteinander im Vordergrund stand. Und die das ganz toll fanden, dass da so 'ne Frau auf einmal auftauchte. Im zweiten Verein, wo ich war, war es ähnlich. Da war es dann sogar so, dass der Trainer hat sich auf einmal vorgestellt, also er müsste ein besonderes Kampfsystem für Frauen entwickeln. Sprang dann immer neben mir rum und überlegte, wie das günstig, am günstigsten zu gestalten wäre. Also da kriegte ich also sehr viel mehr Aufmerksamkeit als, ich sag' mal, der normale Mann, der im Verein war. Und der dritte Verein das war ein sehr leistungssportlich orientierter Verein. Da war es so, dass der Verein von zwei Trainern geleitet wurde. Der eine Trainer, da durfte ich die ersten Jahre nicht mittrainieren, weil ich 'ne Frau war, obwohl ich damals 'nen Schwarzgurt hatte und von dem anderen Trainer wurde ich sehr unterstützt, sonst wäre ich wahrscheinlich auch nicht geblieben. Also es ist und es war dann auch so, es zog sich dann auch so in dem Verein durch, dass die Leute, die bei diesem Trainer, der das also abgelehnte, trainierten, auch nicht mit mir sprachen. Das war irgendwie ganz seltsam also. Und wenn man dann zu Meisterschaften fuhr, ich bin für den Verein ja auch gestartet, ich bin erfolgreich gestartet, dann war wirklich die Männer, die haben für sich gefeiert und wir wurden auch gar nicht gefragt, ob wir mitfeiern wollten. Das war schon irgendwie recht seltsam. Also wenn ich mir das aus heutiger Sicht betrachte, irgendwie krank.“ (259-278).

In ihrem zweiten Verein herrschte eine wohlwollende Grundstimmung, der Trainer bemühte sich sogar sehr um sie. Hier wird sie allerdings schon als unterschiedlich von den männlichen Trainierenden wahrgenommen und es wird unterstellt, dass Frauen ein anderes Karate machen. Die größten Schwierigkeiten tauchen im dritten Verein auf, wo der eine Trainer sich um sie bemüht, während der andere sie samt seinen Schülern links liegen lässt. Als Frau mit Schwarzgurt darf sie nicht bei ihm in der Oberstufe trainieren. Tut sie dies dennoch wird sie nicht beachtet, sie wird nicht korrigiert, und es redet auch sonst niemand mit ihr. Nicht mal, wenn sie Siege auf Wettkämpfen für diesen Verein davonträgt; niemand gratuliert und von gemeinsamem Feiern ist gar keine Rede. Sie wird systematisch ausgeschlossen und

bezeichnet diesen Zustand im Rückblick als krank. Sie beißt sich durch, doch manchmal löst es eine gewisse Ohnmacht in ihr aus:

„Aber ich kann mich schon an Situationen erinnern, wo ich in die Umkleidekabine, das heißt im Rot-Kreuz-Raum natürlich, weil ich als einzige Frau in diesem Verein war, die hatten auch in der Satzung stehen: ‘Frauen dürfen nicht Mitglied werden.’ Das war aber wirklich auch noch der Knaller. Aber wo ich, wie gesagt, für diesen Verein startete, also ich kann mich da schon an Situationen erinnern, wie ich da in die Umkleidekabine bzw. Rot-Kreuz gegangen bin und den Gi ausgezogen und drauf rumgetrampelt hab’ vor lauter Wut. Aber das war halt, ich hatte mir auch am Anfang gesagt, ich hab’ a) gesehen, dass dieser Verein technisch sehr, sehr gut war und ich auch einfach vorwärts kommen wollte, weil mich der Sport einfach fasziniert hat. Und ich war einfach so, dass ich gesagt hab: Denen zeig’ ich’s.“ (283-293).

Sie hält sich die Vorteile des Vereines vor Augen und wurde durch diese Missachtungen eher angespornt. Heute sieht sie die tieferen Ursachen des damaligen Verhaltens des Trainers:

„Aber ich vermute ganz einfach, dass es damals einfach von seiner Seite Unsicherheit war. Und ich sag’ mal, ich war immer wahrscheinlich eine sehr streitbare Frau. Und ja, ich denke, das hat ihn vielleicht dann auch noch zusätzlich verunsichert und (.) ja und heute, er hat danach hat dieser Verein natürlich Frauen aufgenommen und er hat auch Frauen dann trainiert später und auch recht erfolgreich trainiert. Und dann ändert sich der Mensch natürlich. Das waren dann Frauen, die praktisch bei ihm im Verein groß wurden und (3) wo sich das wahrscheinlich von vornherein besser eingespielt hat das Ganze, während ich ja dann immer doch von anderen Vereinen herkommend und auch gleich auf Landesebene und Bundesebene tätig war. Ja, also ich war ganz einfach schon, schon sehr viel weiter als, als die anderen Frauen in dem Fall. Und ich hab’ mir halt dann auch nichts vormachen lassen. Das war dann für ihn halt nicht so einfach. Also war, [...] (unverständlich), hab’ ich noch unter ihm trainiert. Und (.) und für eine deutsche Meisterschaft wurden dann Kata-Mannschaften gebildet. Und ich hab’ dann einfach zwei Katas vorgegeben und ich hab’ die Katas einfach, hab’ gesagt, die mach’ ich nicht. Und wir haben uns einfach heimlich getroffen als Team und haben den dann vor vollendete Tatsachen gestellt, welche Katas wir machen, weil meines Erachtens die Katas, die er auswählt, falsch waren. Und wir waren mit diesen Katas auch sehr viel, also wirklich erfolgreich. Wir haben ja die Deutsche Meisterschaft gewonnen. Ja und ich mein’, es war halt ein schwieriger Prozess für diesen Mann, so seh’ ich das einfach. Es fing damit an, dass ich, wie gesagt, als ich das erste Mal beim ihm trainierte, weil mein Trainer der sagte: Du, nimm die U mal rüber. Die übt jetzt für die Deutsche Meisterschaft die und die Kata. Und der machte die Kata halt grade in seiner Gruppe. Und dann hab’ ich halt dort mittrainiert und er hat mich (.) einfach nicht korrigiert und ignoriert halt. Und dann hab’ ich halt extra Fehler eingebaut, um einfach zu testen, ob meine Wahrnehmung richtig ist. Und dann hat er immer ganz schnell weggeguckt. Und dann hab’ ich nach, nach ’ner kurzen Zeit hab’ ich gesagt, dann trainier’ ich bei dem nicht mehr. Das bringt mir nichts. Bin also nicht mehr dahin gegangen. Und hab’ wieder beim ersten Trainer trainiert in der Mittelstufe. Also nicht in der Oberstufe, wohin normalerweise Schwarzgurte gehören, den zweiten Dan hatte ich hinterher schon, wie es halt üblich gewesen wäre und ich hab’ das dann halt nicht gemacht. Das hat ihm dann auch nicht gepasst aber er war, da war er noch mehr verunsichert und dann hat er irgendwann seine Frau vorgeschickt wohl. Die fragte mich dann: Sag’ mal, warum trainierst du nicht mehr bei dem? Da hab’ ich gesagt: Wenn er das

wissen will, muss er mich schon selbst fragen. Der war auch irgendwie unsicher, denn ansonst sag' ich ihm einfach, wie unsicher er war. Das hat sich heute aber sehr geändert. Und wie gesagt, heute ist das Verhältnis eigentlich ganz positiv.“ (302-339).

In der ganzen gemeinsamen Zeit hat er Frauen offensichtlich doch noch schätzen gelernt. U boykottiert häufig nicht sinnvolle Anweisungen und beweist, dass sie recht hat und trainiert einfach wieder in der Unterstufe mit. Nach mehreren Jahrzehnten als Trainer von erfolgreichen Damen, hat sich heute der Trainer der Oberstufe gewandelt: er verhält sich nun respektvoll U gegenüber. Aber nicht nur der Vereinstrainer hatte Vorbehalte: „*Es gab damals ganz schwierige Zeiten mit dem damaligen Bundestrainer und das waren, war schon recht heftig, also vor allem bei der WM dann zu spüren, dass dieser Typ überhaupt ((lachend bis *)) nicht hinter einem stand. Und der sollte uns eigentlich betreuen. (*) Das war dann irgendwie auch nicht so toll.*“ (345-349). Auch der Bundestrainer stand in der Zeit nicht hinter den Damen, und es wurde dann später ein anderer Trainer mit dem Damentraining beauftragt.

Ihre heutige Arbeitsstelle entstand auf ihre eigene Initiative hin:

„Und das hat dann wieder was mit Frauen zu tun. Ich hab' nämlich gesagt, ich möchte ganz gern die Selbstbehauptung und Selbstverteidigung von Frauen entwickeln konzeptionell und eben flächendeckend/deckend solche Kurse in unserem Verein starten. Und das war im Landessportbund hatte diejenige, die dort arbeitete, sehr überzeugt und dadurch sind wir in dieses Projekt rein gekommen, was für den Verband bedeutete, dass meine Arbeitsstelle finanziert wurde über drei Jahre und darüber hinaus dann eben auch heute noch also einen Kostenzuschuss praktisch vom Landessportbund für meine Stelle kommt, gibt. Ja das war natürlich dann auch hat mir freie Bahn gegeben, grade im Bereich Frauen und Mädchen 'ne ganze Menge zu machen, was dann auch wirklich viel Spaß gemacht hat.“ (382-391).

Sie möchte die Kurse für Mädchen flächendeckend in den Vereinen einführen. So tut sie sowohl etwas für die Mädchen und Frauen als auch für den Verband, der dadurch Mitglieder gewinnt.

„Also ich denke, dieser Verband hat sehr viel (.) gelernt. Also wir waren, wie gesagt, einer der ersten Verbände damals einen sehr guten Präsidenten damals, der sehr offen war für Frauengeschichten – N. – ist jetzt nicht mehr dabei und der es auch unterstützt hat. Und kann mich sehr gut erinnern, so meinen ersten Auftritt als XXXXreferentin in diesem Verband, ich war bei den Präsidiumssitzungen eingeladen. Es gab Männer, die einfach – vor allem zwei – die einfach absolut blöde Witze gemacht haben, unter der Gürtellinie, also richtig was Zotiges. Und dann auch mit dem Blick: Wie reagiert sie denn? Und ich war damals xxxxzehn, xxxxzehn Jahre und war auch verunsichert. Und ich kann mich dann erinnern, dass ich dann irgendwann nach Hause kam nach der dritten oder vierten Sitzung und hab' gedacht: Nee dieser Präsident. Entweder du machst jetzt die Klappe auf oder du gehst da nicht mehr hin. Das tust du dir einfach nicht mehr an. Und dann bin ich tatsächlich das nächste Mal in die Sitzung rein gegangen und hab' gedacht, jetzt muss was passieren. Und als dann wieder so was kam, hab' ich gesagt: Also ich finde das absolut gemein, solche Witze zu erzählen, die überhaupt nicht

komisch sind, wo ich hier als einzige Frau bin. Und ich muss sagen, der Präsident hat dann ´nen knallroten Kopf gekriegt und hat sich entschuldigt. Hat gesagt: Er wird darauf achten, dass so was nicht mehr vorkommt. Und ich muss sagen, das hat dann auch funktioniert. Und dann war das natürlich so schrittweise. Das war dann mit dem Frauenkarateverein, der dann auf einmal in diesem Verband auftauchte, wo dann große Diskussion war: Ist so was überhaupt statthaft, dass da Männer ausgeschlossen werden? Und also ganz viel Diskussion auch und ja wir hatten dann zum Teil es sind ja sehr viele, ich hab´ auch sehr viele Frauen auch in die Verbandsarbeit reingeholt, die dann mich auch unterstützt haben und sehr schön war auch. Also wie gesagt, es war eine sehr große Solidarität auch unter den Frauen. Und wir haben inzwischen in (Bundesland), ich glaube, fünf, sieben reine Frauenkaratevereine. Ein Teil ist auf meine Gründungsinitiative zurückzuführen. Und das ist natürlich so, dass das natürlich Auswirkungen hat auf die Atmosphäre. Und es waren zum Teil auch recht streithafte Frauen, die eben ihr Wort in der Versammlung gemacht haben. Ja und ich hab´, wie gesagt, auch Rückhalt gehabt von, von Männern immer. Also es ist, ich glaub´, wenn, wenn man nur Gegenwind hat, ist es ganz, ganz schwierig und ganz, ganz bitter. Das kann man dann kaum, ich glaub´, da verhärtet man. Ich hab´ immer ganz viel Spaß auch dabei gehabt und hab´ auch viel Unterstützung gekriegt, sowohl von Frauen sowieso aber auch eben ganz viel von Männern. Und häufig, ich mein´, wir haben jetzt ´ne Satzung, wo wirklich die männliche und weibliche Form drin ist. Und ich weiß aber noch, als die Satzung geschrieben wurde, wo dann ein Lehrer das Ganze dann Korrektur lesen sollte, und dann also dabei geschrieben hatte, man sollte also nur die männliche Form und das Andere könnte man mit einem Vorwort erschlagen. Und dann hab´ ich damals zu ihm gesagt: Ja ich finde das ganz klasse. Nur eine Form das ließe sich wirklich viel leichter aber wir sind eine innovativer junger Verband und ich schlage vor, wir sollten dann die weibliche Form wählen. Und die Gesichter, ich hab´ mich nur noch amüsiert und dann sagte der Vorsitzende damals, sagt er: Du hast gewonnen. Und dann war das auch keine Frage mehr. Und heute ist es auch keine Frage. Und es ist so im Präsidium, dass die Frauen (.) ihre Frau stehen und dass sie sehr ernst genommen werden und (.) eigentlich auch sehr geschätzt werden. Und wie der jetzige Präsident auch sagte, er hat auch sehr gerne Frauen im Präsidium dabei. Da weiß er wenigstens, dass die Arbeit gemacht wird und nicht nur irgendeine Position besetzt wird wegen (.) ja mit irgendwie Ansehen und so was verbunden ist.“ (409-457).

U berichtet von ihren Anfängen in der Verbandsarbeit als junge Erwachsene. Sie kam als einzige Frau in rein männliche Vorstände, wo sie von einigen Männern ihre Reaktion auf ‚zotige Witze unter der Gürtellinie‘ überprüft wurde. Sie hat daraufhin nach einigen Sitzungen nach diesem Schema die Herren mit dem Thema konfrontiert, indem sie direkt ansprach wie sie sich dabei fühlt. Daraufhin wurde dieses Verhalten unterbunden. Als es um die Verwendung der männlichen und der weiblichen Form in der Satzung geht, schlägt sie auf einer Sitzung vor, doch nur die weibliche Form zu wählen, nachdem befunden wurde, dass es zu umständlich sei, beide Formen zu verwenden. Daraufhin wurde dann doch letztere Variante gewählt. Sie berichtet von einem ehemaligen Präsidenten des Landesverbandes (Bundesland), der gerne mit Frauen zusammenarbeitet, da er dann weiß, dass die Arbeit auch erledigt und nicht nur eine Position um der Macht Willen besetzt würde.

„Ich glaube, wir hatten's früher auch einfacher. Der Leidensdruck bei den Frauen ((lachend bis *)) war gewaltig. (*) Und von daher war die Solidarität auch groß. Und ich sag' mal, es war auch klarer zu erkennen, ähm wo im Grunde genommen mit zweierlei Maß gemessen wurde. Die Benachteiligungen waren deutlicher. Das ist heute nicht mehr so klar zu erkennen für einen, für eine junge Frau, die reinkommt und sie wird gefördert, sie hat auch Chancen, im Wettkampf zu starten. Die kleinen Dinge, die werden oft gar nicht mehr so, so mehr wahrgenommen, weil die allgemein in der Gesellschaft sind. Von daher ist es (.) wirklich schwierig. Ich hoffe ja immer noch, wobei ich, weiß nicht, ob meine Hoffnung da so berechtigt ist, dass irgendwann die Männer 'nen Leidensdruck kriegen und vielleicht für sich was ändern wollen. Weil, ich sag' mal, im Grunde genommen ist ihre Position ja in der Gesellschaft, auch innerhalb des Karate, nicht so toll. Wie ich auch in, in Seminaren erfahren habe, wo Männer einfach mir gegenüber auch sagen: Ja, es ist ein unglaublicher Leistungsdruck oder diese Hierarchie im Karate, dass die teilweise wirklich ankotzt und die es ganz furchtbar finden und deswegen auch teilweise den Verband verlassen. Ja ich denke mir, vielleicht müssen die Männer noch (.), müssen die Männer langsam wach werden, weil, ich sag' mal, das jetzt von den Frauen zu erwarten, ich glaub', das wird schwierig, weil es ist schon, es ist 'ne Menge erreicht und es ist heute nicht mehr so klar erkennbar. In vereinzelt Vereinen sicherlich und an der Basis stimmt sicherlich noch nicht alles. Es gibt Vereine in (Bundesland), wo ich nicht unbedingt sagen würde, das ist ein frauenfreundlicher Verein. Aber es gibt Vereine, die sehr frauenfreundlich sind und wo ich mir sagen würde, das ist ganz toll, wie da miteinander umgegangen wird und wie auch Frauen ganz selbstverständlich dort in den Vorständen arbeiten.“ (475-499).

Zu U's Anfangszeiten wurde Frauen ganz explizit der Zugang zu Training oder Wettkampf verweigert. Die Diskriminierung verläuft heute nicht mehr so offensichtlich; im Gegenteil werden Mädchen und Frauen, die Wettkämpfe bestreiten, genauso gefördert wie Jungen und Männer. Nicht alle Vereine sind aber frauenfreundlich; dort halten sich ausschließlich Männer in der Vorständen. Es gibt viele Vereine gerade in (Bundesland), in denen Frauen die Vorstandsarbeit machen.

„[...] pädagogisch einfach nicht gut, weil ganz viele Leute Angst da entwickeln beim Kumite. Und eigentlich sollte man frei sein innerlich, frei von Angst, um wirklich auch frei agieren zu können. Und durch die Art und Weise, wie viele Kumite lernen, entwickeln die erst Angst. Und (.) ja und da setzt sich dann der Stärkere durch aber ich sag' mal, für mich ist Kumite einfach ein bisschen mehr. Es ist auch so was wie 'ne Kommunikation miteinander, wo man einfach viel Spaß haben kann, weil man ja eben nicht unbedingt fest treffen muss und niemand verletzt eigentlich, wenn man's richtig macht. Und das ist etwas, wo ich denke, das ist schade, weil dadurch (.) viele Leute aus dem Verband rausgehen und manch Einer nicht reinkommt. Und zum Glück gibt's da auch inzwischen erste Tendenzen, was man da ein bisschen was ändert. Aber es sind noch wirklich zaghafte Pflänzchen.“ (544-545).

Sie merkt an, dass es gerade im Kumite häufig noch zu einem Kräfteressen kommt, bei dem der/die Stärkere ermittelt wird. Dies kann auf potentielle Mitglieder abschreckend wirken und ist auch nicht Sinn und Zweck im Karate.

6.3.3. Das Private (und der Beruf)

Nach Abschluss der Realschule macht U ein Jahr Praktikum und dann eine Ausbildung zur Rechtsanwaltsgehilfin (55-58). Ihre Wohnsituation als Jugendliche brachte es mit sich, dass sie wenig Kontakt zu anderen Jugendlichen hatte: „[...] [da d.A.] *wir auch so abseits wohnten, immer etwas außerhalb von vielen Cliques, weil's einfach sich nicht ergab.*“ (62-68). Diesen Kontakt hatte sie dann durch das Karate-Training; sie holt das Abitur nach und beginnt, alleine die Welt zu erkunden:

„[...] hab' ich so meine ersten größeren Reisen gemacht als Frau, bin also mit xxxzehn Jahren das erste Mal in die Vereinigten Staaten gefahren für drei – nee erst für sechs Wochen das erste Jahr – und dann drauf das Jahr dann eben für drei Monate. Habe in der Zeit auch kurz davor dann mein Abitur gemacht noch. Ja, das hab' ich noch nachgeholt dann irgendwie. Und hab' dann auf meinen Studienplatz in der Zeit auch gewartet. Hab' dann sehr schnell einen gekriegt, war mir eigentlich gar nicht so recht, weil ich eigentlich ganz gerne noch in den Vereinigten Staaten geblieben wäre aber bin dann halt zurück, um das Studium anzutreten.“ (71-78).

Nach ihrer zweiten großen Reise beginnt sie ein erstes Studium, nach dessen Beendigung sie ein zweites anschließt und betont beim Erzählen ihre Durchsetzungsfähigkeit, die ihr dabei hilft. Später verschafft sie sich ihren Traumjob aktiv.

Ihr Realschulabschluss und ihre Ausbildung als Rechtsanwaltsgehilfin lassen vermuten, dass für U von ihrem Elternhaus ein damals klassisch weiblicher Werdegang erwartet wurde. Diesen Erwartungen kam U zunächst nach. Durch die sozialen Kontakte beim Karate sowie durch die persönliche Weiterentwicklung durch Karate eröffnen sich ihr andere Horizonte: sie holt das Abi nach und studiert. Es handelt sich dabei allerdings um Studienfächer, die eher klassisch weiblich konnotiert sind.

U legt nach einer langen Phase Verbandsarbeit ihre Posten nieder: *„Und das war auch eigentlich so der Punkt, wo ich gesagt habe, das war mir dann auch irgendwo zu stressig. Hinzukam, dass ich dann auch meine Studienarbeit gemacht habe. Das waren also auch ganz viele Sachen, die parallel liefen. Und da hab' ich dann wirklich auch gesagt. Also jetzt leg' ich erst mal meine ganzen Positionen nieder.“* (349-353). Dies kam ihr in dem Moment zu Gute, als sie im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme einen Antrag für eine Arbeitsstelle stellt, die die bisher von ihr ehrenamtlich erledigten Aufgaben vereint:

„Ich war damals im Refendariat. Und es war abzusehen, dass in diesem Jahrgang niemand eingestellt wird vom Land als Lehrerin oder Lehrer. Und aber es wurden sehr viele Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen gestartet und auch vom Sport. Und ich hab' mich

*ganz einfach erkundigt mit dem damaligen Präsidenten, mit dem ich ein sehr gutes Verhältnis hatte, bin ich dann überein gekommen, dass ich einfach mal so ´nen Antrag stelle für unseren Verband, weil da ganz viel Arbeit lag und von den Ehrenamtlichen nicht bewältigt werden konnte. Und da hab´ ich halt einen Antrag formuliert, hab´ den beim Arbeitsamt eingereicht und siehe da, er wurde dann genehmigt. Und ich hatte natürlich die Stellenausschreibung genau auf meine Person zugeschrieben und so dass dann der Mensch vom Arbeitsamt irgendwann sagte: Na ja - Q. damals – Meinen sie, da finden sie jemand? Na klar! Sag´ ich. ((lachend bis *)) Ich übernehm´ die Position.“ (358-379).*

6.3.4. Zusammenfassung Interviewpartnerin U

U betreibt seit mehreren Jahrzehnten Karate. Dies hat ihr Leben und ihren Lebensweg maßgeblich bestimmt. Fast alle sozialen Kontakte, ihre Freundinnen und Freunde, ihr Mann kommen aus Trainingszusammenhängen. Auch ihr Beruf, die Referentinnenstelle im Landesfachverband, ist aus dem Karate durch Eigeninitiative entstanden. Somit hat U dieser Sportart viel zu verdanken.

Sie ist zielstrebig und beweist während ihrer verschiedenen Ausbildungen jeweils ein gutes Durchhaltevermögen. Was sie anfängt, zieht sie durch. Sie unterstützt Frauengruppen durch ihre verschiedenen Tätigkeiten im Verband und durch SV-Training. Einzelne Frauen werden durch aktive Intervention vor Ort unterstützt.

Selber emanzipiert sich **Typ U** parallel zu ihrer Entwicklung im Karate. Sie beschreibt diesen Prozess:

„[...] und eigentlich (.) ja sich gelernt hatte, sich dann irgendwo durchzukämpfen durch etwas. Das hinterlässt Narben ganz sicherlich aber andererseits war es auch eine unglaublich intensive Zeit, was, was ich denke, was eine wirklich sehr, sehr schön war die Solidarität der Frauen in der Zeit, die heute im Leistungssport sicher nicht mehr so anzutreffen ist wie damals. Wir haben zwar gekämpft aber irgendwie haben wir unheimlich gut an einem Strick gezogen eben so, um unsere Interessen voran zu bringen, sei es auf nationaler Ebene als auch international.“ (193-200).

U beschreibt den Nutzen, den sie aus dieser offen frauenfeindlichen Zeit zieht. Sie hat gelernt für eine Sache einzutreten und sich durch zu kämpfen. Bemerkenswert fand sie damals die Solidarität unter den Frauen. *„Ja klar hab´ ich gekocht. Aber ich bin nun irgendwie ein zäher Mensch und ich hab´ mir gesagt: Wartet mal! Ich lach´ am letzten, zuletzt und [...].“* (282-284). Sie empfand diese Zeit als anstrengend, doch fand sie ihren persönlichen Umgang damit. Speziell die Zeit, in dem besonders diskriminierenden Verein in Y, beschreibt sie so:

„Aber das war halt, ich hatte mir auch am Anfang gesagt, ich hab´ a) gesehen, dass dieser Verein technisch sehr, sehr gut war und ich auch einfach vorwärts kommen woll-

te, weil mich der Sport einfach fasziniert hat. Und ich war einfach so, dass ich gesagt hab: Denen zeig' ich's. Also was die können, kann ich auch. Und wir wollen mal gucken, wer den längeren Atem hat und irgendwie hatte ich dann wohl den längeren Atem. Und heute hab' ich zu diesem Trainer ein ganz gutes Verhältnis, muss ich sagen. Er ist sehr respektvoll mir gegenüber. Und was will man mehr.“ (290-297).

In diesem Sinne hat sie viel erreicht, der Trainer des Vereins damals hat sich gezwungenermaßen mit ihr auseinandergesetzt: *„Und ich hab' dann einfach zwei Katas vorgegeben und ich hab' die Katas einfach, hab' gesagt, die mach' ich nicht. Und wir haben uns einfach heimlich getroffen als Team und haben den dann vor vollendete Tatsachen gestellt, welche Katas wir machen, weil meines Erachtens die Katas, die er auswählt, zu falsch waren.“ (315-319).* Als er sie jedoch im Training ignoriert, zieht sie ihre Schlüsse:

„Und dann hab' ich nach, nach 'ner kurzen Zeit hab' ich gesagt, dann trainier' ich bei dem nicht mehr. Das bringt mir nichts. Bin also nicht mehr dahin gegangen. Und hab' wieder beim ersten Trainer trainiert in der Mittelstufe. Also nicht in der Oberstufe, wie normalerweise als Schwarzgurte gehören, den zweiten Dan hatte ich hinterher schon, wie es halt üblich gewesen wäre und ich hab' das dann halt nicht gemacht. Das hat ihm dann auch nicht gepasst aber er war, da war er noch mehr verunsichert und dann hat er irgendwann seine Frau vorgeschickt wohl. Die fragte mich dann: Sag' mal, warum trainierst du nicht mehr bei dem? Da hab' ich gesagt: Wenn er das wissen will, muss er mich schon selbst fragen.“ (328-337).

Sie nimmt die Situation aktiv in die Hand. Genauso handelt sie, als es um ihre ABM-Stelle beim Verband geht kurzerhand: *„Und da sag' ich, da geb' ich eben das Ehrenamt ab. Und dann hab' ich, wie gesagt, 19XX dann auch den [...] referentenposten abgegeben und bin dann 19XX – man musste dann ein Jahr warten nach dem Refendariat, also ein Jahr arbeitslos sein – bin ich dann [...] eingestellt worden.“ (371-375).* Auf ihre Initiative geht die Gründung einiger reiner Frauenkaratevereine in (Bundesland) zurück:

„Und also ganz viel Diskussion auch und ja wir hatten dann zum Teil es sind ja sehr viele, ich hab' auch sehr viele Frauen auch in die Verbandsarbeit reingeholt, die dann mich auch unterstützt haben und sehr schön war auch. Also wie gesagt, es war eine sehr große Solidarität auch unter den Frauen. Und wir haben inzwischen in (Bundesland), ich glaube, fünf, sieben reine Frauenkaratevereine. Ein Teil ist auf meine Gründungsinitiative zurückzuführen [...]“ (430-435).

So konnte sie auf Netzwerke zählen.

Sehr selbstbewusst pariert sie auf Sitzungen die Interessen der Männer, die die alten Strukturen bewahren wollen. Aus ihrer Arbeit mit Gruppen kennt sie Klagen von Männern, die sich in diesem System auch nicht wohl fühlen: *„Ja ich denke mir, vielleicht müssen die Männer noch (.), müssen die Männer langsam wach werden, weil, ich sag' mal, das jetzt von den Frauen zu erwarten, ich glaub', das wird schwierig, weil es ist schon, es ist 'ne Menge*

erreicht und es ist heute nicht mehr so klar erkennbar.“ (490-493). U sieht in diesen Konfrontationen den positiven Aspekt, dass sie sich mit der Zeit gut durchsetzen konnte. Beeindruckend fand sie dabei die Solidarität unter den Frauen; es haben alle an einem Strang gezogen.

Sie resümiert, dass sie durch diese Auseinandersetzungen was für ihr alltägliches Leben gelernt hat: *„Ich hab’ sehr, sehr viel gelernt. Es hat aber auch ´ne Menge Blessuren natürlich hinterlassen aber ich sag’ mal, dadurch wird man erst zu dem, was man ist. Das gehört dann auch zu Einem und von daher bin ich eigentlich sehr dankbar, dass ich den Weg gehen durfte. So hab’ ich, wie gesagt, ´ne Menge gelernt auch so für mich als Frau in der Gesellschaft, im Verband.“* (503-508). Und:

„Ich hab’ meine Position sehr, sehr viel klarer wie, glaube ich, wie viele andere Frauen, die diesen Weg nicht gehen, die einfach das so nehmen, wie es ist. Wobei ich niemals sagen würde, (.) die haben irgendwie schuld oder warum sind sie so oder so. Das ist einfach, die Zeit ist anders. Und sie wachsen in einer anderen Zeit auf und sie reagieren auch aus dieser Zeit heraus anders. Von daher also, wie gesagt, ich würde den Weg wahrscheinlich wieder so gehen. Vielleicht würde ich die eine oder andere Sache geschmeidiger angehen (.) so mit noch ein bisschen mehr (.) Lust und Freude am Verändern, so was sehr oft auch an einfachen Kämpfen und ich glaube, das ist auch was, was natürlich auch am Alter liegt. Man lebt mit der Zeit, man kriegt mehr Überblick und man sieht manche Dinge gelassener und geschmeidiger aber vielleicht musste man da auch so reinhauen manchmal, um was zu erreichen.“ (508-519).

In dem Frauenbild waren damals noch weniger als heute Aggressionen für Frauen vorgesehen. Männer wollten ihrer Meinung nach diese letzte Domäne der vermeintlichen Männlichkeit im Karate nicht preisgeben. Das sieht U als Grund dafür, dass so vehemente Widerstände auftraten, wenn es z. B. darum ging, dass eine Frau in den Vorstand gewählt werden könnte: unter diesen Umständen wären die Herren dann lieber zurück getreten. U fühlt sich durch dieses Gebaren um ein Jahrhundert zurückversetzt.

Ihre Theorie ist, dass Karate Männer mit schlechtem Selbstbewusstsein anzog und anzieht, während Frauen, die mit einem Kampfsport beginnen, eher ein gutes Selbstbewusstsein haben. An der Stelle prallen dann natürlich Fronten aufeinander. Somit wurde diese vermeintlich letzte männliche Domäne mit Ausdauer besonders von den Männern, auf die Letzteres zutraf und zutrifft, verteidigt. Dazu würde ihre Aussage passen, dass es trotzdem durchaus unterstützende Männer gab. Das waren dann eben diejenigen, die ihre Männlichkeit nicht in Abgrenzung zum Weiblichen definier(t)en.

U konstatiert, dass es heute nicht mehr so einfach ist, die alltäglich banalen Mechanismen aufzudecken, an denen Frauen immer noch scheitern. Es gab früher ganz konkrete Strukturen, die angeprangert werden konnten. Die Diskriminierung verläuft heute nicht mehr so offen-

sichtlich; im Gegenteil werden Mädchen und Frauen, die Wettkämpfe bestreiten, genauso gefördert wie Jungen und Männer. Nicht alle Vereine sind frauenfreundlich; dort halten sich ausschließlich Männer in den Vorständen. Es gibt viele Vereine gerade in (Bundesland), in denen Frauen die Vorstandsarbeit machen.

U beschreibt sich als zäh und agiert nach dem Glaubenssatz: ‚Wer zuletzt lacht, lacht am Längsten!‘. Sie kann dieser anstrengenden Zeit als ‚Widerstandskämpferin‘ in den Vereinen und im Verband Positives abgewinnen: sie hat zwar Narben hinterlassen, dafür hat sie aber eine klare Position, die sie eindeutig vertreten kann und in der Regel auch durchsetzt. Durch Zusammenarbeit mit anderen Frauen nutzte sie die Solidarität der Zeit und bildete Netzwerke. Sie beschreibt diesen Zustand heute als krank. In der Satzung des Vereins in X war noch festgehalten, dass Frauen nicht Mitglied werden dürfen. Dies hat bei ihr zum einen zu Wut geführt, zu Trotz im Sinne von ‚denen zeig‘ ich‘s‘, was sie dann getan hat. vielleicht auch krank machend, denn nach heutigen Maßstäben handelt es sich hierbei um Mobbing. Sie sieht den Grund in dem Verhalten des Trainers damals heute in großer Unsicherheit. Heute ist derselbe Mann ihr gegenüber sehr respektvoll und trainiert selber erfolgreich Damen in seinem Verein.

6.4. Eckfall Interviewpartnerin K

Beschreibung der Interviewsituation K

Das Interview fand am 27.07.06 an einem heißen und schwülen Tag am Abend statt. Wir waren ja für 17 Uhr verabredet, angefangen haben wir dann um 19.55 Uhr bei ihr zu Hause. Sie wollte hinterher noch am Computer arbeiten. Mit ihr habe als einziger Interviewpartnerin einen Forschungskontrakt abgeschlossen. Dies gab dem Interview so einen hochhoffiziellen Anstrich, dass sie im Gespräch unsicher und verkrampft wirkte. Daraufhin ist bei allen anderen Interviews auf diesen Vertrag verzichtet worden. Es wurde in der Folge nur erklärt, worum es ungefähr in der Arbeit geht; das Thema wurde grob erläutert, der Ablauf des Interviews erklärt. Dies geschah immer ohne Aufnahme, um erst mal eine vertraute Atmosphäre zu schaffen. K wirkte insgesamt verkrampft. Während des ganzen Interviews sprach sie nur von sich in der 3. Person und immer zuerst in der männlichen Form, die weibliche schickte sie dann ab und an hinterher.

6.4.1. Faszination Karate

Karate ist für K zunächst etwas ‚zu Besonderes‘. Nachdem sie es sich einmal angeschaut hatte, hat ihr das Training sofort so gut gefallen, dass sie seitdem ohne Trainingspausen dabei ist. (vgl. 31-47). Besonders fasziniert sie, was sie alles leisten kann. Sie entdeckt das durch die vielen Bewegungs-Übungen mit verschiedenen Übungspartnern und -partnerinnen (vgl. 75-77). Die Erfahrungen, die sie im Karate macht, überträgt sie in ihr privates und berufliches Leben (vgl. 97-98).

6.4.2. Soziale Kontakte

Besonders wichtig sind für K die sozialen Kontakte und andere Sichtweisen von unterschiedlichsten Menschen kennen zu lernen (vgl. 15-16). Dies macht für sie einen großen Reiz am Karate trainieren aus (vgl. 115-120, 122-123).

Ein Thema ist für K funktionierende bzw. nicht funktionierende Kommunikation (vgl. 220-223, 126, 234-245). Sie schätzt die klaren Regeln, durch die sozialen Interaktionen im Karate festgelegt sind. Im Training ist Sprechen bzw. Austausch nicht erlaubt, dann hilft Mimik und Gestik weiter. Und wenn man sich schützen muss, dann darf man natürlich was sagen. Ansonsten redet man eben hinterher. Durch die vorab klar geregelte Interaktion ist es ihr möglich, Kontakt zu vielen Personen aufzunehmen. Während dessen kann sie gefahrlos sondieren, mit wem sie näheren Kontakt haben möchte und wem sie lieber aus dem Weg geht. Sie bekommt Kontakt zu Menschen, die sie ohne das Karate nie kennen gelernt hätte. Auch ist sie gewohnt, in sozialen Systemen zu agieren. „[...] *Ich brauchte immer Leute um mich, so `nen gewissen Halt, ob es durch Freunde, Bekannte, Familie – es war egal – immer so `nen Halt, andere wissen, was ich mache, wo ich was mache, so und das habe ich gar nicht mehr. Und das ist auch beim Karate so.*“ (385-388).

6.4.3. Körperarbeit

Karate hat ihr gleich „[...] *gefallen. Ähm dieses (.) was ich gesehen habe und noch nicht umsetzen konnte, dieses Arretieren, dieses ähm Muskeleinsatz, dass der ganze Körper arbeitet und nicht nur ein Teil, nicht ein Arm wie beim Tennis sondern halt dass der ganze Körper [...]*“ (40-42). Als sie einmal krank wird, ist ihr wichtigstes Anliegen, ihren Karate-Trainingsstand zu halten: „[...] *diese [...] Geschichte, dass ich halt, dass mein Immunsystem nicht mehr äh nicht so fit war, bin ich, hab’ ich mich versucht, auf einem Level zu halten aber*

sonst generell [...]“ (48-49). Zu Anfang ihrer Karatezeit war wichtig „[...] erst mal Kondition, Muskel auf [zu, d. A.]bauen u. s. w. ähm mitbekommt und dass dann irgendwann so, dass man offener ist für den Körper, so mehr für dieses Gefühl und dass Karate da ist, die Aufnahme da ist. Ähm ich denke, es gab dann eine Phase ähm beim Karate, wo man einfach gepowert hat. Man wusste gar nicht so, ist das [...]“ (52-55). Dann kam eine Zeit, in der sie sich ihrer Stärken bewusst wurde: „[...] ähm so und so geht das. Oh, ich hab’ mal gegen einen Dan-Träger oder Trägerin äh `ne Abwehr geschafft, was ich noch nie geschafft habe. Einfach so diese Zeit [...]“ (63-64). Und immer wieder taucht die Frage auf, wie „[...] geht’s weiter, was möchte ich, was kann mein Körper überhaupt – ne. Man wird auch älter. Das ist einfach so, dass man ja konditionell oder halt auch mit so Jüngeren nicht mithalten will teilweise, weil man weiß, dass das dem Körper nicht gut tut. Man kann das mal machen, um ja Konditionstraining zu machen aber jetzt jeden Tag oder [...]“ (84-87). Das Training löst Glücksgefühle bei ihr aus. Wichtig ist ihr, an ihre Grenzen zu kommen: „[...] noch mal so zu Körpergefühle, nicht nur so diese Glücksgefühle sondern auch so an die Grenze gehen, das ist einfach das intensive Körpergefühl, was dadurch einfach entsteht.“ (284-286).

6.4.4. Bedeutung für das Leben, Werte

Bei K hat Karate viel ausgelöst: sie kann es als „[...] einen ja Schnitt oder Neuanfang oder Part bezeichnen ab dem KarateEinstieg. So und zwar ähm hat mir das Augen geöffnet ähm nicht nur aus sportlicher Sicht, dass ich einmal Selbstbewusstsein bekommen habe für den, also Körpersicht, dass ich [...]“ (9-11). Es hat ihr die Augen geöffnet, Selbstbewusstsein und Erkenntnis gebracht, nicht nur dadurch, dass sie gelernt hat, mit ihrem Körper umzugehen. Sie hat „[...] so`n, so `ne Erkenntnis, die, die mein Leben verändert hat.“ (21). Karate spielt eine große Rolle in ihrem Leben:

„[...] Karate begleitet mich ähm immer gedanklich auf jedem Fall. Ich könnte mir nicht vorstellen, dass Karate nicht mehr zu meinem Leben gehörte und das wäre auch, glaube ich, auch wenn ich drüber nachdenke, wenn ich jetzt überlege, manche haben irgendwie äh ein Leiden, dass man irgendwie durch `nen Autounfall oder was weiß ich, kein Karate mehr machen könnte. Also sagen wir es mal so, wenn, wenn ich Leute sehe, die `nen Unfall hatten oder wenn ich mir selber überlege, stell dir mal, dein Bein muss amputiert werden, würde ich sofort denken, oh da kann ich kein Karate mehr machen. So das ist so das Erste, was mir dabei auch einfällt. Das ist, äh manchmal denk’ ich so, hm warum denkt man da sofort dran aber weil mir das so gut tut, ist es wahrscheinlich das, worauf ich nicht verzichten möchte. Ähm also das gehört einfach zu meinem Leben und was ich auch schon gesagt habe, dass ich ähm im Moment oder wahrscheinlich bin ich immer irgendwo auf `ner Findungstour ((lachend bis*)) auch wenn ich das nicht will aber jetzt ist das wieder ein bisschen, bisschen ausgeprägter (*). Ähm der Weg endet nie, das, das

Ziel ist der Weg so. Ähm na ja ein Ende soll, will man ja auch nicht. Hatte ja auch grad gesagt, ich möchte das so weiter machen. Und (.) eigentlich (.) begleitet mich das und ist parallel, tut mir gut und ich könnte mir mein Leben einfach nicht mehr ohne vorstellen.“ (247-264).

Sie beschreibt „[...] dieses Glücksgefühl, dass man einfach (.) mit sich selber ist, das, das, das ist wahrscheinlich das, was mich auch, was das ist einfach so`n, so`n Süchtigsein danach – so [...]“ (274-276). Insgesamt hat Karate viel in ihrem Leben bewegt. Sie hat sich gelöst von althergebrachten Genderzuschreibungen, nach denen sie bisher gelebt hatte:

„[...] keine Ahnung – aber wahrscheinlich Gesellschaft ist schon wieder zu global, für mich war das eher so das kleine Umfeld, was ich hatte, dass man mitmacht, den Erwartungen, die Erwartungen erfüllt einfach. Und (.) da hatte ich keinen eigenen Weg sondern da war, es wurde alles vorgegeben. Ich hab’ den zum Freund, der mich genommen hat, weil (.) – ne – ich wusste ja gar nicht, was ich will, also nimmt man das, was einen nimmt sozusagen. Man (.) oder ich (.) habe dann ja im Grunde, ja was, wie war mein Leben also? Ich habe dann, eigentlich hat mir dann die berufliche Seite hat mir dann gezeigt, dass es nicht alles sein kann und dass ich mehr kann, als in diesem kleinen Kreis mich zu drehen, in dem ich mich befinde. So. Und dann war ja für mich halt ja Heirat und als nächstes Kind und da dachte ich so: Huh, nee, das geht gar nicht! Also nicht wegen Kind wollen sondern einfach in dem ich mich befinde, das geht nicht. Ich muss hier raus. Und da war aber auch schon Karate im Spiel. Und da hab’ ich dann gemerkt, ja es gibt noch was – hurra Und hab’ mich dann getraut, hab’ mich scheiden lassen, hab’ die Arbeitsstelle gewech/nee das kam erst später Arbeitsstelle gewechselt, also hab’ mich geöffnet und bin dann halt (.)[...]“ (440-454).

Sie spricht sogar davon, dass sie sich selbst durch Karate überhaupt gefunden hat: *„Na es ist mal `ne gute Idee, mal raus zu finden, was mein Ich-Sein erloschen hat, würde ich ja auch nicht sagen, ist ja wieder da aber gemindert hat. Warum, warum wollte ich so sein, wie die anderen oder das machen, was andere so erwarten oder machen. Das weiß ich nicht.“ (457-461). K sieht klar, dass sie als Junge oder Mann einen anderen Ausgangspunkt im Privaten wie im Beruf gehabt hätte; Karate hat ihr geholfen hier aus ihrer ‚Mädchen- und Frauenrolle auszubrechen:*

„[...] als Mann oder ich mich als Junge einem Druck ausgesetzt gefühlt hätte, von wegen ich bin irgendwann ein Familienoberhaupt, sage ich jetzt einmal, denn ich habe Verantwortung für andere. Das ist, glaube ich auch, wovor ich Angst habe beim Kind oder bei Tieren. Dass ich einfach, ich habe Verantwortung für andere und ich muss mich nicht nur um mein Leben kümmern (K hustet) sondern auch um andere. Und ich glaube, da hat man als Junge und Mann, (da bleibt die Stimme weg), (5) das sind dann so die Ängste, die dann in mir hoch kommen, wenn ich dann daran denke. (K hustet) Aber wenn ich mein Leben betrachte, müsste ich diese Angst ja nicht haben, weil (K räuspert sich) ich kann locker (K räuspert sich) (K hustet) (4) mich um mich und um andere kümmern. Das weiß ich. (K räuspert sich) Und hätte dann wahrscheinlich Vieles einfacher gehabt. Also der Weg nach oben, bisschen blöd beschrieben aber beruflich gesehen nach oben, wäre mit weniger Steinen (.) behaftet gewesen, würde ich sagen. Und vielleicht hätte ich mich damals in dieser schulischen Auswahl meiner Eltern auch

„eher durchgesetzt oder die hätten ganz anders gedacht, also weil die das ja im Grunde entschieden haben. Weil ich dachte, das muss so sein, hab’ ich auch nie drüber nachgedacht.“ (467-482).

6.4.5. Parallelen zum Beruf

Die Sicht auf Karate als Weg hat sie für ihren Berufsweg adaptiert: *„[...] das Berufliche mit dem Karate ähm fast na parallel setzen, ist übertrieben aber es ist schon so, dass ich halt genauso mit Anfang 20 im Berufsleben stand und wusste nicht, wo’s hingeht. Und ähm habe halt ja mitgenommen, was ich kriegen konnte, habe geübt und Erfahrungen gesammelt. Und irgendwann hat man gemerkt, ach ja hat sich wieder einer Tendenz, einem Weg ähm genähert und das hat dann [...]“ (89-94).* Auch im Beruf möchte sie sich entwickeln:

„[...] wirklich beruflich auch so, dass ich überlege, was will ich, ist es richtig, was ich mache, was, das Studium, was ich parallel mache, ähm hoffe ich, von dem Studium hoffe ich mir, dass da ein Weg wieder gezeigt wird ähm oder gefestigt wird, vielleicht hab’ ich den ja schon oder bin auf diesem Weg, weiß es noch nicht, hab’ ihn noch nicht so gefunden. Und beim Karate, würde ich sagen, ist es ähnlich, [...]“ (99-103).

K wünscht sich *„[...] dass ich das alles, also dass ich die Erfüllung, die ich beim Karate empfinde, dass äh die bleibt und wenn ich auf einer Findungsphase bin, wieder zu dieser Erfüllung hin oder halt wieder auf dem Weg zu dieser Erfüllung, ähm dass ich diesen Weg immer wieder finde, wenn ich mal abkomme.“ (109-112).* Analog sagt sie über ihren Berufsweg: *„Und ja und ich denk’ mal, im Beruflichen würde ich es genauso sagen, dass halt der Spaß am Arbeiten ähm immer bleibt. Genauso würde ich’s, würde ich’s beim Karate genauso sagen, ob es [...]“ (113-114).* Sie vergleicht die immerwährende Entwicklung auf ihrem Karate-Weg mit ihrer beruflichen Entwicklung, die mit Anfang zwanzig begann. Damals wusste K noch nicht genau, was sie wollte, hat sich ausprobiert und Erfahrungen gesammelt., so dass sie sich mit neuen Einflüssen immer weiter auf ihrem Berufsweg entwickelte. Dieser Weg brachte sie bis hin zu einem berufs begleitenden Studium, von dem sie sich jetzt auch wieder eine Weiterentwicklung hin zu neuen beruflichen Wegen erhofft. Zur Zeit ist sie sich nicht ganz klar darüber, ob sie sich schon auf einem Weg befindet, den sie weitergehen möchte, oder ob sie diesen noch finden muss. Sie empfindet dieses ständige Taxieren und Abgleichen des eigenen Tuns mit dem ausgesuchten Weg dem Karate sehr ähnlich. Ziel ist, dass der Spaß am Beruf wie am Karate immer bleibt. Gleichzeitig hofft sie, dass die Erfüllung, die sie beim Karate empfindet, ihr immer erhalten bleibt und dass, wenn sie mal vom Weg abkommt, sie diesen immer wieder findet. Hier stellt sie selber bewusst den Bezug zu Karate als Weg fest und bezieht dies auf den Beruf, für den sie sich das Gleiche erhofft.

6.4.6. Die Einheit von Körper, Geist und Seele

Sie beschreibt, dass sie beim Training ihren Alltag draußen lässt. Dafür ist das symbolische Angrüßen am Dojo-Eingang wichtig. Sie ist dann voll aufnahmefähig und offen für das Training (vgl. 208-217). Das ständige ‚sich-neu-Einpendeln‘ auf den richtigen, ausgeglichenen Zustand ist zentraler Bestandteil im Karate: *„[...] aber dass man irgendwo an einem Punkt ankommt, wo man merkt, man sich jetzt auch wieder einen neuen Weg suchen. Und das ist sehr schwierig, finde ich, weil es ähm nicht überall möglich ist und, und vielleicht auch ähm jeder es anders praktiziert, man erst mal so finden muss, wo geht’s weiter, wie geht’s weiter, was möchte ich [...]“* (81).

Das kontinuierliche ‚an sich Arbeiten‘ ist ihr wichtig (vgl. 152-153). Für K ist das Ausloten der körperlichen Fähigkeiten und Grenzen wichtig. Stolz ist sie, als sie einem Schwarzgurt einmal überlegen ist und ihre Technik ‚funktioniert‘ hat. Sie nimmt Veränderungen an ihrem Körper durch Alter oder Krankheit bewusst wahr. Sie benennt unterschiedliche Phasen in ihrem Karate-Leben: eine Zeit, in der sie sich beim Training völlig verausgabt hat, ohne zu wissen oder zu merken und darauf zu achten, ob sie jetzt die Ausführung richtig macht, ist abgelöst worden durch die Zeit der bewussteren Ausführungen der Techniken. Nun kann sie darauf achten, wie es richtig geht und spürt dann die Erfolgserlebnisse. Sie hat ein Gefühl für ihren Körper entwickelt, dem sie trauen kann.

Die Philosophie des Karate-Do: Der Weg ist das Ziel, in dem Sinne, dass der Weg nie endet, ist ihr Lebensmotto. Sie beschreibt das als wiederkehrende und mehr oder weniger ausgeprägte ‚Findungstouren‘, die ihren Lebensweg begleiten. Das Karate hilft ihr dabei. Sie möchte nicht stagnieren, es soll kein Ende geben. Sie bezeichnet das selbst als Sucht und meint, dass diese durch das beim Trainieren und Sich-auf-den-eigenen-Körper-Konzentrieren – also mit sich selber sein - sich einstellende Glücksgefühl ausgelöst ist: *„[...] dieses Glücksgefühl, dass man einfach (.) mit sich selber ist, das, das, das ist wahrscheinlich das, was mich auch, was das ist einfach so`n, so`n Süchtigsein danach – so [...]“* (274-276). Heute ist sie unabhängiger von Urteilen anderer:

„Es ist mir egal, was die anderen Leute über mich denken. Wenn ich mal was ausprobieren und das klappt halt nicht, ne das interessiert mich nicht mehr. Das ist mir egal. Wenn man dann irgendwie, man sieht es ja am Gesichtsausdruck, dass andere das auf einmal ((lachend bis)) so der Tsuki [= Technik, Anm. d. A.] drin sitzt (*) und man denkt so, ach ja, hat nicht geklappt ganz neutral und der andere freut sich halt. Ne so, he jetzt hab ich mal, he, jetzt hab’ ich ihr mal einen gezeigt. Das interessiert mich überhaupt nicht mehr.“* (388-394).

Sie kann eher für sich alleine und zu sich stehen:

„Weil ich, ich habe dadurch gelernt, dass ich mich nicht mehr ausnutzen lasse von Leuten, dass ich eher Grenzen zeige, weil ich sie auch kennen gelernt habe. Also ich würde es auch nicht immer den Leuten negativ zur Last legen sondern man muss ja selber auch sagen: Geht nicht mehr oder so nicht und möchte ich nicht. Das konnte ich früher nicht, das weiß ich. Und das hab' ich dadurch halt auch gelernt, [...]“ (323-327).

Ihr Horizont ist offener, was sie in allen Lebensbereichen bemerkt (vgl. 375-377).

6.4.7. Training geben

„Ähm (5) ähm beim Training geben, was ich vor meinem Dan sehr gerne machen wollte, weil ich auch der Meinung war, da kann man auch was lernen, was ich einfach er Umgang mit den Begriffen oder der Umgang mit ja einfach mit dem äh, äh Körper mal was zeigen, das ähm hat mir auch sehr geholfen, würde ich sagen, also hat mir was gebracht. Grundsätzlich muss ich sagen, seh' ich da nicht so die, die, die Zukunft drin. Ich find' das nett und würde da auch immer irgendwo einspringen und das machen aber so grundsätzlich so/ich, ich bewundere Leute, die das können und die das machen, die da einfach ihre, so ihre Energie geben [...]“ (126-133).

Für K ist das Training geben nicht im Mittelpunkt ihres Karate-Lebens. Als Trainerin sieht sie sich nicht in einer Hierarchie über den Trainierenden stehen:

„Ich versuche das auch immer zu erklären und ich denke, dass das auch angenommen wird oder dass die auch verstehen, warum ich manche Sachen erkläre, genauso wie die Formsachen, das Abknien – also Seiza und Mokutso – das erklär' ich immer, dass es halt keinem, dass ich jetzt hier sitze und ähm ein Götzenbild bin ((lachend bis)) oder hinter mir jemand (*) sondern das ist einfach so dieses Augenzu, ich lass meinen Alltag draußen oder halt beim Angrüßen in, in die Halle und ähm ich bereite mich aufs Training vor, lasse mich drauf ein. Also das ist einfach so, dass man für sich selber sieht. Und das Angrüßen ist einfach halt, ähm wir sind bereit, miteinander zu trainieren. So erklär' ich das immer [...]“ (203-212).*

Die für Anfängende streng erscheinenden Budo-Regeln erklärt sie so, dass der Sinn verstanden werden kann und dass ein Missbrauch ausgeschlossen wird.

6.4.8. Verein, Verband, Führung, Macht

„Ja und ähm (3) Karate und Verband sehe ich (.) sehr (.) also ich fühle mich nicht irgendwo eingesperrt oder zugehörig ähm sondern da würde ich das egoistisch beschreiben, dass ich halt nehme, was ich kriegen kann, also ähm ich, ich möchte mich nicht festlegen, das ist einfach so.“ (145-149). K selber möchte nicht ausschließlich einem Verband oder Verein

angehören. Das würde sie einengen. Sie möchte lieber immer wieder neu frei entscheiden, wo sie gerade trainiert.

„Ähm was mir beim DKV sehr gut gefällt, ist halt, ähm dass das sehr offen wirkt, also dass da jede Richtung, jedes, jeder Stil, jeder Mann, jede Frau, jeder kann da machen was, also findet was, also den Weg, den er einschlagen kann. Ähm beim DJKB hat, hat man, nicht immer aber oft das Gefühl, so dieses ‚Wir sind eine Gruppe‘. Das kommt da so ein bisschen rüber, obwohl man sich da natürlich auch eingesperrt fühlen kann. Ähm aber dadurch dass ich da immer so `ne gewisse Distanz wahre, empfinde ich das halt nicht als negativ.“ (156-162).

Dabei versucht sie, nicht in die Mühlen der vereins- und verbandstypischen Auseinandersetzungen zu geraten: *„[...] find's halt einfach (.) die Riva/Rivalität, die da entsteht, das, so was mag ich einfach nicht diese Machtkämpfe und politische Dinge. Aber die gehören anscheinend [...]“ (175-176).* Sie beschreibt, dass gerade in der Kampfkunst Führungspositionen oft genutzt werden, um in Verein oder Verband Macht ausüben zu können. Dies stuft K als gefährlich ein.

„Ähm wenn man jetzt so Beziehungen zu Führungspersonen, ähm (.) denke ich oder auch speziell auf Vereine bezogen, gibt es ja meist einen Sensei oder eine Sensei, die dann halt die ähm Führung übernimmt. Ähm kann ich, also denk' ich mal, dass der Verein geleitet wird, ob es nun kommerzieller ist, also Breitensportmäßig, würde ich das nennen oder halt ähm einer Richtung entspricht, dann ist es wahrscheinlich auch eher kleiner. Es ist halt die Frage: Wie will man das? Oder die Person, die das dann halt dann macht, diese Führung übernommen hat. Ähm und äh als Trainer oder Trainerin ist man ja auch im Grunde eine Führungsperson dann, vielleicht manchmal nur in der Einheit oder halt wenn man ständig diese, diese Trainingseinheit leitet und die, die Personen wiederkommen und nicht ständig wechseln, hat man ja eine Führung der Gruppe, der Trainingsgruppe, ähm (.) [...] – wenn ähm das aus dem Ruder gerät.“ (183-199).

Da sie dies selber schon am eigenen Leib erfahren hat, wie es ist, aus einer arbeitsreichen Vereinsehrenamtsposition heraus gemobbt zu werden, legt sie sich nun gar nicht mehr auf einen einzigen Verein fest, sondern konzentriert ihre Energien lieber auf das Lernen, egal in welchem Rahmen (vgl. 291-321). Sie stellt klar den Zusammenhang heraus zwischen wie sie sagt ‚machtgeilen Männern‘ und Führungspositionen im Verein oder Verband:

„Also ich würde sagen, das ist typisch, kann es aber auch teilweise nur annehmen aber die Erfahrung, die man gemacht hat, würde ich also auf beide Sachen bezogen – einmal auf Verbände oder Vereine und aber auch auf Männer. Vereine und Verbände das hört man (.) durch andere halt auch, dass es woanders genauso stattfindet diese Machtspielchen. Dann frag' ich mich manchmal, gehen Leute, die machtgeil, also jetzt ((lachend bis)) so platt gesagt (*), die machtgeil sind, einfach in solche Vereine, weil sie wissen, da können sie solche Spielchen spielen [...]. (*) Und bei Männern, würde ich halt auch sagen, weil man das einfach erkennt. Also beruflich könnte ich Zig-Beispiele nennen. Und im Verein war es jetzt speziell in diesem Ursprungsverein, wo ich herkomme aber (.) es gibt natürlich sehr geschickte Leute, die sehr versteckt machen, dass man da jetzt*

nicht unbedingt so sofort ein Beispiel parat hat aber das ist unterschwellig. Das wird's immer geben. Also ob das nun bei M. und H. ist mit dem Training geben mittwochs. A kommt, spricht B. an: Ich möchte' meine alte Einheit wieder haben sondern geht zu C. Die haben das aber früher immer untereinander abgesprochen.“ (342-365).

Sie hat Strategien dafür entwickelt, sich auf Machtspielchen nicht einzulassen.

„Was wäre, wenn ich ein Junge wäre oder Mann? Ich glaube, ich hätte keinen Bock auf diese ganzen Machtspielchen, die Männer einfach immer untereinander machen. Ich hab' letzts in der Runde gesessen mit vier Männern und ich war dabei. Und es ging um Fußball. Ich meine, ich habe nicht unbedingt Ahnung von Fußball aber das, was man durch die Medien mitbekommt, also Allgemeinwissen über Fußball, würde ich sagen, habe ich. Es ging halt auch um die Weltmeisterschaft. Und dann kam irgendein Spruch. Und da hab' ich was drauf erwidert. Das war einfach ein nettes Gespräch und ging aber dann schon da drum, wer weiß mehr – ne. Und dann hab' ich irgendwas gesagt, dann wurde das gleich wieder so päh, päh, päh päh, päh so nieder gemacht. Und dann hab' ich gar nichts mehr gesagt. Und dann irgendwann hab' ich gesagt, ja genau und dann hat O., der hat dann diese Sprüche da gelassen hat, hat irgendwas geäußert und dann hab' ich gesagt: Ach weißt du was, ich halt jetzt meine Klappe, weil auf diese machtgeilen Sprüche und Spielchen hab' ich keinen Bock, was Männer ja immer unter sich machen müssen. Es war nicht böse, ich hatte da einfach keine Lust und hab' das so gesagt. Da ((lachend bis)) haben sie mich alle groß angeguckt, weil es die Wahrheit war. (*) Ich kann's mir nicht vorstellen, mich in eine Runde entspannt abends beim Bier, beim schönen Sommerwetter hinzusetzen und diese Machtspielchen zu machen. Das ist für mich keine Entspannung. (K hustet)“ (485-503).*

In ihrem derzeitigen Karate-Umfeld ist sie auch mit solchen Männern konfrontiert, was sie stellenweise ärgert.

„(K hustet) Ja, kenn' ich, ja speziell jetzt bei D. (m), [...] Irgendwie muss der kein Selbstwertgefühl haben oder der (K räuspert sich) hat auf jedem Fall immer das Gefühl, sich darzustellen oder zu erklären – keine Ahnung. Das erste Mal ist mir das aufgefallen bei der Danprüfung. Da hatte er grade davor paar Wochen in dem Verein trainiert. Da ist das mir nicht so aufgefallen. Sondern nach meiner Danprüfung kam ich nun halt mit dem Schwarzgurt zum Training. Und er meinte dann nur: (K räuspert sich) Ja, wir wurden damals nach `ner Schwarzgurtprüfung erstmal durch die Halle geprügelt. Und da hab' ich gar nichts drauf gesagt, weil, was soll man dazu sagen? Das ist mir zu blöd – so. Und letzts ist mir wieder aufgefallen, also ich ignorier' so was, weil ich denke, so redet man eben – puh – sag' hallo und tschüss, gut gewesen. Weil letzts, genau gestern, weil in den Ferien hab' ich es mir so angewöhnt so mit noch ein paar Leuten, dass man einfach Bauchmuskeltraining macht und ein bisschen Liegestütz – so. Und dann (.) hab' ich angefangen mit, [...], Knie zusammen, Füße zusammen, weil es einfach intensiver ist und hab' dann angefangen, zu zählen. Und die anderen sind eingestiegen. Und dann meinte der gleich: Das musst du so machen! Ich hab' gar nicht hingeguckt. Das ist mir so egal, was er meint – ne. Er meinte, glaube ich, hab' ich jetzt aus dem Augenwinkel, ist man doch neugierig, gesehen, dass man mit dem ganzen Körper ganz hoch kommt. Also das ist doch Quatsch. Das geht doch um die Muskeln und nicht irgendwie mit Schwung, sowieso gar nicht und na ja aber so war es. Oder bei den Liegestütz geh' ich halt auf die Knie, weil das ist, ich kann das nicht so gut. Ich glaube, das ist auch anatomisch wohl nicht so, dass die Frauen das nicht so gut können. Aber (K räuspert sich) seit dem ich, ich möchte oder ich trainiere da drauf hin, dass ich Liege-

stütz machen kann. Und seit dem ich das mache, ich bin über mein auf den Knien bleiben nicht hinaus gekommen. Ist halt so aber ich lasse es so, ist aber auch oft genug. [...] Aber irgendwie ist es `ne Herausforderung für mich. Ja und diese Weichspülerdinger oder ich weiß nicht, wie er es genannt hat aber ich war nicht die Einzige. Also G. (w.) hat auch auf Knien gemacht und da und ich weiß nicht, wer noch. Es war jetzt nicht so auf mich bezogen. Es sind so Sachen, da denke ich warum sagt der so was? Warum? Nur weil er es anders kann? Und er war derjenige, der abgekackt hat und früher Schluss gemacht hat als alle andern? Er! Weißt du, damit zieht er sich doch selber (.) in eine Erklärungsnot. Also er hätte uns ja eigentlich erklären müssen, warum er aufhört, wenn doch alles viel zu schwach war, was wir gemacht haben. Ja okay, weil er die harten Sachen gemacht. Na egal, schon wieder viel zu viel Gedanken über so ein Quatsch.“ (507-543).

K hat Ideen, was passieren müsste, um Frauen im Karate einen anderen Status zu geben:

„Sofort fällt mir dazu ein, Frauen präsentieren, das heißt als Trainerin (.) präsent zu haben. Das ist natürlich auch schwierig, weil es nicht viele Frauen gibt, die diesen Weg gegangen sind oder die man diesen Weg nicht hat gehen lassen oder die es nicht wollten. Also es gibt ja mehrere Gründe. Es gibt einfach nicht viele Frauen, die das machen aus welchen Gründen auch immer. (K räuspert sich) Deswegen ist es natürlich auch ein Problem, sie zu präsentieren. Aber das ist natürlich `ne Art (.) Gleichstellung als, als Philosophie oder Leitbild das einfach so zu zeigen. Und das kann man natürlich von oben herab am besten – natürlich. Oder auch bei Lehrgängen drauf hinweisen, dass Gleichberechtigung besteht, also Partnerinnen zum Vorzeigen holen. (K räuspert sich) Natürlich ist es auch wieder ein Problem, weil viele Frauen wollen nicht getroffen werden, wollen, also das ist natürlich auch immer so `ne Sache. Viele Frauen nehmen sich ja von sich aus zurück. Und das ist für Männer, denke ich, auch schwierig, dann zu wissen, welche Frau möchte, welche nicht, wie kann ich, also ich denke, für Männer ist es einfach auch schwierig, damit umzugehen. Weil man will, man will ja auch die Frau nicht einfach bloßstellen, in dem man mit der trainiert und die kann das dann nicht. Kann natürlich beim Mann auch passieren, nur dann ist es gleich wieder auf das Geschlecht bezogen, wenn ne Frau das nicht hinbekommt, was man vormachen will. Also ich denke, das ist sehr schwierig aber wenn man mit Partnerübungen, man muss sich dann gezielt sich Frauen auswählen oder Übungen machen, wo es möglich ist, dass es jeder kann, also jeder schwache Mann oder jede schwache Frau. Also schwach jetzt nicht auf die Stärke – Muskelstärke – sondern halt karateschwach so – ne – bezogen. Und das, denke ich, wären Maßnahmen und vielleicht auch dass die Trainer irgendwie da drauf geschult werden, das ist jetzt Quatsch aber einfach diese Sensibilität schaffen dafür für dieses Thema. Also zum Beispiel finde ich jetzt einfach anstrengend damit, hab' mich auch schön öfter da drüber unterhalten, männliche und weibliche Formen zu nennen. Es ist einfach schwierig aber man kann auch beim Training erwähnen, ich lasse eine Form weg, weil es für euch Zeit kostet und es ist anscheinend das Benennen, dass man da dran denkt, ist schon nett. Sonst natürlich (.), also ich denk' mal, es kann nur von dem Trainer oder Trainerin, jetzt mach ich ja auch, kann eigentlich nur daher kommen, dass man diese Sensibilität schafft bei den Trainierenden, weil ich wüsste nicht, wie man das sonst, also sich als Frau immer beweisen, dass man halt denen zeigt, dass man genauso gut Karate kann, also – ne – (.) dann ist man wieder bei dem Punkt, sich, sich ja sich messen zu wollen und das also na ja. (K lacht)“ (548-582).

6.4.9. Zusammenfassung Interviewpartnerin K

K ist vielen sozialen Zwängen einer kleinen Dorfgemeinschaft und der Familie ausgesetzt gewesen. So kommt es, dass sie kein Gefühl dafür entwickelt, was sie eigentlich will und stattdessen nur Erwartungen erfüllt, wie z. B. zunächst lediglich den Hauptschulabschluss zu machen, den Mann zu heiraten, ‚der sie nimmt‘ – wie sie es selber ausdrückt – und eine unbefriedigende Arbeitsstelle anzunehmen. Durch das Karate hat sie sich von diesen Zwängen lösen können, indem sie ihre Grenzen neu kennen und ausloten gelernt hat und diese nach außen mit der nötigen Souveränität vertritt. Heute studiert sie berufsbegleitend, weiß was sie kann und was ihre beruflichen Fähigkeiten wert sind. Auch ihre sozialen Beziehungen kann sie bewusster steuern (vgl. 435-439). Nun ist es ihr im Alltag möglich, sich eher abzugrenzen, Aufgaben nicht zu übernehmen, wenn ihr etwas zu viel ist. Ihr Horizont hat sich erweitert und das ist auf das Privatleben ‚übergesprungen‘. Sie hat erkannt, dass sie selber die Verantwortung dafür hat, ihre Grenzen deutlich zu machen und zu verteidigen. Dies führt zu einer veränderten Eigenwahrnehmung: sie fühlt sich mit sich alleine wohl, weiß was sie leisten kann und ist nicht mehr von der Bestätigung durch Andere abhängig.

Sie hat sich vor dem Beginn mit Karate, bevor sie ihre eigenen Grenzen und Möglichkeiten über die Körperarbeit ausgelotet hat und Seele, Geist und Körper in Einklang gebracht und zu sich selber gefunden hat, dem gesellschaftlichem Druck und den Erwartungen ihres engen dörflichen Umfeldes nicht entziehen können. Durch das Karate und durch den Eintritt in das Berufsleben sind ihr ihre Möglichkeiten dann überhaupt erst bewusst geworden. Sie musste aus diesem kleinen Kreis heraus, in dem sie sich drehte. Sie ließ sich also scheiden und wechselte ihre Arbeitsstelle.

Sie beschreibt diesen Zustand vorher als Zustand, in dem ihr ‚Ich-Sein‘ erloschen war. Wie es dazu kam, dass sie sich nur den Erwartungen anderer gebeugt hat, weiß sie nicht. Als Junge oder Mann glaubt sie, dass sie vieles im Leben einfacher gehabt hätte. Auf ihrem beruflichen Weg hätte sie nicht so viele Steine im Weg gehabt, die Schulbildung wäre ihren Eltern wichtiger gewesen.

6.5. Typenbeschreibungen

6.5.1. Typ A: Die Wettkämpferin

Wenn man die wichtigsten Informationen zu der Person A, die sich in den Auswertungsschritten ergeben zusammenfasst, kristallisiert sich **Typ A** heraus: Karate zählt zu den grundlegendsten Bedürfnissen von **Typ A**. **Typ A** ist fasziniert von dieser Kampfkunst, möglicherweise ersetzt diese sogar den Partner. **Typ A** ist eine disziplinierte Arbeiterin ohne (Selbst-)Zweifel, aber auch ohne Selbstreflektion. **Typ A** hat die Karate-Einstellung (Jap. Wort/ Fachbegriff = *Budo-Etikette*) internalisiert. **Typ A** ist kompromisslos und erwartet viel von sich und anderen. **Typ A** ist ‚Handlerin‘ und perfektionistisch. Sie ist international erfolgreiche Wettkämpferin. Mit Kreativität hält **Typ A** die Faszination am Karate aufrecht und gibt diese weiter. Wie eine Spirale in der man sich in die Materie schraubt, immer auf anderen Ebenen, aber nie das Ende erreichend. Die Spirale strebt also gegen unendlich, würde man in der Mathematik sagen. Dabei ist der Weg das Ziel. **Typ A** ist Kämpferin auf dem Weg ihr Karate-Idealbild zu erreichen und erwartet dies von anderen. **Typ A** konstruiert sich als selbstbewusste und hart arbeitende Frau. Voraussetzung ist gutes Selbstbewusstsein.

Da es viele weibliche Negativbeispiele gibt, die entweder nie oder dann spätestens nach der Wettkampfphase diesem Idealbild nicht mehr entsprechen, versucht **Typ A** sich ganz stark von diesen vermeintlich weiblichen Mankos abzugrenzen. Ihre Stimme klingt nicht piepsig, sondern tief und männlich. Ihr Körper ist durchtrainiert und zu dynamischer und kräftiger Ausführung der Techniken sogar besser in der Lage als der der meisten männlichen Kollegen. In ihrer Wortwahl lässt sie die weibliche Form aus, auch wenn es um sie selber geht. So kommt sie von Vorne herein nicht in den Verdacht, irgendetwas ‚negativ‘ Weibliches an sich zu haben.

Typ A grenzt sich als Sportlerin ab von den anderen Frauen, deren weibliche Körper eher dem ‚Verfall preisgegeben‘ sind als die der Männer (vgl. 454-457, 473-481). **Typ A** hatte kein Vorbild, sieht sich aber selber als Vorbild für andere Frauen. Indem Karate in dieser Art und Weise konstruiert wird, folgt es dem sowieso vorherrschenden Konsens in der gesamtgesellschaftlichen hierarchisch bipolar angelegten Geschlechterkonstruktion, die als Grundvoraussetzung alles Männliche auf- und alles Weibliche abwertet.

Da N und M beide Wettkämpferinnen sind, ähneln die Erfahrungen ihres Karate-Lebenslaufes stark denen von A und CH. Deshalb sind diese vier Interviewpartnerinnen dem Typ ‚Wettkämpferin‘ zugeordnet. Ehemalige Wettkämpferinnen sind in der Regel nach ihrer

aktiven Wettkampfzeit als Trainerin tätig, was für alle vier zutrifft. Dabei gibt es verstärkt Parallelen zwischen N und A sowie zwischen M und CH. N und A gehören beide der Generation vor M und CH an. Somit sind beide eher von offensichtlichen Diskriminierungen betroffen gewesen, obwohl beide dies verneinen. Beide sind in führenden Trainerinnenpositionen in Landesverbänden, während M und CH zwar teilweise große Trainingsgruppen leiten, welche aber nicht vom Verband selber gestellt werden. Alle vier Wettkämpferinnen haben nicht das Gefühl, jemals diskriminiert worden zu sein und grenzen sich insgesamt aber von ‚den anderen Frauen‘ ab. Alle vier können sich nicht vorstellen, wie es zu den Zeiten von U im Karate für Frauen ausgesehen hat. Sie sind mit der Infrastruktur der Wettkämpfe für Frauen etc. groß geworden. Sie bemerken zwar an manchen Stellen, dass Frauen eventuell mehr leisten müssten, um anerkannt zu werden, relativieren dies aber verschiedentlich. Sie möchten nicht, dass Frauen aufgrund von Quotenregelungen auf dem Weg in Führungspositionen unterstützt werden. CH, M und A sagen aus, dass Männer durch die anderen körperlichen Voraussetzungen die besseren *Karateka* sind. Zwar seien Frauen zäher. Das stellt auch N fest. Frauen sind ihrer Erfahrung nach auf Wettkämpfen wesentlich erfolgreicher als die Männer. Was ihrer Meinung nach darauf zurück zu führen ist, dass die Frauen fast alle Profis, also Berufskarateka sind, und somit ausschließlich Karate betreiben, während die Männer dies nur nebenbei tun. Für Männer ist es schwer, Frauen als Trainerin und erfolgreiche Athletin zu akzeptieren, diese Erfahrung machen alle. Ob es – wie bei N der Fall – so ist, dass die Männer die Wettkampferfolge der Frauen nicht mit bejubeln, oder ob es wie A erzählt so ist, dass Männer Frauen als Trainerin zuerst nicht ernst nehmen, berichten können sie alle über Beispiele. Nur dass sie selber diskriminiert werden, dies blenden sie aus.

6.5.2. Typ U: Die Pionierin

Typ U begann in den Anfangszeiten des Karate selbst mit Karate. Somit war sie eine der wenigen Frauen und in der Regel immer eine der ersten: eine der ersten Dan-Trägerinnen, eine der ersten Wettkämpferinnen und eine der ersten Trainerinnen sowie eine der ersten Frauen mit Positionen in Verein und Verband. Sie kämpft für sich und andere Frauen. **Typ U** bekam durch das Karate viele soziale Kontakte: als Trainierende mit ihrer Übungsgruppe, als Trainerin in einer Führungsposition und als Referentin im Verein und Verband gestaltete sie zwischenmenschliches Miteinander.

Typ U bleibt hartnäckig und beißt sich gegen männliche Widerstände durch. Als erfolgreiche Wettkämpferin ist **Typ U** sowohl auf Vereinsebene als auch auf Verbandsebene gleich-

stellungspolitisch aktiv. Aus ihrem Hobby und gleichzeitig gleichstellungspolitischen Anliegen wird ihr Beruf, so dass man von einer Berufung sprechen könnte. **Typ U** erreicht viel im Hinblick auf Gleichstellung der Geschlechter. Dabei ist **Typ U** fast ständiger Anfeindung und Intervention durch Männer in ihrem Umfeld ausgesetzt. Dieser anstrengende Weg verhilft ihr zu einer klar strukturierten Persönlichkeit. Das hinterlässt Narben, ist aber durchaus positiv zu sehen: **Typ U** erreicht ihre Ziele. Ebenso erreicht durch ihre Arbeit vor allem der Verband mehr Geschlechtergerechtigkeit.

6.5.3. Typ K: Die den Weg geht

In dieser Arbeit wird von einer genauen Eingrenzung des Begriffes ‚Do‘ abgesehen. Do oder ‚der Weg‘ wird hier verstanden als persönliche geistig und körperliche Entwicklungslinie. Der ursprüngliche Do-Begriff meint dies zum Teil, auf tiefgehendere Beschreibungen wird hier verzichtet. Dies würde den Rahmen der Arbeit sprengen.

Typ K lebt Karate-Do, indem sie die Grundsätze des Budo in ihr gesamtes restliches Leben (gesamte Persönlichkeit und Beruf) überträgt. Die sozialen Kontakte im Karate geben **Typ K** Halt und erweitern ihre Weltsicht/ ihr Spektrum. Auch C beschreibt, dass mit der Zeit alle ihre sozialen Kontakte einschließlich Partnerschaften ausschließlich zu Karateka bestanden. Zu ihrer Sicherheit schätzt **Typ K** die für den Trainingsverlauf klar geregelte soziale Interaktion, nach der sich alle verhalten. Dieser sichere Rahmen wird zur Selektion vertiefterer Kontakte genutzt. **Typ K** möchte die Konsequenz ihrer körperlichen Interaktionen steuern und bewusst wahrnehmen können. Das gibt ihr Sicherheit in ihrem eigenen Körper. C beschreibt, dass sie durch Karate ein besseres Körpergefühl hat.

Typ K lebt das Karate-Do. Die Leitsätze sind ‚Der Weg ist das Ziel!‘ und ‚der Weg endet nie‘. Diese sind grundlegend für persönliche und berufliche Entwicklungen.

Typ K möchte mit Vereins- oder Verbandsquerelen nichts zu tun haben und ist eine hartnäckige Arbeiterin.

Typ K ist nicht der Trainerin-Typ. Vorschläge zur Herstellung von Gleichstellung werden gemacht, aber wieder eingeschränkt: die Frauen könnten im Training zum Vormachen als ‚Übungsmodell‘ nach vorne geholt, Trainerinnen könnten gefördert werden. Gendersensible Sprache könnte genutzt werden. Jedoch verzichtet **Typ K** selber auf die weibliche Form aus Zeitgründen und nach vorheriger Ansage, alle seien angesprochen. Und Frauen nach vorne

holen könne auch nach hinten losgehen, denn das ist nicht was für jede, wenn sie z. B. getroffen wird.

Typ K kennt das Erstaunen 'Was, du trainierst bei einer Frau?'. Das wird nicht kommentiert. Stattdessen wird erklärt, dass es sowohl starke Frauen als auch schwache Männer gibt und dass Karate eigentlich nichts mit Muskelstärke zu tun hat (vgl. 608-612, 568-569, 598-602).

Für **Typ K** ist es wichtig, zu einer Gruppe dazu zu gehören. Dies bemerkt auch Interviewpartnerin C. Auch für sie ist wichtig, dass jemand darauf achtet, dass sie beim Training ist. Dafür soll aber nicht der Preis der totalen sozialen Kontrolle durch die Gruppenmitglieder zu zahlen sein. Im Karate-Do ist der passende Kreis gefunden. Soziale Interaktionen sind durch Rituale klar geregelt. Dies gibt Halt und Sicherheit. Für **Typ K** ist Karate-Training zum Herstellen ihrer inneren Zufriedenheit wichtig. Grenzen müssen getestet werden. Das sich einstellende (Körper-)Gefühl wird positiv beschrieben. **Typ K** gelingt es durch das Arbeiten mit und am Körper beim Karate-Training Körper, Geist und Seele in Einklang zu bringen. Dies macht frei von Erwartungen anderer. Durch Karate hat **Typ K** zu sich selbst gefunden. Die eigenen Bedürfnisse sind bekannt und werden vertreten. **Typ K** bemerkt deutlich Diskrepanzen im Umgang mit Frauen und Männern. Sowohl Interviewpartnerin K als auch C beschreiben Machtspielchen unter Männern, die Hierarchien aufbauen, im Karate. Sie möchten damit nichts zu tun haben. C bezeichnet dieses Verhalten als ‚männliches Verhalten‘. Beide betreiben Karate zur persönlichen Weiterentwicklung. Beiden hat Karate neben einem guten Körpergefühl viel Selbstbewusstsein für Alltag und Beruf vermittelt.

7. Fallkontrastierungen zur Beschreibung des Merkmalsraumes

Nachdem für alle Interviewpartnerinnen die Einzelfallanalysen bis hin zur Typbildung nach Ruth Kaiser durchgeführt wurden (A, U und K sind stellvertretend in **Kapitel 7** ausführlich dargestellt, die anderen: siehe **Anhang 2**), können drei Gruppen von Typen unterschieden werden. **Typ A**: Die Wettkämpferin: international erfolgreiche Wettkämpferinnen mit Trainerinnenpositionen. In **Typ A** sind A, N, M und CH vereint. **Typ U**: Die Pionierin (in Verbandspolitik und Wettkampf). Dieser Typus basiert auf dem Interview mit U. **Typ K**: Karate als lebensbegleitender Faktor, ‚Die den Weg geht‘. Hier konnten C und K unter einem Typus zusammengefasst werden. Diese drei Gruppen sollen nun kontrastiert werden, um die Heterogenität und Varianz im Untersuchungsfeld abbilden zu können (vgl. Kelle/Kluge, 1999). „Anhand von Extremfällen lassen sich soziale Strukturmuster oft besonders gut verdeutlichen [...]“ (ebd., 51). Nachdem in Kapitel 6 die Struktur des Einzelfalls im Mittelpunkt stand (s. a. Nagel, 1997 in: Kelle/Kluge, 1999), werden die konstruierten Typen nun miteinander verglichen (ebd., 75).

Eine Form der Fallkontrastierung ist der synoptische Vergleich, bei dem Textstellen direkt verglichen werden. Dazu wurde zunächst eine große Kreuztabelle angefertigt. Als Querschnittsebene wurde ‚Geschlechterhierarchie‘ gewählt, da wie in Kapitel 1 und 2 erklärt wird, Gender in Form von männlichen und weiblichen Zuschreibungen konstruiert wird, um eine Differenz herzustellen, welche Grundlage für jegliche Hierarchisierung der Geschlechter in allen sozialen Bereichen ist. An Aussagen zur Geschlechterhierarchie sind stereotype Geschlechterrollenbilder, also Genderkonstruktionen zu erkennen. Es ergeben sich vier Felder:

Feld 1: Geschlechterhierarchie im Karate als Do,

Feld 2: Geschlechterhierarchie im Karate als Wettkampf,

Feld 3: Geschlechterhierarchie im Karate als Körperarbeit und

Feld 4: Geschlechterhierarchie im Karate als Verbandsarbeit.

In diese vier Felder wurden in eine an der Wand hängende Papierrolle alle Textstellen, die zum Thema des jeweiligen Feldes passten, aus den Interviews zu **Typ A** (A, N, CH, M), zu **Typ U** (U) und zu **Typ K** (C, K) mit den jeweiligen Zeilennummernangaben auf kleine Klebezettel geschrieben und angeklebt. Allen diesen Textstellen wurde eine Konstruktion zugeordnet. Diese wurden nummeriert (z. B. A 1- A 12, M1-M 10), damit sie in der Auswertung einem Typ zuzuordnen sind: Es bleibt durch den synonymen Buchstaben für die Interview-

partnerin und den zugehörigen Zeilenverweis deutlich, aus welchen Interviews diese Konstruktionen stammen. Die Zeilenangaben am Ende jeder Konstruktion verweisen auf die entsprechende Stelle im Interview, aus denen die jeweilige Konstruktion hervorgeht. Daraufhin wurden vier verschiedene synoptische Tabellen angefertigt, zu jedem Feld der Kreuztabelle eine:

Synoptischer Vergleich 1: Konstruktionen aus Geschlechterhierarchie im Karate als Do,

Synoptischer Vergleich 2: Konstruktionen aus Geschlechterhierarchie im Karate als Wettkampf,

Synoptischer Vergleich 3: Konstruktionen aus Geschlechterhierarchie im Karate als Körperarbeit und

Synoptischer Vergleich 4: Konstruktionen aus Geschlechterhierarchie im Karate als Verbandsarbeit.

In diesen vier Tabellen, die im folgenden dargestellt werden, finden sich in drei Spalten alle **Typ A**, **Typ U** und **Typ K** zugehörigen Konstruktionen zu dem jeweiligen Feldthema aus den vier Feldern der Kreuztabelle übersichtlich nebeneinander einer Karate-Ebene zugeordnet. So können nun die unterschiedlichen Konstruktionen zu Gender der drei im Untersuchungsfeld ausgemachten und auf das gesamte soziale Milieu übertragenen Typen in der Auswertung kontrastiert werden. Dies führt zu einer abschließenden Beschreibung von Konstruktionen von Geschlecht im Karate. In der Auswertung werden die Hauptaussagen zu Gender- Vorstellungen und Gender- Erwartungen der drei Typen auf der jeweiligen Karate-Ebene miteinander verglichen. Zur besseren Lesbarkeit wird im Auswertungstext auf die Nummerierung der zugeordneten Konstruktionen (z. B. N 3, CH 4) verwiesen, anstatt die Zeilennummern aus den verschiedenen Interviews mit anzugeben. Im Ergebnisteil werden nur, wenn es notwendig erscheint diese Verweise noch einmal wiederholt, da die Verständlichkeit des Textes ansonsten leiden würde.

7.1. Synopse 1: Konstruktionen aus Geschlechterhierarchie und Karate als Do

	Typ A	Typ U	Typ K
<p>Konstruktionen aus Geschlechterhierarchie und Karate als Do (alle Zeilenangaben verweisen auf Interviewstellen der entsprechenden Interviewpartnerin; die ‚Botschaft‘ dieser Interviewstellen ist jeweils in den Worten der Autorin zusammengefasst)</p>	<p>A 1: Ein männlicher Körper hat immer mehr Power (vgl. 525-530, 515-534)</p> <p>A 2: Karate lebt von der kraftvollen Ausführung der Techniken (vgl. 617-618).</p> <p>A 3: Indem sie sagt, sie orientiert sich nur an den Besseren und mit den Schlechteren gibt sie sich gar nicht ab und sie trainiert nur mit Männern, konstruiert sie Männer als die grundsätzlich Besseren (vgl. 617-618).</p> <p>A 4: Frauen sind stimmlich nicht dazu in der Lage, in einer großen Halle nicht piepsig zu klingen (vgl. 402-406).</p> <p>A 5: Frauen sind maximal für unwichtige Aufgaben wie Kindertraining oder die Frauengruppe oder Anfängertraining zuständig (vgl. 402-406, 471-481, 347-354).</p> <p>A 6: Sie konstruiert Frauen als Personen, die nach ihrer aktiven Sportlerinnenphase nicht mehr in der Lage sind, den Sport ‚rüber zu bringen‘ (vgl. 525-530, 515-534).</p> <p>A 7: Frauen kommen somit natürlich im Verband über unwichtige Positionen wie Frauenbeauftragte nicht hinaus (vgl. 525-530, 515-534).</p> <p>M 1: M fühlt sich in der japanischen Samurai-Kultur verwurzelt. Vorbilder sind männlich (vgl. 36-43, 9-18, 78-84, 198-200, 94-100).</p> <p>M 2: Sie möchte nicht, dass es ein spezielles Frauenkarate gibt. Sie glaubt, dass einige Frauen dies nötig haben (457-461). Im traditionellen Karate ist kein spezielles Frauenkarate vorgesehen (vgl. 212-215).</p>	<p>U 1: Da in der Regel Männer körperlich stärker sind als Frauen, findet sich hier die Konstruktion Mann = Entscheidungsträger (vgl. 240-242).</p> <p>U 2: Das Kämpfen (Kumite) wird den Frauen abgesprochen. Dagegen wird ihnen der Bereich ‚Kata‘ (Form, Kampf gegen unsichtbare Gegner) zugeordnet (vgl. 215-250).</p> <p>U 3: Denn auf den Wettkämpfen soll ja ermittelt werden, wer der ‚stärkste Mann‘ ist. Und da haben Frauen nun mal nichts zu suchen (vgl. 215-250).</p> <p>U 4: Die Leistung der Frauen wurde als wertlos konstruiert, also abgewertet, mit sichtbaren und spürbaren Konsequenzen (vgl. 259-278).</p> <p>U 5: Obwohl mit der zunächst positiven Auswirkung, dass sie hier mehr Aufmerksamkeit hatte als die Männer im Training, wird die Frau als ‚das Besondere, Andere‘ konstruiert (vgl. 262-266).</p>	<p>K1: Karate-Do ist ein Wegweiser heraus aus engen Rollenvorstellungen hin zu der Verwirklichung eigener Fähigkeiten, als Weg zum Ich entgegen Erwartungen (vgl. 440-454, 457-461).</p> <p>C 1: Karate bringt jeder Frau Selbstbewusstsein und Körpergefühl (vgl. 330-346).</p> <p>C 2: Für Trainer ist es wichtig, sich mit dem Samurai-Ethos zu beschäftigen. (vgl. 235-253).</p> <p>C 3: Frauen haben mehr Durchhaltevermögen und kommen über Jahre, Männer haben einen kurzen Sieg (vgl. 84-106).</p> <p>C 4: Karate ist selten demokratisch, sondern immer hierarchisch. Es brt eine Autorität. Trainingsethos ist Selbst-Disziplin (vgl. 200-208).</p> <p>C 5: Karate ist eine männliche Kunst, man überwindet die eigenen Emotionen, Angst, Selbstzweifel und fokussiert ein Ziel (vgl. 256-265).</p> <p>C 6: Da Karate aus Japan kommt, ist es sehr patriarchisch und hierarchisch ausgerichtet. Diese Struktur erleichtert eine Ausnutzung in Europa. Dabei hätte es sich genauso gut den hier herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen anpassen können. (vgl. 390-418) Als Wettkampf, siehe auch Syn. 2:</p> <p>C 7: Nachdem Frauen zunächst zu Wettkämpfen gar nicht, dann nur für Kata zugelassen waren, mussten die skeptischen männlichen Trainer später feststellen, dass Frauen den längeren Atem haben (vgl. 84-106).</p>

Abbildung 5: Synopse 1

7.1.1 Auswertungen Synopse 1 - Konstruktionen aus Geschlechterhierarchien und Karate als persönliche Entwicklung

In der Auswertung der Synopsen sollen nun die drei verschiedenen in Kapitel 6 herausgearbeiteten **Typen A, U und K** kontrastiert werden. Grundlage für die stichwortartige Benennung der zu klärenden Fragestellungen (**F A - F 6**) ist **Kapitel 4.2.** (vgl. Abbildung 3, 73). Dort sind die **F A** bis **F 8** zusammengefasst, nachdem sie als Forschungsfragen dieser Arbeit aufgeworfen wurden. Welche Geschlechterkonstruktionen zeigen sich auf den verschiedenen Karate-Ebenen, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede ergeben sich bei Vergleich der drei Typen?

Dazu wurden alle Aussagen von **Typ A, U und K** aus allen dem jeweiligen Typ zugeschriebenen Interviews gesichtet. Eine kurze Zusammenfassung der Kernaussagen dieser Stellen findet sich mit Verweis auf die jeweiligen Zeilen im Interview der entsprechenden Interviewpartnerin in der Synopse. Die verschiedenen Kernaussagen der Interviewten wurden durchnummeriert und mit dem anonymisierten Anfangsbuchstaben der Person versehen, so dass die Kernaussagen zuzuordnen sind. Zunächst werden nun Vorstellungen über und Erwartungen an genderorientiertes Verhalten der Karateka herausgefiltert. Im zweiten Schritt werden diese kontrastiert. In **Kapitel 8** werden die Ergebnisse daraus mit den Fragestellungen aus **Kapitel 4.2.** (Abbildung 3, 73) verglichen.

Gender-Vorstellungen und Gender-Erwartungen

Typ A vertritt die Meinung, dass Männer, da sie immer mehr Körperkraft haben, gleichzeitig immer die Besseren sind (A 1, A 2, A 3) (siehe **F 5**). A sagt ganz klar, dass die ‚Schwächeren‘ sie nicht interessieren, dass sie sich an den ‚Besseren‘ orientiert. Und das sind Männer, an diese Leistung möchte sie herankommen, deshalb trainiert sie ausschließlich mit Männern. Es sind ihre Vorbilder (M 1). Auch M ist dieser Ansicht. Frauen seien weiterhin stimmlich nicht in der Lage, ein ansprechendes Training zu halten. Dahinter steckt die Erwartung, dass beim Training sehr laut gezählt werden muss (A 4). Nach der aktiven Phase als Wettkämpferin seien Frauen im Karate häufig nicht mehr präsent, höchstens mal als Kinder- / Anfänger- / oder Frauentrainerin im Verein (A 6 und A 5, A 7). Daher hätten nur wenig Frauen Führungspositionen im Verband. Ein spezielles Frauenkarate wird nicht favorisiert (M 2), doch allein die Aussage, dass dies nicht gewünscht sei, weist auf vorhandene Genderkonstruktionen hin.

Typ U konstruiert Frauen als das ‚Andere‘ (U 5) (siehe **F 1**: wenn Frauen sich als Das Andere konstruieren und trotzdem Frauen bleiben, dann entsteht Konfliktpotential. Dieses

Dilemma wird durch Abgrenzung von anderen Frauen gelöst / **F 4**: siehe A). Sie beobachtet, dass Männer aufgrund körperlicher Überlegenheit Entscheidungsträger (U 1) sind. Auf Wettkämpfen geht es ausschließlich um Ermittlung des stärksten Mannes (U 2-4). Dadurch werden Frauen per se ausgeschlossen (siehe **F 4**). Gibt es dann Frauen-Wettkämpfe wird ihre Leistung geschmälert, indem sie nicht ernst genommen wird oder indem Frauen ‚nur‘ in Kata, dem Scheinkampf mit imaginärem Gegner, nicht im Kumite, dem Zweikampf, starten dürfen. Hier steckt die Gender-Konstruktion dahinter, dass Frauen eben nicht aggressiv kämpfen dürfen, das ist für sie nicht vorgesehen, wie U sich im Interview zu berichten hat.

Typ K sieht Karate als männliche Kunst an (C 5, C 6). Es gehe darum Zweifel und Selbstzweifel zu besiegen, gerade und unbeugsam auf ein Ziel zu fokussieren. Dies konstruiert sie als männliche Eigenschaften. Daher sieht sie es als Vorteil für jede Frau an, wenn sie Karate betreibt: sie könne sich dort, diese positiven vermeintlich männlichen Eigenschaften aneignen (C1) (siehe **F 3**). Sie beschreibt, dass Karate, da es aus Japan kommt, sehr stark hierarchisierende Rituale beinhaltet (C 6). Dadurch ist die Basis gegeben für einen Missbrauch eben dieser Strukturen, wenn nämlich die Gender-Konstruktionen hier einfach ‚aufgesetzt‘ werden (C 6). Dies ergibt dann ein sehr dichtes Hierarchiesystem, das nur schwer aufzubrechen ist (siehe **F 2** und **F A**). Den Frauen wird mehr Zähigkeit und Durchhaltevermögen unterstellt (C 3 und C 7). Dies hätten auch die männlichen Trainer feststellen müssen. In diesem Punkt sind sich alle einig. Das größere Durchhaltevermögen der Frauen bestätigen auch A und U.

Hierarchie durch Körperkraft

In Synopse 1 wird klar, dass **Typ A** und **Typ U** den Einfluss der größeren Körperkraft der Männer dahin gehend verstehen, dass diese immer überlegen sind (siehe **F 5**). **Typ A** vertritt die Meinung, dass Karate von der kraftvollen Ausführung der Technik lebt. **Typ U** stellt fest, dass Männer durch ihre größere Körperkraft Entscheidungsträger sind, da Entscheidungen im Verein oder Verband zum Teil im wahrsten Sinne des Wortes ausgekämpft wurden. Lediglich **Typ K** stellt die Stärken der Frauen – besseres Durchhaltevermögen – in den Vordergrund. Dabei muss die Frage gestellt werden, was genau denn die Qualität einer Karate-Technik ausmacht. Denn es geht eher um saubere Technik, richtige Ausführung und Dynamik als um Kraft. Interessant ist daher, dass insbesondere **Typ A** Männer als die ganz klar Besseren konstruiert. Genderdifferenzen sieht auch **Typ K**, jedoch stellt **Typ K** den Vorteil heraus, dass sich Frauen im Karate zusätzlich zu ihren vermeintlich weiblichen Eigenschaften positive männlich Eigenschaften, wie keine Angst haben, zielgerichtet sein, die eigenen Emotionen

beherrschen, Selbstzweifel überwinden und ein Ziel fokussieren antrainieren können (siehe **F 3**). Alle Typen konstruieren mit ihren Aussagen Gender-Differenz. Die Wertungen führen dann zur Hierarchie.

Männer sind die ‚Besseren‘

Klare Wertungen finden sich bei **Typ A** in Aussagen, dass nur mit den Besseren trainiert wird. Mit den Schwächeren gibt man sich gar nicht ab. **Typ A** trainiert lieber mit Männern, denn sie haben die Dynamik und Stärke, an der sie sich messen möchten. Für **Typ U** ist klar, dass das freie Kämpfen (*Kumite*) den Frauen abgesprochen wurde. Die Kata – der Scheinkampf gegen unsichtbare Gegner – wo es neben Dynamik und Schnelligkeit auch um Ästhetik und Ausstrahlung geht, wird eher den Frauen zugeordnet. Das *Kumite* hat im Karate einen höheren Stellenwert. **Typ K**-Interviewpartnerinnen äußern sich nur implizit zu Männern als ‚die Besseren‘: sie bemerken, dass Frauen mehr tun müssen, um anerkannt zu werden ...’. Somit erfahren sie, dass Männer als Maßstab gesetzt sind.

Hierarchie durch Zuschreibungen

Typ A-Interviewpartnerinnen sind der Meinung, dass Frauen körperlich unterlegen sind. Daher übernehmen sie – wenn überhaupt – unwichtige Positionen in Verein und Verband, wie z. B. Kindertrainerin oder Frauenbeauftragte. Da Frauen durch piepsige Stimmen und andere Gegebenheiten des weiblichen Körpers – wie der Fähigkeit zur Reproduktion (siehe Synopse 3) – ihrer Meinung nach nicht in der Lage sind, sportlich ein Vorbild darzustellen, sind sie in der Regel nur in Ausnahmefällen in Führungspositionen zu finden. **Typ A**-Karateka möchten nicht, dass es ein spezielles Frauenkarate, das vielleicht weniger ‚hart‘ oder anstrengend ist, gibt. Dies würde ihr Karate-Verständnis stören.

Auch **Typ U** vertritt die Ansicht, dass Frauen früher aufgrund von der oben beschriebenen mangelnden Körperkraft von Wettkämpfen ausgeschlossen wurden. U beschreibt das Phänomen, dass sie als einzige Frauen in der Anfangszeit des Karate von den männlichen Trainern häufig mehr Aufmerksamkeit bekamen und nicht nur schlechte Trainingsmöglichkeiten durch Ausschluss hatte, sondern teilweise sogar mehr Zuwendung bekamen (siehe **F 3**).

Typ K-Interviewte stellen fest, dass Karate jeder Frau Selbstbewusstsein und Körpergefühl vermittelt. Hier stellt sich die Frage, warum sie zwischen Männern und Frauen differenzieren. Sie befinden, dass Karate eine männliche Kampfkunst ist, da man im Training die eigenen Emotionen wie Angst und Selbstzweifel überwinden soll. Das hieße, dass Angst und

Selbstzweifel weiblich wären. Sie beschreiben das längere Durchhaltevermögen der Frauen gegen den kurzen Atem der Männer.

Verbandspolitische Auswirkungen

Typ K-Frauen stellen fest, dass Karate-Vereinigungen selten demokratisch sind, sondern immer hierarchisch. Eventuell durch den Ursprung im patriarchalischen Japan. Strukturen, die durch Rituale aus der asiatischen Philosophie hergestellt werden, erleichtern den Missbrauch von Macht. Dies wird auch von **Typ A** festgestellt. Häufig sind Vorbilder männlich.

Typ K stellt fest, dass Karate insbesondere der persönlichen Weiterentwicklung dient: als Weg heraus aus engen Rollenvorstellungen hin zur Verwirklichung eigener Fähigkeiten.

7.2. Synopse 2: Geschlechterhierarchie und Karate als Wettkampf

	Typ A	Typ U	Typ K
Konstruktionen aus Karate Geschlechterhierarchie und Karate als Wettkampf	<p>A 8: Hier scheint die Konstruktion ‚Trainer, Wettkämpfer, Athleten = männlich‘ dahinter zu stecken (vgl. 289-291, 393-397).</p> <p>A 9: Männer seien dagegen ‚wehleidiger‘, würden also nicht so viele Strapazen auf sich nehmen, um ‚gut‘ zu werden (vgl. 529-533).</p> <p>M 3: Gute Trainer sind männlich (vgl. 623-633).</p> <p>M 4: Ihr Freund ist ihr Trainer; dadurch hat sie gute Trainingsbedingungen (vgl. 355 ff.).</p> <p>CH 1: Ihre Trainer waren männlich (vgl. 7-9, 20-29, 265-266, 277-279).</p> <p>N 1: Sie hat einen männlichen Trainer (vgl. 36-40).</p> <p>N 2: Es herrscht eine Diskrepanz zwischen der allgemeinen Meinung über Frauenkarate und der Realität: unter den Berufssportler/innen sind zur Zeit ausschließlich Frauen, die somit auch viel mehr Wettkampferfolge haben (vgl. 144-147, 147 ff., 151 f.).</p> <p>N 3: Das <i>Frauenkumite</i> hat sich heute dem männlichen Maßstab angenähert. Auch international werden keine Unterschiede mehr gemacht (vgl. 163-168).</p> <p>N 4: Frauen kämpfen taktischer, Männer machen Show und Machtspielchen. Dabei ist Ersteres in der Regel erfolgreicher (vgl. 169-175).</p> <p>N 5: So wie Frauen im Wettkampfgeschehen ihre anfängliche Ausgrenzung aufgeholt haben, wird dies auch im Funktionärsbereich passieren (vgl. 200 ff., 214-215, 242 f., 248-252).</p> <p>N 6: Sie beschreibt das Ursprungsland d. Karate, wo Frauen immer eine Stufe unter den Männern stehen, als nicht relevant f. d. Westen (vgl. 243 ff., 238-241).</p> <p>N 7: Sie ist Landesvorsitzende im Verband und hat eine eigene Karate-Schule für Kinder (vgl. 70-71, 72, 74 ff., 358-361).</p> <p>Sie spricht von sich in der männlichen Form (vgl. 358-361, 304-306, 394-400, 394, 83, 357-358).</p>		<p>K1: Karate-Do ist ein Wegweiser heraus aus engen Rollenvorstellungen hin zu der Verwirklichung eigener Fähigkeiten, als Weg zum Ich / Selbstfindung entgegen Erwartungen (vgl. 440-454, 457-461).</p> <p>C 7: Nachdem Frauen zunächst zu Wettkämpfen gar nicht, dann nur für Kata zugelassen waren, mussten die skeptischen männlichen Trainer später feststellen, dass Frauen den längeren Atem haben (vgl. 84-106).</p>

Abbildung 6: Synopse 2

7.2.1. Auswertung zu Synopse 2

In **Typ A** wird der Umstand beschrieben, dass die (Wettkampf-)Trainer Männer sind (M 3-4, CH 1, N 1, A 8). Sogar, wenn die Interviewpartnerinnen von sich selber sprechen, benutzen sie die männliche Form. Dabei stellen sie fest, dass sich das Frauen-Wettkampf-Kumite den männlichen Maßstäben angenähert hat, womit sie selber ‚die Männer‘ wieder als Maßstab setzen (siehe **F 4**). Auch international sind keine Unterschiede mehr zu bemerken. Dabei kämpfen Frauen sogar besser, weil sie taktischer agieren, während Männer eher noch Show machen, um Macht zu demonstrieren (N 4). In Deutschland sehen sie eine Diskrepanz zwischen der allgemeinen Meinung über das Frauenkarate und der Realität: da die auf den Wettkämpfen startenden Frauen alle Berufskarateka sind, während die Männer das nebenbei machen, haben sie sogar mehr Wettkampferfolge. Man könnte nicht mal mehr mit Sicherheit sagen, dass sie im direkten Vergleich den Männern unterlegen seien. Sie beschreiben Frauen im Training als ausdauernder, Männer dagegen als wehleidig. Diese Meinung wird auch von **Typ K** vertreten. Nachdem Frauen früher gar nicht und später nur für Kata auf Wettkämpfen zugelassen waren, haben sie nun aufgeholt. Darüber hinaus zieht **Typ A** eine Parallele zu der Entwicklung der Besetzung von Führungspositionen durch Frauen im Verband: nachdem es eine Zeit gedauert hat, bis Frauen die Männer was die Wettkampferfolge angeht, abgehängt haben, wird diese Entwicklung vor der Besetzung der Führungspositionen nicht halt machen (N 5). Die Männer hatten ihren Vorsprung durch den Ausschluss von Frauen in der Anfangsphase des Karate in Deutschland. Diesen werden sie aber genau wie im Wettkampf-Bereich nicht halten können. **Typ A** benennt hier die Hierarchie im Ursprungsland Japan: dort stehen Frauen immer eine Stufe unter den Männern. Dies lässt sich hier im Westen aber nicht halten (N 6).

Gender-Vorstellungen und Gender-Erwartungen

Dadurch dass **Typ A** durchgehend die männliche Form beim Sprechen verwendet, wird klar, dass ‚das Männliche‘ zum Maßstab gesetzt wird. Absurd wirkt es, wenn die Sportlerinnen von sich selber als Athlet, Trainer und Wettkämpfer sprechen (A 8, N 7). Sie setzen damit selber ‚das Weibliche‘ herab und grenzen sich von der Gruppe ‚Frauen‘ ab (siehe **F 4**). Zudem sind alle ihre Trainer und Vorbilder Männer (M3-4, CH 1, N 1) (siehe **F 2**). Die Interviewpartnerinnen grenzen sich von anderen Frauen ab, indem sie sich selber sprachlich ‚vermännlichen‘ (siehe **F 4**). Männer werden als wehleidiger beschrieben, sie nehmen nicht so viele Strapazen auf sich, um gut zu werden, weil sie ja sowieso schon ‚die Besseren‘ sind. Kommen sie dann nicht ans Ziel, geben sie schneller auf als Frauen. Frauen haben den länge-

ren Atem, vielleicht, weil sie wissen, dass sie aus einer unterlegenen Position starten und somit auf größeren Einsatz vorbereitet sind (A 9). So kommt es, dass es entgegen der landläufigen Meinung heute mehr weibliche Berufskarateka gibt als männliche. Aus diesem Grund haben die Frauen im DKV heute viel mehr internationale Erfolge vorzuweisen als die Männer. Somit haben sie in diesem Bereich viel Anerkennung. Analog könnte die Entwicklung im Bereich der Führungspositionen verlaufen: Frauen könnten mit der Zeit aufholen (N 2-5). Männer brauchen im Wettkampf Show und Machtspiele, die aber gar nicht dem Ziel, gutes Karate zu machen, förderlich sind, sondern sogar oft dazu führen, dass ein Wettkampf verloren wird (N 4).

Auch **Typ K** stellt fest, dass Frauen den längeren Atem haben und dies von Trainern bemerkt wird, die dies nicht für möglich gehalten hätten (C 7).

In **Typ U** sind keine eigenen Konstruktionen zu Geschlechterhierarchie und Karate als Wettkampf gefunden worden. Hier werden lediglich die Gegebenheiten aus den Anfangszeiten des Wettkampfkarate in Deutschland beschrieben. Frauen kamen dort nicht vor. Es war ein langer Weg bis zur gleichwertigen Ausrichtung von Frauenwettkämpfen. Dies ist heute erreicht, so dass Frauen im Wettkampf-Karate formal gleichgestellt sind (siehe **F 6**).

Im Vergleich von **Typ A** und **Typ K** ergibt sich, dass in beiden Untersuchungsgruppen Geschlechterkonstruktionen im Bezug auf Wettkampf auftauchen. Frauen werden sowohl von **Typ A** als auch von **Typ K** als die besseren Karate-Wettkämpferinnen beschrieben, weil sie sich unabhängig von der für Männer vorgesehenen Überlegenheits-Konstruktionen aus ihrer Position der Unterlegenheits-Konstruktionen ohne Erwartungen an ihre Überlegenheit agieren können. Sie haben so die Möglichkeit taktischer vorzugehen und beweisen in der Kultivierung ihrer Möglichkeiten Ausdauer.

7.3. Synopse 3: Geschlechterhierarchie und Karate als Körperarbeit

	Typ A	Typ U	Typ K
Konstruktionen aus Karate Geschlechterhierarchien und Karate als Körperarbeit	<p>A 10: Über die Fähigkeit des weiblichen Körpers zur Reproduktion konstruiert A die ‚Mutterrolle‘ als Trainerin für Frauen. Sie konstatiert, dass die Vereine Frauen – wenn überhaupt – dann ‚nur‘ Kinder-, Frauen- oder Anfängertraining geben lassen 2 (vgl. 351-354, 173-178, 370-377, 336-337, 497-498). F B, F 4, F A, F 1</p> <p>A 11: Hier konstruiert sie Frauen als grundsätzlich körperlich schwächer (dabei geht es ja auch darum, durch die Technik ohne Körperkraft überlegen zu sein[...]) (vgl. 324-338). F 5, F A</p> <p>A 12: Frauen als ‚das Andere‘ konstruiert sie dadurch, dass sie feststellt, dass sie selber nie ein Vorbild als Trainerin und auch nicht als Trainierende hatte; die anderen Frauen haben jetzt sie als Vorbild (vgl. 651-660). F 4, F A, F 1</p> <p>A 13: Sie konstruiert hier Frauen in die Rolle der vorsichtshalber freiwillig verzichtenden (vgl. 358-364, 523-526, 90-96, 326-336). F 4, F B, F A, F 1</p> <p>M 5: Durch Karate wird ein gutes Selbst- und Körperbewusstsein entwickelt. Dies ist gerade für Kinder wichtig. Sie vermittelt vorwiegend an Kinder (vgl. 102-110, 130-140, 187-197). F 3</p> <p>M 6: Beim Karate versucht man, Kraft und Energie auf einen Punkt zu bündeln (vgl. 130-140). Man lotet körperliche Grenzen aus. Die Erfahrungen, über sich hinaus zu wachsen, kann sie ins alltägliche Leben übertragen (vgl. 187-197). F 3</p> <p>M 7: Karate sollte nicht für Frauen anders sein (vgl. 448-464). Daher stellt für M die Erkenntnis, dass Männer immer mehr ‚Durchschlagskraft‘ haben, ein großes Problem dar: sie kann trainieren, wie viel sie will, das kriegt sie nicht hin (vgl. 484-508). F 5, F B, F A</p> <p>Gelöst hat sie dieses Dilemma mit Schnelligkeit (vgl. 512-513, 513-516, 513-516). F 4</p> <p>M 8: Das ist die eigentliche Kunst und hierbei liegt die Herausforderung wieder mehr darin, den eigenen Körper zu beherrschen und gezielt einsetzen zu können, als die andere Person ‚umzuhauen‘ (vgl. 513-516). F 3</p> <p>M 9: Es waren für sie eher positive Anreize, wenn sie als Frau dann unerwarteter</p>		<p>K2: Es gibt ‚Karatestarke‘ Männer und Frauen; dabei ist ‚Karatestark‘ nicht ‚Muskelstärke‘. Es gibt starke Frauen und schwache Männer, sowie auch völlig andere Differenzlinien (Alter, körperliche Einschränkungen, allgemeine Körperunterschiede außer Geschlecht oder Muskelkraft) (vgl. 598-602, 548-582, 568-569). F 3</p> <p>K3: Man kann sich beim Karate völlig auspowern; man kann die Techniken bewusst ausführen und den Körper besser spüren; das macht selbstbewusst. F 5, F 3</p> <p>Gleichzeitig: Als Frau muss man sich immer beweisen (vgl. 548-582). F B, F A, F 2</p> <p>C 8: Durch die Körpererfahrung entsteht die Verbindung zwischen Körper und Geist (vgl. 340-346). F 3</p> <p>C 1: Karate bringt jeder Frau Selbstbewusstsein und Körpergefühl (vgl. 330-346). F 3</p> <p>C 11: Die Techniken selber sind durch das abrupte Abstoppen, das Auftreffen, das Blocken, die geraden und zielgerichteten Bewegungen, das Konzentrieren und Fokussieren auf einen Punkt und den militärischen Zählton männlich (vgl. 180-192). F 2, F 5, F A</p>

	<p>Weise überlegen war (vgl. 559-562). Sie beschreibt eher den integrativen Effekt des zusammen ‚Keulens‘; dadurch wird jede/r eingeschlossen, auch Ausländer (vgl. 564-565). Womit sie andeutet, dass sie ja auch noch Ausländerin ist und auch dies ein Faktor neben ihrem ‚Frau-Sein‘ ist, der andersartig ist, also integriert werden muss (vgl. 563-565). F 3</p> <p>CH 2: Karate ist aufgrund der harten Bewegungen keine schöne Sportart für Frauen. Für Frauen ist Tanzen mit weichen Bewegungen schöner. Daher sind weniger Frauen in Führungspositionen, weil der Prozentsatz an Frauen nicht so hoch ist (vgl. 288-295). F B, F A, F 2</p> <p>N 10: Männer lassen sich nichts sagen, schon gar nicht von Frauen (vgl. 217-220, 311-312). F B, F A</p>		<p>C 12: Flexibel sein, umlenken, aufstehen, hinfallen und wieder aufstehen ist weiblich (vgl. 180-192). F 3, F 2</p> <p>C 9: Koordination, Fitness und allgemeine Sportlichkeit werden gefördert. (vgl. 316-324). F 3</p>
--	---	--	--

Abbildung 7: Synopse 3

7.3.1. Auswertung zu Synopse 3

Im Sport werden Gender-Konstruktionen an körperlichen Erscheinungsformen fest gemacht. Die soziale Konstruktion von Gender wird über den Körper als Medium hergestellt (vgl. Hartmann-Tews, 2006, 24 und 32). Durch das dem Sport immanente körperbezogene Bewertungssystem des ‚schneller Laufens, weiter Springens und höher Fliegens‘ scheint durch die visuelle Empirie leicht der Schluss zu entstehen, die männliche Leistung sei der weiblichen Leistung überlegen (**F 5**), da das Hauptkriterium die Körperkraft zu sein scheint. Hier kommt dem Körper eine ganz zentrale Position zur Herstellung von Geschlechterhierarchie zu. Der Körper wird als Instrument zur Umsetzung von Gender-Konstruktionen in Gender-Hierarchien eingesetzt. Daher ist es nicht verwunderlich, dass die Interviewpartnerinnen die sozialen Konstruktionen von Gender über den Einsatz des Körpers im Karate thematisieren. So wird die Fallkontrastierung Geschlechterhierarchie und Karate als Körperarbeit in Synopse 3 zur einer zentralen Auswertungsgrundlage dieser Arbeit.

Gender-Vorstellungen und Gender-Erwartungen

A erlebt Frauen häufig in der Mutterrolle, indem ihnen das Kindertraining zugeordnet wird, da man meint, dass Frauen gut mit Kindern umgehen können (A 10).

Dies ist ihr selber nicht anders ergangen – die Trainerinnenposition, die sie in ihrer Organisation inne hat, ist ebenfalls das Training der Jüngsten – nur realisiert sie das gar nicht, denn sie spricht davon, dass sie andere Frauen in der Mutterrolle erlebt (**F 4**), in der sie dann nichts Wichtiges ausrichten. Dabei bleibt zu diskutieren, ob nicht gerade das Kümmern um die Kleinsten und um die Anfangenden eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe ist, da hier der Grundstein für deren gesamte weitere Karate-Entwicklung gelegt wird.

Sie konstruiert Frauen als ‚die Anderen‘ (**F 4**). Sie selber hatte nie ein Vorbild, andere Frauen haben nun sie als Vorbild (A 12). A spricht ausschließlich von sich und anderen Frauen in der männlichen Form, auch wenn sie explizit sich selbst meint (**F 4**) (siehe A 8, N 7 aus Synopse 2). Frauen werden als freiwillig auf wichtigere Aufgaben Verzichtende konstruiert (A 13), da sie in vorauseilendem Gehorsam annehmen würden, dass sie sowieso niemand ernst nimmt. **Typ A** hält die harten Bewegungen im Karate für männlich und nicht passend für Frauen (CH 2). Männer werden als dominant konstruiert, sie lassen sich im Training nichts sagen (N 10). Dazu passen die früheren Befürchtungen von A, dass sie als Frau nun im Training ‚dem Mann‘ befehlen muss, wie er sich zu bewegen hätte. Diese Hemmschwelle hätte sie zunächst als Trainerin überwinden müssen.

So bringt jede Interviewpartnerin andere Einstellungen und Vorstellungen in Bezug auf Gender mit. Dies meint auch Lorber (1984), wenn sie von der Reproduktion von Gender in sozialen Interaktionen durch Individuen spricht. Diese Individuen haben durch ihre spezielle Biografie unter bestimmten Rahmenbedingungen je nach unterschiedlich erlebten sozialen Interaktionen mit ihrem jeweils unterschiedlichen sozialen Umfeld ihre ganz eigenen Vorstellungen von Gender-Zuschreibungen entwickelt, die mit dem gesamtgesellschaftlichen Konsens darüber mehr oder weniger übereinstimmen. Dies wird deutlich in den Unterschieden zu **F 3** zwischen **Typ K** (Die den Weg geht) und **Typ A** (Die Wettkämpferin).

K dagegen sieht keine Unterschiede, wenn es um die Begrifflichkeit ‚karatestark‘ geht (K 2). Dies soll bedeuten, dass es sowohl karatestarke Frauen wie Männer oder Kinder gibt, weil es neben reiner Körperkraft im Karate vorwiegend andere Kriterien für eine gute Technik gibt. Diese sind: saubere und dynamische sowie kämpferische Ausführung der Technik bei gleichzeitiger innerer Entspannung und Erdverwurzelung. Dies können Mädchen und Frauen aufgrund der ihnen eher eigenen Bewegungsmuster in der Regel deutlich besser als Männer. Auch der Geist spielt eine Rolle, die Ausrichtung auf ein Ziel. Dies ist unabhängig von reiner Körperkraft. Diese ist sogar häufig hinderlich, wenn es darum geht, eine schnelle und lockere Technik auszuführen (C 9, C 12, C 8, K 3). Als Frau muss man allerdings immer beweisen, dass man dies kann (K 3), was anstrengend ist, weil K so immer wieder in der Position ist, dass sie sich erst durchsetzen muss, um ernst genommen zu werden. Auch C beschreibt Karate als eher männlichen Sport, sieht aber im Vordergrund, dass es Frauen gut tut, sich über die Körperübungen mehr Selbstbewusstsein – welches sie eher Männern zuschreibt – anzueignen (C 11 und 12).

Über die Fähigkeit des weiblichen Körpers zur Reproduktion konstruiert **Typ A** die Unfähigkeit von Frauen zur Ausübung anderer Positionen als Kindertrainerin oder Frauenbeauftragte, welche sie als unwichtige Aufgaben bezeichnet. Frauen werden als grundsätzlich körperlich schwächer konstruiert (siehe Synopse 1), wodurch sie immer technisch schlechter sind als die Männer, also kein Vorbild darstellen können. Frauen werden als ‚Das Andere‘ konstruiert. Selber hatte **Typ A** nie ein weibliches Vorbild; daher hat sich **Typ A** an den ohnehin Besseren, wie sie sagt, den Männern, orientiert. Frauen verzichten laut **Typ A** bewusst auf wichtige Aufgaben im Karate, weil sie ja wissen, dass Männer die ‚Besseren‘ sind und die Anforderungen besser erfüllen könnten.

Typ K beschreibt eine durch Körpererfahrung entstehende Verbindung zwischen Geist und Körper. Nach Meinung von **Typ K** bringt Karate jeder Frau ein gutes Körpergefühl und

Selbstbewusstsein. Daraus ist abzuleiten, dass es Frauen an beidem mangelt, offen bleibt, ob Männern auch. Insgesamt fördert Karate laut **Typ K** allgemeine Sportlichkeit, Fitness und Koordination. **Typ K** beschreibt Karate durch abrupt abstoppende Techniken, zielgerichtetes fokussieren, Auftreffen und Blocken sowie den militärischen Zählton als männliche Sportart, während sie das Flexibel-sein, Fallen und Aufstehen und die Kreis- und Spiralbewegungen des Aikido als weiblich beschreibt. Dabei werden die in Kapitel 1 und 2 beschriebenen Zuschreibungen benutzt. Es wird eingeschränkt, dass es ‚Karate-starke‘ Männer genauso wie ‚Karate-starke‘ Frauen gibt. Denn das Können im Karate sieht **Typ K** unabhängig von Körperkraft, sondern zieht andere Differenzlinien wie Alter, körperliche Möglichkeiten/Beweglichkeiten und andere allgemeine Körperunterschiede in Betracht. **Typ K** stellt fest, dass man sich beim Karate auspowern und somit den Körper spüren kann. Frauen müssen sich hier immer behaupten, sie müssen mehr leisten, um anerkannt zu sein.

Diese Meinung wird auch in **Typ A** vertreten: durch Karate entsteht ein gutes Selbst- und Körperbewusstsein. Man lotet die eigenen Grenzen aus, überschreitet sie und kann diese Erfahrungen des ‚ich kann mehr‘ ins alltägliche Leben übertragen. Dies sollte für Frauen nicht anders sein, also auch Frauen sollten ihre körperlichen Grenzen angehen und überschreiten. Für **Typ A** ist der Umstand schwierig, dass Männer – auch wenn die Frau im Vergleich viel durchtrainierter ist – mehr ‚Durchschlagskraft‘ haben. **Typ A** hat dieses Dilemma mit verfeinerter Technik und extremer Schnelligkeit gelöst. Auf diese Weise ist so mancher männlichen Übungspartner schon mit Überlegenheit überrascht worden. Außerdem ist für **Typ A** die Kunst des Karate nicht, andere ‚um zu hauen‘, sondern den eigenen Körper kennen und beherrschen zu lernen. Integrative Aspekte des mit allen (Frauen und Ausländer eingeschlossen ...) gemeinsamen Trainings werden beschrieben.

Typ A befindetet, dass Karate aufgrund der harten Bewegungen keine schöne Sportart für Frauen ist, Tanzen sei da sicher schöner. Daher gibt es im Karate insgesamt nicht so viele Frauen, ergo ist in den Führungspositionen der Prozentsatz gering. Des weiteren stellt **Typ A** fest, dass Männer sich im Training nichts sagen lassen und dass es eine Überwindung ist, Männern im Training Bewegungs-Anweisungen zu geben.

Im Vergleich von **Typ A** und **Typ K** fällt eine Kernaussage auf: **Typ K** findet, dass Frauen durch die Aneignung der karatespezifisch nötigen – eher als männlich konstruierten – Eigenschaften deutlich gewinnen (**F 3**). **Typ A** dagegen konstruiert Frauen aufgrund der visuellen Empirie (**F 5**) als grundsätzlich Unterlegene. Hier kommt der biografische Faktor ins Spiel: die Wettkämpferinnen bewegen sich später als Trainerinnen in dem dem Sport imma-

nen System der an der Körperkraft gemessenen Überlegenheit der Männer. Daher sehen sie nicht, dass Frauen durch die Aneignung bestimmter im Karate kultivierter und eher als männlich angesehenen Eigenschaften einen Gewinn haben.

Im Vergleich von **Typ A** und **Typ K** fällt auf, dass beide Typen Gender-Differenzen benennen, jedoch nicht in gleichem Maße hierarchisierend. **Typ K** – ‚Die den Weg geht‘ – sieht durch Aneignung verschiedener vermeintlich männlicher Eigenschaften eine Möglichkeit zur persönlichen Entwicklung. **Typ A** konstruiert Frauen und vermeintlich weibliche Eigenschaften als per se unterlegen. Für **Typ A** bestätigt sich **F 4**: Frauen grenzen sich von allem Weiblichen ab. Das hat die ständige Reproduktion weiblicher Unterlegenheit durch die Akteurinnen selber zur Folge. Dadurch halten sich hierarchischen Gender-Konstruktionen im Karate möglicherweise hartnäckiger als in anderen gesellschaftlichen Bereichen (vgl. **F A** und **F B**).

7.4. Synopse 4: Geschlechterhierarchie und Karate als Verbandsarbeit

	Typ A	Typ U	Typ K
Konstruktio- nen aus Geschlech- terhierarchie n und Kara- te als Ver- bandsarbeit	<p>A 13: Sie konstruiert hier Frauen in die Rolle der vorsichtshalber freiwillig verzichtenden (vgl. 359-362).</p> <p>A 14: Da es Frauen so viel mehr Energie kostet in wichtige Positionen zu kommen, geben sie sich mit unwichtigen Positionen zufrieden, wo sie als Frauenbeauftragte belanglose Dinge regeln (vgl. 371-376, 673-682).</p> <p>M 10: Sie hält nicht viel von neuen Entwicklungen wie XXXX-Karate, zumindest sollte es nicht Karate genannt werden. Sie fühlt eine Verantwortung den hundertfünfzig bei ihr im Verein trainierenden Kindern gegenüber, das Karate auch unverfälscht weiter zu geben, und sie glaubt auch, dass es ankommt (vgl. 209-211., 222 ff.).</p> <p>M 11: In Japan hat sie als Frau nie Nachteile empfunden und im Deutschen Karate Verband zählen Titel. Da sie die hat, ‚glauben‘ ihr die Leute und brechen sich – da es ja um Kata geht – auch keinen Zacken aus der Krone, wenn sie dies bei einer Frau trainieren (vgl. 532f).</p> <p>M 12: Frauen, die in Führungspositionen wollen, schaffen das. (580-583). Nur wegen der Quote Posten zu besetzen, findet sie falsch (vgl. 585, 593-595).</p> <p>Sie widerspricht sich, indem sie dann doch Probleme – die der gesamtgesellschaftlichen Situation entsprechen – sieht, wenn Frauen in Führungspositionen wollen. (vgl. 585). Im Landesverband X ist es einfacher, weil Frauen in der Geschäftsstelle sitzen (vgl. 600-602).</p> <p>M 13: Sie kann nicht ganz glauben, dass Frauen nur deshalb einen Posten nicht antreten, weil Männer dagegen sind, da muss es andere Hintergründe geben (vgl. 604 ff.).</p> <p>M 14: Sie stellt die These auf, dass die Menschen in Führungspositionen im Karate sehr einfach strukturiert sind. Dies ist auch der Grund dafür, dass sie in Führungspositionen sind (Homosozialität). Starke und schlaue Frauen machen den Männern Angst, die wollen sie nicht (vgl. 613-619).</p>	<p>U 6: Männer sind körperlich stärker dahingehend, dass U beschreibt, dass Unstimmigkeiten ausgekämpft wurden (vgl. 240-242).</p> <p>U 7: Durch diese Homosozialität wird die Notwendigkeit eines gleichgeschlechtlich männlichen Vorstandes kreierte (vgl. 286-287).</p> <p>U 8: Auf Vereinsebene wurde dies durch Ausschluss von Frauen per Satzung erreicht. Das freie Kämpfen (Kumite) wird als der Kata überlegen konstruiert (vgl. 286 f.).</p> <p>U 9: Heute steht sowohl die männliche als auch die weibliche Form in der Satzung. Frauen wird zugesprochen/ ‚ankonstruiert‘, dass sie wenigstens die Arbeit erledigen, die ihre Position im Verband vorsieht (vgl. 409-457).</p> <p>U 11: Denn sie erkennt die Gegebenheiten im Verband als ein gesamtgesellschaftliches Problem, glaubt aber eher nicht, dass hier von den Männern viel Kampfgeist zu erwarten ist (vgl. 475-499).</p>	<p>K 4: Trainer sind präsenter (vgl. 215)</p> <p>K 5: Ein Leitbild für Frauen in Führungspositionen, das konsequent als top down durchgesetzt wird (Frauen las Trainerinnen oder Übungspartnerinnen beim Vormachen) (vgl. 548-582)</p> <p>K 6: Männer trainieren nicht mit Frauen, um sie nicht vorzuführen, denn sie wissen ja nicht, ob ‚frau‘ überhaupt kann oder will (weiß man aber bei einem Mann auch nicht). (vgl. 548-582)</p> <p>K 7: Wenn Frauen etwas nicht hinbekommen, wird es auf's Geschlecht bezogen. (vgl. 548-582)</p> <p>K 8: Eine Gender-Sensibilität muss bei den AkteurInnen geschaffen werden (vgl. 548-582).</p> <p>K 9: Männer sind machtgeil und spielen Machtspiele (vgl. 342-365, 485-503).</p> <p>K 10: Männer versuchen den Frauen zu zeigen, wie die Bewegung funktioniert (vgl. 507-543).</p> <p>C 10: Auf Vereinsebene findet eine Zusammenrottung von Männern statt, wie in der Politik; liegt dies am Nicht-Engagement der Frauen, dass Männer hier ihren Spielplatz behalten? Männer spielen hier ‚soziale Machtspiele‘ (vgl. 390-418).</p> <p>C 13: Durch gesamtgesellschaftliche Strukturen bedingt, werden Frauen Ende dreißig, die ‚reif‘ wären für Führungspositionen nicht unterstützt. Für sie sind eher Haushalt und Kinder wichtig, während Männern gesellschaftliche Unterstützung zusteht (vgl. 218-230).</p> <p>C 14: Bei Frauen ist das Aussehen und das Alter wichtiger</p>

	<p>CH 3: An der Spitze der Verbände, als Trainer/in und Kampfrichter/in sind nur Männer, denn Frauen kriegen Kinder, bauen dann körperlich schnell ab und können die Leistung nicht mehr bringen (vgl. 102-104,105-122, 128-143).</p> <p>CH 4: Sie selber ist nicht diskriminiert worden, wenn eine Frau will, dann kann sie auch Trainerin werden. Sie muss dann aber in der Regel schon mehr Leistung bringen als ein Mann (vgl. 159-168, 180-191, 215-235).</p> <p>CH 5: Frauen wollen diese Jobs gar nicht, da sie die Funktionäre ‚ätzend‘ finden. (vgl. 159-168).</p> <p>N 8: Die asiatische Philosophie wurde ausgenutzt, um Frauen auszuschließen. Dies spielte sicher in den Anfängen von Karate in Deutschland eine Rolle. Dies hat sich aber bis heute komplett geändert, sie selber hat diese Diskriminierungen nicht mehr erfahren (vgl. 113-115, 238-241, 107-112, 105).</p> <p>N 9: Da Frauenkarate noch recht jung ist, müssen die Strukturen erst wachsen. (vgl. 192-194,200-204ff, 208-215).</p> <p>N 11: Sie ist sicher, dass die Frauen was das Sportliche angeht, jetzt trotz Widrigkeiten auf einem Topp-Level angekommen sind. Von hier aus braucht es nur noch wenig Zeit, bis sie auch die restlichen Führungsetagen übernehmen (vgl. 248-252).</p> <p>N 12: Philosophien werden häufig instrumentalisiert: Sie beschreibt, dass die asiatische Philosophie Frauen mit dummen Argumenten klein zu halten versucht, dass dies aber hier im Westen schnell aufweicht(vgl. 238-42 f)</p> <p>N 13: Frauen müssen immer noch ein bisschen mehr leisten (vgl. 223-226).</p> <p>N 14: Quotenfrauen sind schlimm (vgl. 263-270). Besser wäre, eine Position zu schaffen, die die Frau mit ihren Stärken bewältigen kann (vgl. 282-286). Jeder sollte nach Stärken und Schwächen eingesetzt werden, die Frau muss ja nicht gleich an erster Stelle stehen (vgl. 256-270).</p>		<p>als die politische Aussage und Absicht; bei Männern kommt es auf deren Macht-hunger an (vgl. 429-431).</p>
--	--	--	---

Abbildung 8: Synopse 4

7.4.1. Auswertung Synopse 4

Für Positionen im Verband konstruiert **Typ A** andere Frauen aufgrund des Wissens um ihre Karate-Schwäche als freiwillig Verzichtende (A 13). Frauen würde es so viel kosten, diese Schwächen auszumerzen, dass sie sich dann lieber mit unwichtigen Positionen wie Kindertrainerin etc. zufrieden geben (A 14, M 10). Wenn in einem Landesverband schon Frauen in Führungspositionen sind, ist es einfacher für andere, dazu zu kommen (M 12). Um aber in Führungspositionen zu gelangen, müssen Frauen immer mehr Leistung bringen als Männer (CH 4). Da Männer körperlich überlegen sind und Entscheidungen zumindest in der Anfangszeit des Karate ausgekämpft wurden (U 6), sind Männer die Entscheidungsträger. Auch haben sie immer darauf geachtet im Vorstand unter ihres Gleichen zu bleiben (Homosozialität) (U 7). **Typ U**-Frauen berichten, dass Frauen teilweise sogar vor Gründung des DKV per Satzung aus dem Verein ausgeschlossen waren, also ganz offen diskriminiert wurden (U 8). Banaler war das Wettkampfverbot oder dann später die Zulassung nur zum Kata-Wettkampf, während das Kumite – das ‚eigentliche Karate‘ als Zweikampf – den Männern vorbehalten blieb. **Typ U** beschreibt die Situation im Verband als genauso wie es eben gesamtgesellschaftlich ist: warum sollten Männer ihre Vormachtstellungen freiwillig aufgeben (U 11)?

Typ K sieht im Verein eine Zusammenrottung von Männern zwecks Auslotens von Hierarchien mittels Machtspielen (K 10, K 11, C 14, C 10). Sie stellt in Frage, ob dies mit größerem Engagement durch Frauen verhindert werden könnte (C 13, C 14). Frauen werden allerdings auch nicht darin unterstützt, freie Zeit in Verbandarbeit zu stecken, da sie mit der Familienarbeit beschäftigt sind. Frauen werden in der Karatepolitik eher an Aussehen und Alter gemessen (C 14). (**F 2**)

Typ K stellt fest, dass männliche Trainer präsenter sind, es fehlen also Vorbilder (K 4). Man müsste eher mal Frauen zum Vormachen von Techniken auf Lehrgängen nach vorne holen zum Beispiel (K 5). Das würden sich viele Männer aber nicht trauen, weil es ja wiederum genügend Frauen gebe, denen das nicht zuzutrauen sei (K 6). Wenn Frauen etwas nicht hinbekommen, wird es auf das Geschlecht bezogen (K 6). Häufig versuchen Männer, die Frauen zu maßregeln, obwohl sie es selber nicht besser können; den Männern geht es hierbei um Macht. Gendersensibilität wäre wichtig (K10, K 8).

Typ A stellt einhellig fest, dass sie selber als Frau nie Nachteile empfunden hätten (**F 1, F 4**). Sie bemerken : Frauen haben es häufig schwerer in Führungspositionen zu kommen; andererseits sind sie gegen Quotenregelungen; sie glauben nicht, dass Frauen es nicht schaffen könnten, in Führungspositionen zu kommen. Das hieße, dass sie nicht wollten. Andererseits

bemerken sie, dass Männer versuchen, Frauen auszuschließen, dass Männer im Karate in Führungspositionen sehr ‚einfach gestrickt‘ sind und schlaue Frauen ihnen Angst machen.

Typ A vertritt die Meinung, dass Frauen nicht in Führungspositionen wollen, da sie nicht zu den ‚ätzenden‘ Funktionären gehören wollen. Auch führen sie den körperlichen Abbau nach Geburt von Kindern an. Wenn eine Frau aber wollte, dann könnte sie schon Führungspositionen erreichen; sie muss dabei aber immer mehr leisten als ein Mann (**F A, F B, F 2, F 4**).

Typ A beschreibt den Missbrauch der asiatischen Philosophie zur Herstellung eines Machtgefälles zwischen Männern und Frauen in den Anfangszeiten des Karate. Heute ist das ihrer Erfahrung nach aber nicht mehr so. Frauenkarate ist im Vergleich jung, also müssen Strukturen erst wachsen. Die Zeiten mit mehr Frauen in Führungspositionen kommen jetzt, nachdem Frauen ihren Platz im Wettkampfgeschehen erobert haben. Auch stellt **Typ A** fest, dass Frauen immer ein bisschen mehr leisten müssen; sie sind zwar gegen Quotenfrauen, finden es aber o.k., wenn eine Stelle geschaffen würde, die ‚von einer Frau bewältigt werden kann‘, was sich sehr negativ anhört. Die ‚Frau‘ muss ja nicht gleich an erster Stelle stehen (**F B, F A, F 1**). Wie sie das meinen, bleibt offen. Es wird aber vorher auf Stärken und Schwächen eingegangen und erklärt, dass Stellen mit dafür geeigneten Personen besetzt werden sollen. Bezeichnenderweise sind die **Typ A** Frauen zwar in Führungspositionen im Verband, aber in ihrer Trainerinnenfunktion sind sie alle vorwiegend für die Kinder und Schüler/innen-Gruppe zuständig. Ab der Jugend wird dann auf Bundesebene bei Männern trainiert.

Typ A konstruiert hier am wenigsten Genderdifferenzen. **Typ A** ist der Meinung, dass Frauen in Führungspositionen gelangen könnten, wenn sie wollten, aber mehr dafür leisten müssten. Sie sehen also schon Gender-Ungleichheiten, wenn sie beschreiben, dass eine Frau für die gleiche Position mehr leisten muss, als ein Mann. Gleichzeitig behaupten alle Interviewten aus Typ A, sie seien nie diskriminiert worden und grenzen sich im Übrigen von ‚den Frauen‘ deutlich ab (**F 4**). Dies unterstützt den hartnäckigen Erhalt bestehender hierarchischer Geschlechterverhältnisse (vgl. auch 163).

Typ K sieht Trainer als präserter an. Weiblichkeit wird häufig mit Unfähigkeit gleichgesetzt, da beschrieben wird, dass wenn eine Frau etwas nicht schafft, dies sofort auf ihr biologisches Geschlecht bezogen wird (**F B, F 5, F 3**). Frauen erfahren nach **Typ K** wenig Unterstützung in Verein und Verband. Männer sind hier sehr damit beschäftigt ‚Machtspiele‘ zu spielen, also untereinander Hierarchien auszuloten. Frauen werden aus diesen ‚Spielen‘ qua Geschlecht ausgeschlossen (**F 2, F A, F B**).

Typ U macht Erfahrungen von Genderdifferenzierungen und deren Auswirkungen. Frauen sind (vor Gründung des DKV) teilweise per Satzung aus Vereinen ausgeschlossen. **Typ U** macht die Erfahrung, dass sie durch den Einsatz für die Belange der Frauen viel ändern kann. Für sie bedeutet das Anstrengungen und Narben, aber im Ergebnis sieht sie, dass heute Frauen zumindest formal aus Wettkämpfen und in Satzungen gleichgestellt sind (**F 6**). **Typ U** sieht dies als gesamtgesellschaftliche Entwicklung seit den 1970er Jahren an. Heute sind die Diskriminierungen subtiler und schwerer zu bekämpfen, da sie nicht mehr so greifbar sind (**F 2**).

8. Darstellung der Ergebnisse aus den Synopsen

Der Darstellung der Ergebnisse seien die in **Kapitel 4** entwickelten Fragestellungen **F A** bis **F 6** verkürzt vorangestellt (vgl. Abb. 3, 73). Hierauf wird im Folgenden in Kapitel 8 und 9 immer wieder verwiesen.

F A: Halten sich im Karate-Sport Geschlechterkonstruktionen aus weiblicher Sicht besonders hartnäckig?

F B: Stellen Frauen ihre Unterlegenheit immer wieder selber neu her, indem sie im Sportsystem Karate partizipieren?

F A und F B sind logisch mit allen anderen Fragestellungen verknüpft.

F 1: Gibt es ein Konfliktpotential für Frauen im Karate? Gibt es ein Spannungsfeld zwischen dem von ihnen erwarteten weiblichen Habitus und dem Karate immanenten konstruierten männlichen Habitus? Legitimiert dies Schließungsmechanismen und bedingt dies eine Abgrenzung der ‚Führungs-Frauen‘ von Frauen und als weiblich konstruierten Eigenschaften allgemein (siehe **F 4**)?

F 2: Gibt es im Karate ein vorgefertigtes Hierarchiesystem, welches sich als Bezugssystem für die Geschlechterhierarchie missbrauchen lässt? Wird es instrumentalisiert (vgl. Interview mit N)?

F 3: Tragen Karate betreibende Frauen durch den Sport und die dort von ihnen gezeigten Verhaltensweisen und Körperdarstellungen zu in der Gesellschaft und in ihnen selbst sich verändernden Geschlechterrollenbildern bei?

F 4: Grenzen sich die für das Untersuchungsfeld typischen Karate - Frauen gegenüber allem als weiblich Konstruierten und gegenüber anderen Frauen ab?

F 5: Gibt es im Karate eine Hierarchie generierende ‚visuelle Empirie‘ (vgl. **Kapitel 4**)?

F 6: Ging die Öffnung der Männerdomäne Karate mit der gleichberechtigten Zulassung von Frauen zu offiziellen Wettkämpfen einher?

In Kapitel 8.1. bis 8.5. werden zur vereinfachten und prägnanten Darstellung der Ergebnisse aus den in Kapitel 7 erarbeiteten Synopsen Abkürzungen verwendet. Schon zur übersichtlichen Darstellung in den Synopsen wurden mehreren Interviewstellen ein und derselben Interviewpartnerin Konstruktionen zugeordnet, die die Kernaussagen dieser Interviewstellen zusammenfassend beschreiben (vgl. Kapitel 7, 148-149). Dabei wurde versucht, nahe an der Wortwahl der Interviewten zu bleiben. Diese Konstruktionen wurden – wie auf Seite 148 und 149 erklärt - durch Eintragen aller in das jeweilige Feld passenden Textstellen eines Interviews in eine Kreuztabelle mit den vier Feldern Feld 1: Geschlechterhierarchie im Karate als Do, Feld 2: Geschlechterhierarchie im Karate als Wettkampf, Feld 3: Geschlechterhierarchie

im Karate als Körperarbeit und Feld 4: Geschlechterhierarchie im Karate als Verbandsarbeit herausgearbeitet. Sie wurden nummeriert (z. B. A 1- A 12, M1-M 10), damit in der Auswertung trotz Typenbildung nachzuvollziehen ist, welchem Interview die Konstruktionen (z. B: Interview mit A oder M) zugeordnet werden können. Diese durchnummerierten Konstruktionen sind Grundlage für die vier synoptischen Typkontrastierungen in Kapitel 7.1. bis 7.4: Synoptischer Vergleich 1: Konstruktionen aus Geschlechterhierarchie im Karate als Do (vgl. Kapitel 7.1., 150), Synoptischer Vergleich 2: Konstruktionen aus Geschlechterhierarchie im Karate als Wettkampf (vgl. Kapitel 7.2., 155), Synoptischer Vergleich 3: Konstruktionen aus Geschlechterhierarchie im Karate als Körperarbeit (vgl. Kapitel 7.3., 158) und Synoptischer Vergleich 4: Konstruktionen aus Geschlechterhierarchie im Karate als Verbandsarbeit (vgl. Kapitel 7.4., 164). In Kapitel 8.1. bis 8.4. werden die Ergebnisse dieser Typkontrastierungen dargestellt. Dabei werden anstelle der jeweils kompletten ausformulierten Konstruktionen die entsprechenden Nummern z. B. A 1, M 7 oder N 9 synonym verwendet. Damit eine Person, die erst an dieser Stelle in die Arbeit einsteigt, nicht ständig beim Lesen zurückblättern muss, seien hier in Tabellenform die in Kapitel 8.1. bis 8.5. vorkommenden Konstruktionen, die für Typkontrastierungen in den Synopsen erarbeitet wurden, nach Interviewpartnerin gelistet, aufgeführt. In Klammern hinter den Konstruktionen befinden sich die Zeilenangaben aus den jeweiligen Interviews.

Konstruktionen aus dem Interview mit A	
A 1	Ein männlicher Körper hat immer mehr Power (vgl. 525-530, 515-534), (vgl. Synopse 1, 150).
A 2	Karate lebt von der kraftvollen Ausführung der Techniken (vgl. 617-618), (vgl. Synopse 1, 150).
A 3	Indem sie sagt, sie orientiert sich nur an den Besseren und mit den Schlechteren gibt sie sich gar nicht ab und sie trainiert nur mit Männern, konstruiert sie Männer als die grundsätzlich Besseren (vgl. 617-618), (vgl. Synopse 1, 150).
A 4	Frauen sind stimmlich nicht dazu in der Lage, in einer großen Halle nicht piepsig zu klingen (vgl. 402-406), (vgl. Synopse 1, 150).
A 5	Frauen sind maximal für unwichtige Aufgaben wie Kindertraining oder die Frauengruppe oder Anfängertraining zuständig (vgl. 402-406, 471-481, 347-354), (vgl. Synopse 1, 150).
A 6	Sie konstruiert Frauen als Personen, die nach ihrer aktiven Sportlerinnenphase nicht mehr in der Lage sind, den Sport ‚rüber zu bringen‘ (vgl. 525-530, 515-534), (vgl. Synopse 1, 150).
A 7	Frauen kommen somit natürlich im Verband über unwichtige Positionen wie Frauenbeauftragte nicht hinaus (vgl. 525-530, 515-534), (vgl. Synopse 1, 150).
A 9	Männer seien dagegen ‚wehleidiger‘, würden also nicht so viele Strapazen auf sich nehmen, um ‚gut‘ zu werden (vgl. 529-533), (vgl. Synopse 2, 155).
A 10	Über die Fähigkeit des weiblichen Körpers zur Reproduktion konstruiert A die ‚Mutterrolle‘ als Trainerin für Frauen. Sie konstatiert, dass die Vereine Frauen – wenn überhaupt – dann ‚nur‘ Kinder-, Frauen- oder Anfängertraining geben lassen 2 (vgl. 351-354, 173-178, 370-377, 336-337, 497-498), (vgl. Synopse 3, 158).
A 11	Hier konstruiert sie Frauen als grundsätzlich körperlich schwächer (dabei geht es ja auch darum, durch

8. DARSTELLUNG DER ERGEBNISSE AUS DEN SYNOPSEN

	die Technik ohne Körperkraft überlegen zu sein[...] (vgl. 324-338), (vgl. Synopse 3, 158).
A 12	Frauen als ‚das Andere‘ konstruiert sie dadurch, dass sie feststellt, dass sie selber nie ein Vorbild als Trainerin und auch nicht als Trainierende hatte; die anderen Frauen haben jetzt sie als Vorbild (vgl. 651-660), (vgl. Synopse 3, 158).
A 13	Sie konstruiert hier Frauen in die Rolle der vorsichtshalber freiwillig verzichtenden (vgl. 358-364, 523-526, 90-96, 326-336), (vgl. Synopse 3, 158).
A 14	Da es Frauen so viel mehr Energie kostet in wichtige Positionen zu kommen, geben sie sich mit unwichtigen Positionen zufrieden, wo sie als Frauenbeauftragte belanglose Dinge regeln (vgl. 371-376, 673-682), (vgl. Synopse 3, 158).

Abbildung 9: In Kapitel 8.1.-8.5. relevante Konstruktionen aus dem Interview mit A

Quelle: eigene Darstellung

Konstruktionen aus dem Interview mit U	
U 1	Da in der Regel Männer körperlich stärker sind als Frauen, findet sich hier die Konstruktion Mann = Entscheidungsträger (vgl. 240-242), (vgl. Synopse 1, 150).
U 2	Das Kämpfen (<i>Kumite</i>) wird den Frauen abgesprochen. Dagegen wird ihnen der Bereich ‚Kata‘ (Form, Kampf gegen unsichtbare Gegner) zugeordnet (vgl. 215-250), (vgl. Synopse 1, 150).
U 3	Denn auf den Wettkämpfen soll ja ermittelt werden, wer der ‚stärkste Mann‘ ist. Und da haben Frauen nun mal nichts zu suchen (vgl. 215-250), (vgl. Synopse 1, 150).
U 4	Die Leistung der Frauen wurde als wertlos konstruiert, also abgewertet, mit sichtbaren und spürbaren Konsequenzen (vgl. 259-278), (vgl. Synopse 1, 150).
U 5	Obwohl mit der zunächst positiven Auswirkung, dass sie hier mehr Aufmerksamkeit hatte als die Männer im Training, wird die Frau als ‚das Besondere, Andere‘ konstruiert (vgl. 262-266), (vgl. Synopse 1, 150).
U 6	Männer sind körperlich stärker dahingehend, dass U beschreibt, dass Unstimmigkeiten ausgekämpft wurden (vgl. 240-242), (vgl. Synopse 4, 164).
U 7	Durch diese Homosozialität wird die Notwendigkeit eines gleichgeschlechtlich männlichen Vorstandes kreiert (vgl. 286-287), (vgl. Synopse 4, 164).
U 9	Heute steht sowohl die männliche als auch die weibliche Form in der Satzung. Frauen wird zugesprochen/ ‚ankonstruiert‘, dass sie wenigstens die Arbeit erledigen, die ihre Position im Verband vorsieht (vgl. 409-457), (vgl. Synopse 4, 164).

Abbildung 10: In Kapitel 8.1.-8.5. relevante Konstruktionen aus dem Interview mit U

Quelle: eigene Darstellung

Konstruktionen aus dem Interview mit K	
K 1	Männer sind körperlich stärker dahingehend, dass U beschreibt, dass Unstimmigkeiten ausgekämpft wurden (vgl. 240-242), (vgl. Synopse 4, 164). Karate-Do ist ein Wegweiser heraus aus engen Rollenvorstellungen hin zu der Verwirklichung eigener Fähigkeiten, als Weg zum Ich entgegen Erwartungen (vgl. 440-454, 457-461), (vgl. Synopse 1, 50).
K 2	Durch diese Homosozialität wird die Notwendigkeit eines gleichgeschlechtlich männlichen Vorstandes kreiert (vgl. 286-287), (vgl. Synopse 4, 164). Es gibt ‚Karate-starke‘ Männer und Frauen; dabei ist ‚Karate-stark‘ nicht ‚Muskelstärke‘. Es gibt starke Frauen und schwache Männer, sowie auch völlig andere Differenzlinien (Alter, körperliche Einschränkungen, allgemeine Körperunterschiede außer Geschlecht oder Muskelkraft) (vgl. 598-602, 548-582, 568-569), (vgl. Synopse 3, 158).

8. DARSTELLUNG DER ERGEBNISSE AUS DEN SYNOPSEN

K 3	Als Frau muss man sich immer beweisen. (vgl. 548-582), (vgl. Synopse 4, 164).
K 9	Männer sind machtgeil und spielen Machtspiele (vgl. 342-365, 485-503), (vgl. Synopse 4, 164).

Abbildung 11: In Kapitel 8.1.-8.5. relevante Konstruktionen aus dem Interview mit K
Quelle: eigene Darstellung

Konstruktionen aus dem Interview mit N	
N 1	Sie hat einen männlichen Trainer (vgl. 36-40), (vgl. Synopse 2, 155).
N 2	Es herrscht eine Diskrepanz zwischen der allgemeinen Meinung über Frauenkarate und der Realität: Unter den Berufssportler/innen sind zurzeit ausschließlich Frauen, die somit auch viel mehr Wettkampferfolge haben (vgl. 144-147, 147 ff., 151 f.), (vgl. Synopse 2, 155).
N 4	Frauen kämpfen taktischer, Männer machen Show und Machtspielchen. Dabei ist Ersteres in der Regel erfolgreicher (vgl. 169-175), (vgl. Synopse 2, 155).
N 5	So wie Frauen im Wettkampfgeschehen ihre anfängliche Ausgrenzung aufgeholt haben, wird dies auch im Funktionärsbereich passieren (vgl. 200 ff., 214-215, 242 f., 248-252), (vgl. Synopse 2, 155).
N 7	Sie ist Landesvorsitzende im Verband und hat eine eigene Karate-Schule für Kinder (vgl. 70-71, 72, 74 ff., 358-361), (vgl. Synopse 2, 155).
N 13	Frauen müssen immer noch ein bisschen mehr leisten (vgl. 223-226), (vgl. Synopse 4, 164).
N 14	Quotenfrauen sind schlimm (vgl. 263-270). Besser wäre, eine Position zu schaffen, die die Frau mit ihren Stärken bewältigen kann (vgl. 282-286). Jeder sollte nach Stärken und Schwächen eingesetzt werden, die Frau muss ja nicht gleich an erster Stelle stehen (vgl. 256-270), (vgl. Synopse 4, 164).

Abbildung 12: In Kapitel 8.1.-8.5. relevante Konstruktionen aus dem Interview mit N
Quelle: eigene Darstellung

Konstruktionen aus dem Interview mit C	
C 1	Karate bringt jeder Frau Selbstbewusstsein und Körpergefühl (vgl. 330-346), (vgl. Synopse 1, 150).
C 3	Frauen haben mehr Durchhaltevermögen und kommen über Jahre, Männer haben einen kurzen Sieg. (vgl. 84-106), (vgl. Synopse 1, 150).
C 5	Karate ist eine männliche Kunst, man überwindet die eigenen Emotionen, Angst, Selbstzweifel und fokussiert ein Ziel. (vgl. 256-265), (vgl. Synopse 1, 150).
C 7	Nachdem Frauen zunächst zu Wettkämpfen gar nicht, dann nur für Kata zugelassen waren, mussten die skeptischen männlichen Trainer später feststellen, dass Frauen den längeren Atem haben (vgl. 84-106), (vgl. Synopse 1, 150).
C 8	Durch die Körpererfahrung entsteht die Verbindung zwischen Körper und Geist (vgl. 340-346), (vgl. Synopse 2, 155).
C 9	Koordination, Fitness und allgemeine Sportlichkeit werden gefördert (vgl. 316-324), (vgl. Synopse 3, 158).
C 10	Auf Vereinsebene findet eine Zusammenrottung von Männern statt, wie in der Politik; liegt dies am Nicht-Engagement der Frauen, dass Männer hier ihren Spielplatz behalten? Männer spielen hier ,soziale Machtspiele (vgl. 390-418), (vgl. Synopse 3, 158).
C 11	Die Techniken selber sind durch das abrupte Abstoppen, das Auftreffen, das Blocken, die geraden und zielgerichteten Bewegungen, das Konzentrieren und Fokussieren auf einen Punkt und den militärischen Zählton männlich (vgl. 180-192), (vgl. Synopse 3, 158).

C 12	Flexibel sein, umlenken, aufstehen, hinfallen und wieder aufstehen ist weiblich (vgl. 180-192). Koordination, Fitness und allgemeine Sportlichkeit werden gefördert (vgl. 316-324), (vgl. Synopse 4, 164).
-------------	--

Abbildung 13: In Kapitel 8.1.-8.5. relevante Konstruktionen aus dem Interview mit C

Quelle: eigene Darstellung

	Konstruktionen aus dem Interview mit M
M 3	Gute Trainer sind männlich. (vgl. 623-633), (vgl. Synopse 2, 155).
M 4	Ihr Freund ist ihr Trainer; dadurch hat sie gute Trainingsbedingungen (vgl. 355 ff.), (vgl. Synopse 2, 155).
M 5	Durch Karate wird ein gutes Selbst- und Körperbewusstsein entwickelt. Dies ist gerade für Kinder wichtig. Sie vermittelt vorwiegend an Kinder (vgl. 102-110, 130-140, 187-197), (vgl. Synopse 3, 158).
M 6	Beim Karate versucht man, Kraft und Energie auf einen Punkt zu bündeln (vgl. 130-140). Man lotet körperliche Grenzen aus. Die Erfahrungen, über sich hinaus zu wachsen, kann sie ins alltägliche Leben übertragen (vgl. 187-197), (vgl. Synopse 3, 158).
M 7	Karate sollte nicht für Frauen anders sein. (vgl. 448-464). Daher stellt für M die Erkenntnis, dass Männer immer mehr ‚Durchschlagskraft‘ haben, ein großes Problem dar: sie kann trainieren, wie viel sie will, das kriegt sie nicht hin (vgl. 484-508), (vgl. Synopse 3, 158).
M 8	Das ist die eigentliche Kunst und hierbei liegt die Herausforderung wieder mehr darin, den eigenen Körper zu beherrschen und gezielt einsetzen zu können, als die andere Person ‚umzuhauen‘ (vgl. 513-516), (vgl. Synopse 3, 158).
M 9	Hier konstruiert sie Frauen als grundsätzlich körperlich schwächer (dabei geht es ja auch darum, durch die Technik ohne Körperkraft überlegen zu sein[...]) (vgl. 324-338) Es waren für sie eher positive Anreize, wenn sie als Frau dann unerwarteter Weise überlegen war (vgl. 559-562). Sie beschreibt eher den integrativen Effekt des zusammen ‚Keulens‘; dadurch wird jede/r eingeschlossen, auch Ausländer (vgl. 564-565). Womit sie andeutet, dass sie ja auch noch Ausländerin ist und auch dies ein Faktor neben ihrem ‚Frau-Sein‘ ist, der andersartig ist, also integriert werden muss (vgl. 563-565), (vgl. Synopse 3, 158).
M 11	In Japan hat sie als Frau nie Nachteile empfunden und im Deutschen Karate Verband zählen Titel. Da sie die hat, ‚glauben‘ ihr die Leute und brechen sich – da es ja um Kata geht – auch keinen Zacken aus der Krone, wenn sie dies bei einer Frau trainieren (vgl. 532f), (vgl. Synopse 4, 164).
M 12	Frauen, die in Führungspositionen wollen, schaffen das (vgl. 580-583). Nur wegen der Quote Posten zu besetzen, findet sie falsch (vgl. 585, 593-595). Sie widerspricht sich, indem sie dann doch Probleme – die der gesamtgesellschaftlichen Situation entsprechen – sieht, wenn Frauen in Führungspositionen wollen (vgl. 585). Im Landesverband X ist es einfacher, weil Frauen in der Geschäftsstelle sitzen (vgl. 600-602), (vgl. Synopse 4, 164).
M 13	Sie kann nicht ganz glauben, dass Frauen nur deshalb einen Posten nicht antreten, weil Männer dagegen sind, da muss es andere Hintergründe geben (vgl. 604 ff.), (vgl. Synopse 4, 164).
M 14	Sie stellt die These auf, dass die Menschen in Führungspositionen im Karate sehr einfach strukturiert sind. Dies ist auch der Grund dafür, dass sie in Führungspositionen sind (Homosozialität). Starke und schlaue Frauen machen den Männern Angst, die wollen sie nicht (vgl. 613-619), (vgl. Synopse 4, 164).

Abbildung 14: In Kapitel 8.1.-8.5. relevante Konstruktionen aus dem Interview mit M

Quelle: eigene Darstellung

Konstruktionen aus dem Interview mit CH	
CH 1	Ihre Trainer waren männlich (vgl. 7-9, 20-29, 265-266, 277-279), (vgl. Synopse 2, 155).
CH 2	Karate ist aufgrund der harten Bewegungen keine schöne Sportart für Frauen. Für Frauen ist Tanzen mit weichen Bewegungen schöner. Daher sind weniger Frauen in Führungspositionen, weil der Prozentsatz an Frauen nicht so hoch ist (vgl. 288-295), (vgl. Synopse 3, 158).
CH 3	An der Spitze der Verbände, als Trainer/in und Kampfrichter/in sind nur Männer, denn Frauen kriegen Kinder, bauen dann körperlich schnell ab und können die Leistung nicht mehr bringen (vgl. 102-104,105-122, 128-143), (vgl. Synopse 4, 164).
CH 4	Sie selber ist nicht diskriminiert worden, wenn eine Frau will, dann kann sie auch Trainerin werden. Sie muss dann aber in der Regel schon mehr Leistung bringen als ein Mann (vgl. 159-168, 180-191, 215-235), (vgl. Synopse 4, 164).

Abbildung 15: In Kapitel 8.1.-8.5. relevante Konstruktionen aus dem Interview mit CH

Quelle: eigene Darstellung

8.1. Ergebnisse aus Synopse 1: Geschlechterhierarchie und Karate als Do

Betrachtet man **Typ A** („Die Wettkämpferin“) in der Synopse 1, so wird deutlich, dass für **Typ A** die ‚visuelle Empirie‘ (**F 5**, vgl. 169) ein maßgebliches Stichwort ist. **Typ A** hat das Gefühl, dass Männer die körperlich Überlegenen und daher die besseren Karateka sind. **Typ A** orientiert sich an männlichen Vorbildern. Um die eigene Position zu sichern, wird sich von allem, was weiblichen Geschlechterrollenbildern zugeordnet ist, vehement distanziert (**F 4**, vgl. 169). Auf diese Weise nutzt **Typ A** selber Schließungsmechanismen (**F 4**, vgl. 169). Das Untersuchungsfeld in **Typ A** umfasst zwei Generationen (wie der Autorin aus den Daten der Originalinterviews bekannt, aber durch die Anonymisierung nicht mehr nachvollziehbar ist), wobei die dargestellten Ergebnisse eher auf die älteren Interviewpartnerinnen in **Typ A** zutreffen als auf die jüngeren. Ganz besonders davon betroffen, insbesondere von den Schließungsmechanismen im Karate ist **Typ U** als ‚Die Pionierin‘. Hier bestätigt sich **F 6** (vgl. 169): Zu **Typ Us** Zeiten waren die Hauptprobleme für die Frauen die Schließungsmechanismen der reinen Männerdomäne ‚Karate‘. Im Verlauf der Zeit öffnete sich diese; parallel dazu ist eine Entwicklung hin zu einer Angleichung an den Austragungsmodus der Männer-Wettkämpfe schon vor der Gründung des Deutschen Karate Verbandes (DKV) zu beobachten. Spätestens seit der Gründung des DKV gibt es hinsichtlich einer gleichberechtigten Zulassung zu Wettkämpfen laut Satzungen und Beschlüssen keine Hindernisse mehr für Frauen. Veränderungen

haben hinsichtlich der Anerkennung von bei Wettkämpfen erfolgreichen Karate Frauen stattgefunden. N berichtet in ihrem Interview noch von Szenen, wo die Frauen von den männlichen Kollegen während des Wettkampfes nicht bejubelt wurden (vgl. N 5, N 10, N 13, siehe Abb. 12, 172), sondern statt dessen deutlich gemacht wurde, dass das *Frauen-Kumite* (siehe **Glossar**) von den Männern nicht ernst genommen wird. Heute sind Frauen im Karate-Wettkampf sogar wesentlich erfolgreicher als Männer, da sie mehr Titel erringen und somit wesentlich anerkannter sind (vgl. N 4 - 5, siehe Abb. 12, 172). Zu **Typ Us** Zeiten war es üblich, die karateimmanente Hierarchie zur Rechtfertigung aller Schließungsmechanismen zu benutzen (**F 2**, vgl. 169). Auch hier lässt sich eine Entwicklung bei **Typ A** bis in die heutige Zeit beobachten. Frauen werden heute Bundestrainerinnen, zwar noch für die Jüngsten und nicht etwa für die Erwachsenen. Aber genau wie Frauen die Männer bei den Wettkampferfolgen überholt haben, ist im Bereich der Führungspositionen ein Wandel mit der Zeit denkbar (vgl. N 5, siehe Abb. 12, 172).

Für **Typ A**-Frauen scheint sich **F 1** (vgl. 169) zu bestätigen: Sie befinden sich in einem Spannungsfeld zwischen dem für sie als Frau vorgesehenen Rahmen und den karateimmanent männlich konstruierten Geschlechterrollenbildern. Sie lösen dies, indem sie sich vehement von allem Weiblichen abgrenzen (**F 4**, vgl. 169). Bei **Typ U** ist dieses Phänomen nicht in dieser Vehemenz zu beobachten. Hier gab es einen so großen Handlungsbedarf aus dem Leidensdruck heraus, dass noch viel mehr die intakten Schließungsmechanismen griffen und **F A** sowie **B** (vgl. 169) und **F 2** (vgl. 169) sich dadurch permanent selbst bestätigt haben. Für **Typ K** (,Die den Weg geht') ist dies ein nicht so großes Thema. **Typ K** profitiert am meisten von den durch das Karate in der eigenen Persönlichkeit installierten positiven neuen Eigenschaften wie starkes Selbstbewusstsein und körperliche Fitness (vgl. C 1, siehe Abb. 13, 172). **Typ K**-Frauen haben diese ,neuen' Eigenschaften in alle Lebensbereiche transportiert, so dass man annehmen kann, dass sie durch ihr Karate Treiben andere Geschlechterrollenbilder entwickelt haben und diese eine konstituierende Außenwirkung haben. Diese Annahme widerlegt **F B** und bestätigt **F 3** (vgl. 169). Zum Beispiel wird in C 3 und C 7 (siehe Abb. 13, 172) belegt, dass Frauen beim Karate ,den längeren Atem haben' und ausdauernder sind und dass dies von Trainern, die zu **Typ Us** Zeiten noch Frauen explizit aus dem Training ausgeschlossen haben, heute anerkannt ist (vgl. Interview mit C, 89-104 und mit U 286-297). Somit bestätigt **Typ K** als Ergebnis aus Synopse 1 **F B** (vgl. 169) nicht, nämlich dass Frauen ihre eigene Unterlegenheit durch Partizipation im Karate immer wieder selber herstellen. Im Gegenteil: durch die Anerkennung ihrer größeren Ausdauer und durch ihr selbstbewussteres Verhalten (vgl. K 1, K 2, K3, C 1, siehe Abb. 11, 171, Abb. 13, 172) entsteht eher ein Effekt eines veränderten weib-

lichen Geschlechterrollenbildes. Insgesamt hat **Typ K** mit weniger Widerständen zu rechnen. Zum einen ist die Männerdomäne Karate für Frauen in der heutigen Zeit geöffnet. Zum anderen stehen **Typ K**-Frauen, da sie keine Wettkämpfe betreiben und keine Führungspositionen inne haben, einfach weniger im Fokus, so dass vermeintlich abweichendes Geschlechterrollenverhalten nicht so stark sanktioniert wird. Sie werden weniger mit den Hierarchien (**F 2**, vgl. 169) und den daraus resultierenden Schließungsmechanismen (**F 5**, vgl. 169) konfrontiert. Häufig geschieht dies in banalen alltäglichen Interaktionssituationen mit männlichen Übungspartnern oder Vereinskollegen, wobei sie folgende Strategien einsetzen: entweder sie ignorieren den männlichen ‚Angriff‘, oder sie vertreten ihren Standpunkt (vgl. K 1; K 9, C 10 in Synopse 4; Interview K, 349-358, 485-499, Abb. 11, 171, Abb. 13, 172).

8.2. Ergebnisse aus Synopse 2: Geschlechterhierarchie und Karate als Wettkampf

Auffällig sind in **Typ A** die Abgrenzungen gegen die Geschlechterrollenzuschreibungen (**F 4**, vgl. 169) zum Beispiel durch Benutzung der männlichen Form, besonders wenn es um die eigene Person geht. Daraus ist abzulesen, dass **Typ A** Frauen sind gegen alles Weibliche abgrenzen; sie verwenden die männlich Form sogar, wenn sie von sich selber sprechen. Trotz dessen bemerkt **Typ A**, dass Frauen aufgeholt haben: sie sind heute als Berufssportlerinnen wesentlich erfolgreicher als Männer und kämpfen sogar taktischer. Dies und die daraus resultierende Vorbildfunktion von Frauen (vgl. Interview mit A, 416-422, 661, siehe Abb. 9, 170) ist ein Zeichen für ein verändertes Geschlechterrollenbild und bestätigt **F 3** (vgl. 169), vgl. 169. Außerdem setzen Frauen viel mehr Energie beim Training ein, um gut zu werden, sind also ehrgeiziger (vgl. N 2-4, A 9, siehe Abb. 12, 172, Abb. 9, 170). Dies stellt auch **Typ K** fest: gerade die Trainer, die sich früher sehr gegen Frauen im Karate ausgesprochen haben, trainieren heute erfolgreiche Damenmannschaften (vgl. C 7, siehe Abb. 13, 172). Alle Trainer der Wettkämpferinnen sind männlich, was die Hierarchiestruktur in der Generation vor ihnen spiegelt (**F 2**, vgl. 169). Durch Wettkampferfolge genießt **Typ A** Ansehen (**F 6**, vgl. 169). **Typ A** fühlt sich dadurch nicht diskriminiert, sondern akzeptiert. **Typ A** hat jedoch selber mit Konflikten, die die Rollenbilderanforderungen an sie stellen, zu kämpfen. **Typ A** löst das mit Abgrenzungen gegen Weibliches (**F 4**, vgl. 169). Damit nutzt **Typ A** Schließungsmechanismen (**F 5**, vgl. 169). Insbesondere werden Männer als die grundsätzlich Stärkeren und von daher im Karate als ‚die Besseren‘ konstruiert (A 1-4, siehe Abb. 9, 170). **Typ A** spricht gene-

rell in der männlichen Form (vgl. N 7, siehe Abb. 12, 172). Die eigenen Trainer sind Männer (vgl. A 9, M 3-4, CH 1, N 1, siehe Abb. 9, 170, Abb. 14, 173, Abb. 15, 174, Abb. 12, 172). **Typ A** ist zuversichtlich, dass Frauen mit der Zeit – genau wie bei den Wettkämpfen – in Bezug auf Führungspositionen aufholen werden (vgl. N 2, N 5, siehe Abb. 12, 172).

Zu **Typ Us** Zeiten wurden Wettkämpfe vor Gründung des Deutschen Karate Verbandes im Sinne von Ausschlussmechanismen verwendet: Frauen waren zuerst gar nicht, später mit Einschränkungen zugelassen. Sie waren immer wieder Interventionen von Männern, die dazu verschiedene Strategien anwandten, ausgesetzt (vgl. Interview mit U, 171-192). Da sich über das methodisch genaue Vorgehen in der Synopse 2 (vgl. 155) keine Aussagen dazu formulieren lassen, wurde hier auf das Interview mit U verwiesen. Zum einen gaben sie vor, Frauen schützen zu wollen, zum anderen drohten sie mit Massenrücktritten, wenn Frauen nun gleiche Rechte bekommen sollten wie Männer. Derartige Mechanismen sind aus anderen Sportarten zu Beginn der sich öffnenden Männerdomäne bekannt (vgl. Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003).

8.3. Ergebnisse aus Synopse 3: Geschlechterhierarchien und Karate als Körperarbeit

In dieser Synopse wird bei **Typ A** deutlich, dass die Angehörigen dieses Typus sich von vielen als weiblich konstruierten Eigenschaften abgrenzen (vgl. Synopse 3, 158, A 10-13, M 5-8, CH 2; vgl. Abb. 9, 170, Abb. 14, 173; **F 4**, vgl. 169). In CH 2 (siehe Abb. 15, 174) werden deutlich die klassischen Körperkonnotationen reproduziert: Karate sei nichts für Frauen, da es harte und schnelle Bewegungen beinhalte; da wäre Tanzen o.ä. für Frauen geeigneter. Sie geraten somit in den Konflikt, die als männlich konstruierten Eigenschaften für sich als Frauen adaptiert zu haben und bestätigen so **F 1** (vgl. 169). Sie kämpfen gegen die Natur, wie sie selber formulieren, und orientieren sich an dem als männlich konstruierten als Maßstab. Sie ziehen zur Begründung häufig die im Karate ‚visuelle Empirie‘ heran (**F 5**, vgl. 169). Dann, wenn sie es geschafft haben, sogar besser zu sein als Männer und z. B. in der Partnerübung das Gegenüber mit ihrer Überlegenheit zu konfrontieren, bekommt der Aspekt der Geschlechterrollen konstituierenden Faktoren (**F 3**, vgl. 169) Gewicht. Auch wenn eine so gute Frau als Trainerin vor Gruppen steht und für die anderen Frauen Vorbildfunktion bekommt, hat dies sicherlich auf die Konstruktion der Eigenschaften der gesamten Genusgruppe positive Eigenschaften im Hinblick auf eine hierarchische Aufwertung.

Während **Typ A**-Frauen als grundsätzlich körperlich schwächer und damit auch als ‚karate-schwächer‘ konstruiert, sieht M – die ebenfalls die größere Körperstärke der Männer bemerkt – den Faktor des größeren Selbstbewusstseins durch Karate im Vordergrund (vgl. A 11, M 5-9, siehe Abb. 14, 173). Dies unterstützt eher die Annahme, dass Frauen, die Karate betreiben, die Geschlechterrollenbilder verändern (**F 3**, vgl. 169). Hier wird eine Diskrepanz zwischen der älteren Generation (A und N) und der jüngeren Generation (M und CH) (s. o.) innerhalb von **Typ A** sichtbar. M sieht die eigene Körperbeherrschung im Vordergrund als Kriterium für eine gute Karateka. Dies ist vergleichbar mit den Erfahrungen des **Typ K** (vgl. C 8, K 2-3, siehe Abb. 13, 172, Abb. 11, 171). In der Gruppe von **Typ K** taucht dieses vehemente Negieren als weiblich konstruierter Eigenschaften überhaupt nicht auf. Dafür werden hier häufig **F 3** stützende Aussagen gemacht (vgl. K 3, C1, C 8, C 9, siehe Abb. 13, 172, Abb. 11, 171). Durch das durch Karate so gesteigerte Selbst- und Körperbewusstsein kann die Konstruktion von Weiblichkeit weg beeinflusst werden von alten Klischees. Die ‚visuelle Empirie‘ wird auch von **Typ K** gesehen (vgl. K 2, C 11-12, siehe Abb. 13, 172, Abb. 11, 171). K beschreibt, dass es im Karate aber eben nicht um reine Körperkraft geht und widerlegt somit **F 5** (vgl. 169). Auch wenn Männer körperlich stärker sein mögen, sind sie deswegen noch lange nicht ‚karate-stärker‘.

Die für Frauen sich ergebenden Konflikte, nämlich sich im Karate eher als männlich konstruierter Eigenschaften bedienen zu müssen, wird von **Typ K** bemerkt (C 11-12, siehe Abb. 13, 172). Dies stützt **F 1** (vgl. 169), es scheint also Konflikte für Frauen zu geben, wenn sie vorwiegend als männlich konstruierte Eigenschaften an den Tag legen (müssen).

8.4. Ergebnisse aus Synopse 4: Geschlechterhierarchien und Karate als Verbandsarbeit

In **Typ A** wird sich überwiegend von als weiblich Konstruiertem abgegrenzt (vgl. A 13-14, CH 3-4 N 5, siehe Abb. 9, 170, Abb. 15, 174, Abb. 12, 172). In M 11 (siehe Abb. 14, 173) wird bemerkt, dass jedoch Frauen, die auf Wettkämpfen erfolgreich waren, Anerkennung entgegen gebracht wird. (Anderen) Frauen wird unterstellt, dass sie körperlich schneller abbauen als Männer, nachdem sie Kinder bekommen haben und dass sie deshalb freiwillig auf Führungspositionen im Verband verzichten. Daraus leitet **Typ A** Schließungsmechanismen ab (vgl. A 14, M 11, M 14, N 12-14 siehe Abb. 9, 170, Abb. 14, 173, Abb. 12, 172). Dies bestätigt **F 4** (vgl. 169), nämlich dass sich in Männerdomänen erfolgreiche Frauen von ‚anderen

Frauen' abgrenzen und dabei auf gleiche Konstruktionen zurück greifen wie Männer. Frauen müssen immer ein bisschen mehr leisten, sollten aber nicht durch ‚Quoten‘ bevorteilt werden (vgl. N 13-14, siehe Abb. 12, 172). Dies ergibt für sie als Frauen in Führungspositionen automatisch wieder den Konflikt **F 1** (vgl. 169): nämlich sich von allem als weiblich Konstruieren abgrenzend doch eine Frau zu sein, allerdings in einer Führungsposition, welche sie selber Frauen im Karate, die den Geschlechtsrollenbildern entsprechen, nicht zugestehen.

Typ U bestätigt ebensolche Aussagen (vgl. U 9-10, siehe Abb. 10, 171), beschreibt die klaren Ausschlussmechanismen (**F 5**, vgl. 169), die es in den Anfangszeiten des Karate in Deutschland noch gab. Bezeichnend ist hier der Ausschluss von Frauen per Satzung (vgl. U 6-7 in Synopse 1, 150; siehe Abb. 10, 171; Interview mit U 282-297). Für **Typ U** ergibt sich als Pionierin in der Verbandspolitik ein Konfliktpotential (**F 1**, vgl. 169, vgl. Interview mit U, 192-196).

Typ K beschreibt in K 4 - K 10 (vgl. Abb. 1, 171) Ausschlussmechanismen, die auf Vereinsebene subtil funktionieren. Die Hierarchisierung der Geschlechter wird mit der im Karate schon angelegten Hierarchie kombiniert und ergibt eine Geschlechterhierarchie analog der sozial konstruierten (**F 2**, vgl. 169). Diese hält sich im Karate sehr hartnäckig (**F A**, vgl. 169; vgl. M 7, A 1-4, U 6, siehe Abb. 14, 173; Abb. 9, 170, Abb. 11, 171); die visuelle Empirie liefert scheinbar die Argumente (**F 5**, vgl. 169).

8.5. Zusammenfassung der Ergebnisse

Die Ergebnisse aus den Synopsen auf einen Blick:

Syn. 1-4	Typ A: Die Wettkämpferin			Typ U: Die Pionierin			Typ K: Die den Weg geht		
	trifft zu	eher nicht	gar nicht	trifft zu	eher nicht	gar nicht	trifft zu	eher nicht	gar nicht
F A		X			X			X	
F B		X				X			X
F 1	X				X			X	
F 2	X			X				X	
F 3		X			X		X		
F 4	X			X				X	
F 5	X				X				X
F 6	X			X				X	

Abbildung 16: Ergebnisse aus den Synopsen, Quelle: eigene Darstellung

Für das Lesen der Zusammenfassung der Ergebnisse können – wie am Anfang von Kapitel 8 auf Seite 169 und 170 beschrieben – die Abbildungen 9 bis 15 (170-174) herangezogen werden. **Typ A** meint immer den Typ ‚Die Wettkämpferin‘, **Typ U** bezeichnet ‚Die Pionierin‘ und **Typ K** ‚Die den Weg geht‘. Alle Abkürzungen sind in Kapitel 4.3. sowie in den Synopsen in Kapitel 7 erklärt.

***F A:** Halten sich im Karate-Sport Geschlechterkonstruktionen aus weiblicher Sicht besonders hartnäckig?*

Aus den Synopsen lässt sich heraus lesen, dass es eher nicht zutrifft, dass sich im Karate die Geschlechterkonstruktionen sehr hartnäckig halten. Durch die Wettkampferfolge und die sich daran anschließenden Führungsaufgaben hat **Typ A** ein hohes Maß an Anerkennung. Zwar werden die wichtigsten Führungspositionen immer noch nicht von Frauen besetzt (vgl. A 5, A 7, siehe Abb. 9, 170), aber wie N beschreibt, werden Frauen hier mit der Zeit genauso aufholen, wie sie dies im Wettkampfbereich getan haben (vgl. N 5 in Synopse 2, 150, siehe Abb. 12, 172). Frauen sind nach Meinung von N auf einem Topp-Level angekommen trotz aller Widrigkeiten (vgl. N 9, 11-12; siehe Abb. 12, 172). Sie müssten zwar trotzdem mehr leisten, als Männer, um in vergleichbare Positionen zu gelangen, doch haben sie dies bereits geschafft (vgl. CH 4, N 13, siehe Abb. 15, 174). **Typ U** scheint sich in U 9 (siehe Abb. 10, 171) gegen **F A** auszusprechen, denn wenn heute in den Satzungen die männliche und die weibliche Form verwendet wird, so ist das eine Folge ihres jahrelangen harten Kampfes, und gleichzeitig ein Zeichen für eine bereits eingetretene Veränderung hinsichtlich der Gendersensibilität. Besonders hartnäckig scheinen die Geschlechterrollenbilder allerdings am Anfang der Öffnung der Männerdomäne Karate in den siebziger Jahren gewesen zu sein, wie **Typ U** beschreibt (vgl. **Kapitel 9**). Immer wieder werden Frauen in diesen Zeiten auf ihren Körper und dessen vermeintliche Schwächen verwiesen. Zur Teilnahme an Wettkämpfen, die es nach Widerständen auch für Frauen gibt, musste zum Beispiel ein negativer Schwangerschaftstest mitgebracht werden. Die für das Karate vorgeblich notwendigen Eigenschaften wurden Frauen abgesprochen. **Typ K** erkennt dagegen ganz klar, dass es sowohl karate-starke Männer, Frauen wie Kinder gibt, denn es kommt im Karate eben nicht auf die reinen körperlichen Gegebenheiten an (vgl. K 2; siehe Abb. 11, 171).

F B: *Stellen Frauen ihre Unterlegenheit immer wieder selber neu her, indem sie im Sportsystem Karate partizipieren?*

Es scheint eher nicht zuzutreffen, dass Frauen durch Partizipation im Karate ihre eigene Unterlegenheit ständig selber wieder herstellen. Zum Teil trifft es für **Typ A** zu, da diese Frauen sich sehr stark auf die visuelle Empirie (vgl. Hartmann-Tews, 2006, 24) beziehen und in der Folge die Männer als ‚die Besseren‘ konstruieren, an denen sie sich orientieren (vgl. A 1-4, M 2, A 11, M 6-7, CH 2, siehe Abb. 9, 170, Abb. 14, 173, Abb. 15, 174). Es ist anzunehmen, dass es für **Typ U** nicht zutrifft, dass Frauen ihre eigene Unterlegenheit ständig wieder selbst reproduzieren, da **Typ U** die eigenen Stärken kennt und gegen die Widerstände der Männer durchsetzt. **Typ U** beschreibt zwar den Effekt der Homosozialität im Zusammenhang mit ausschließlich männlichen Vorständen auf Landesebene im DKV (U 7 in Synopse 4, 164; siehe Abb. 10, 171), jedoch weist sie auf die formale Gleichstellung, die heute durch Verwendung der männlichen und weiblichen Form in Satzungen und anderen Beschlüssen, hergestellt ist, hin (vgl. U 9, siehe Abb. 10, 171 in Synopse 4). Frauen wird nach **Typ U** sogar zugesprochen, dass sie die Arbeit auf dem jeweiligen Funktionärsposten verrichten, anstatt wie Männer ‚Machtspielchen zu spielen‘ (K 9, C 10, C 14, siehe Abb. 11, 171, Abb. 13, 172). **Typ K** bezeichnet Männer als ‚machtgeil‘ und benennt deren Interagieren im Verband klar als ‚Machtspielchen‘. **Typ K** sieht nicht explizit, dass Frauen ihre Unterlegenheit in der Interaktion immer wieder neu herstellen. Sie halten sich aus den männlichen Machtspielen heraus und kommen somit nicht in Führungspositionen, so dass sie indirekt ihre Unterrepräsentanz auf wichtigen Posten selber mit herstellen (vgl. K 9, C 10 siehe Abb. 11, 171, Abb. 13, 172).

F 1: *Gibt es ein Konfliktpotential für Frauen im Karate? Gibt es ein Spannungsfeld zwischen dem von ihnen erwarteten weiblichen Habitus und dem Karate immanenten konstruierten männlichen Habitus?*

Insbesondere für **Typ A** scheint sich identitätsrelevantes Konfliktpotential zu ergeben. **Typ A**-Frauen grenzen sich vehement gegenüber allem als weiblich Konstruierten ab. Gerade die ältere Generation der **Typ A** Frauen tut dies; die jüngere Generation bemerkt stellenweise die Vorteile des durch Karate veränderten Geschlechterrollenbildes - wie es auch **Typ K** tut - positiv, so dass sich hier scheinbar weniger Identitätskonflikte ergeben. In **Typ U** finden sich ebenfalls kaum Hinweise auf Abgrenzungen gegenüber den ‚anderen Frauen‘ mit den ‚weiblichen Eigenschaften‘. **Typ U** kämpft als Pionierin für Gleichstellung, so dass die Geschlechterdifferenz nicht ihr Fokus ist.

F 2: *Gibt es im Karate ein vorgefertigtes Hierarchiesystem (vgl. Hirschauer, 1996, Kapitel 4 dieser Arbeit), welches sich als Bezugssystem für die Geschlechterhierarchie missbrauchen lässt?*

Dass die dem Karate immanente Hierarchiestruktur, welche sich zum Beispiel aus dem Gürtelfarbensystem (vgl. Kapitel 3) ergibt, sich eignet, um daran eine hierarchische Geschlechterordnung fest zu machen, trifft für **Typ A** zu: alle Interviewten bemerken, dass ihre Trainer – also diejenigen mit den höheren Karate-Qualifikationen - Männer sind. An ihnen orientieren sie sich (vgl. Synopse 2, 199). Sie sehen sie als die ‚Besseren‘ (vgl. A) und somit als Maßstab. Dies wird ebenso deutlich, wenn N bemerkt, dass sich Frauenwettkämpfe dem männlichen Maßstab angepasst haben und dabei Männer sogar bereits in Punkto Turniersiegen überholt haben. Dabei werden immer noch ‚Männer‘ und Leistungen von Männern als Maßstab gesetzt. Dadurch dass Trainer gleichzeitig immer die weit höhere Graduierung haben, wird diese dem Karate immanente Gürtelhierarchie mit der Führungsposition als Trainer verknüpft. **Typ K**-Frauen bemerken diese Hierarchien bei den ‚Machtspielchen‘, die Männer auf Vereins- und Verbandsebene spielen, es berührt sie wenig, da sie selber im Karate in keiner exponierten Position sind, die es für die Männer notwendig machen würde, ihre Hierarchie herstellenden Einflüsse zu nutzen (vgl. Synopse 1, 199), um sich gegen für sie und ihre Positionen bedrohlich werdende Frauen zu behaupten. Für **Typ U**-Frauen scheint **F 2** zu zu treffen: hier wurden noch sehr stark Leistungs- und Verantwortungshierarchien missbraucht, um Frauen auszuschließen. So hat sich der Kreis über **F B** (Frauen stellen ihre Unterlegenheit durch Agieren in dem System immer wieder selber her) und **F A** (dadurch halten sich Geschlechterkonstruktionen hartnäckig) immer wieder geschlossen: die Geschlechterkonstruktionen konnten sich in der Anfangszeit des Karate lange halten (**F A**) und wenn Frauen partizipiert haben, wurden sie gemeinschaftlich in ihre Schranken verwiesen (**F B**).

F 3: *Tragen Karate betreibende Frauen durch den Sport und die dort von ihnen gezeigten Verhaltensweisen und Körperdarstellungen zu in der Gesellschaft und in ihnen selbst sich verändernden Geschlechterrollenbildern bei?*

Dies wird deutlich in **Typ K** benannt. K beschreibt, wie sie ihr ‚Ich‘ durch Karate wiedergefunden hat. Es wurde klar für sie, was sie eigentlich im Leben will. Mit dem durch Karate gestärkten Selbstbewusstsein kann sie dies durchsetzen, lässt sich scheiden, beginnt berufsbegleitend zu studieren und wechselt die Arbeitsstelle. Gleichzeitig macht sie sich unabhängig von gesellschaftlichen Vorgaben, die vermeintlich für sie als Frau gelten.

M in **Typ A** macht die Erfahrungen, dass sie schon häufig Männer mit schnellen Techniken überrascht hat (vgl. M 7, siehe Abb. 14, 173), was das Geschlechterrollenstereotyp der ‚schwachen Frau‘ nach außen verändern kann. In **Typ U** wird dieser Effekt nicht beschrieben, was daran liegen könnte, dass es zu Zeiten von **Typ U** noch nicht vordergründig beobachtbar und erfahrbar für **Typ U**-Frauen war, dass es eine konstituierende Außenwirkung gibt. Nur implizit steckt die Aussage in den Ergebnissen der Auswertung des Interviews von **Typ U**: Es waren gerade die **Typ U**-Frauen, die durch ihr Agieren ganz maßgeblich begonnen haben, die Geschlechterrollenbilder im Karate zu verändern. Sie haben nur selber nicht so viel davon profitieren können, als dass sie es zu berichten hätten.

***F 4:** Grenzen sich die für das Untersuchungsfeld typischen Karate-Frauen gegenüber allem als weiblich Konstruierten und gegenüber anderen Frauen ab?*

Dieser Aspekt lässt sich verstärkt bei den **Typ A**-Frauen beobachten, dort insbesondere in der älteren Generation. Sie sprechen nur in der männlichen Form, auch wenn es um sie selber geht, Männer sind ‚die Besseren‘ und der Maßstab. A grenzt sich vehement gegenüber ‚anderen Frauen‘, die Kinder bekommen, ab. Sie folgt nicht der Natur (vgl. Interview mit A, 473-485), wie sie es nennt. **Typ A** hat für sich insgesamt die eher männlich konstruierten Eigenschaften angenommen (vgl. A 6, A 10-12, M 7, siehe Abb. 9, 170, Abb. 14, 173). Sogar eine tiefe Stimme hat sich A für das Training geben antrainiert (vgl. A 4, siehe Abb. 9, 170; vgl. Interview A, 470-473). Wie CH es für das Karate formuliert, sind hier hauptsächlich männliche Geschlechterrollenstereotype gefragt, um die harten und abrupten Techniken auszuführen (vgl. CH 2, siehe Abb. 15, 174). **Typ U** beschreibt, dass die Leistungen der Frauen als wertlos konstruiert wurden, es gab keine Anerkennung (vgl. U 4, siehe Abb. 10, 171). In **Typ U** finden Abgrenzungen gegen andere Frauen statt, wenn es im Interview darum geht, dass **Typ U** Frauen andere Frauen über den Frauen-Notruf schützen sollten und dies als ‚lustige Zeit‘ bezeichnet wird (vgl. Interview U, 90-92, 129-133, 311-313). Denn wie kann es lustig sein, dass von Gewalt betroffene Frauen geschützt werden müssen? Dadurch dass U beschreibt, dass es eine lustige Zeit sei, Frauen, die von Gewalt betroffen sind zu schützen, kann angenommen werden, dass sie sich selber nicht zu der Gruppe von Frauen, die potentiell von Gewalt betroffen sind, zählt.

In **Typ K** lassen sich keine Aussagen finden, die darauf hin deuten würden, dass weibliche Anteile abgespalten würden. Es gibt Aussagen, die Karate klar als ‚männliche Sportart‘ konstruieren (vgl. C 5, siehe Abb. 13, 172), jedoch wird es eher als Bereicherung aufgefasst,

wenn durch das Karate vermeintlich männliche Eigenschaften wie besseres Selbst- und Körperbewusstsein in die eigene Persönlichkeit integriert werden (vgl. C 3, K 1, C 1, siehe Abb. 13, 172, Abb. 11, 171). Es werden positive ‚weibliche‘ Eigenschaften wie größeres Durchhaltevermögen beschrieben. Dies wird von **Typ A** konstatiert (A 9, siehe Abb. 9, 170). In M 5 (siehe Abb. 14, 173) werden ebenso die positiven Auswirkungen der Integration vermeintlich männlicher Eigenschaften beschrieben. **Typ U** stellt fest, dass der Kampf als Pionierin im Karate zwar hart macht, aber man eine Menge dabei gelernt hat. (vgl. Interview U, 190-196).

F 5: *Gibt es im Karate eine Hierarchie generierende ‚visuelle Empirie‘ (vgl. Kapitel 4)? Resultieren daraus Schließungsmechanismen?*

Der Begriff ‚visuelle Empirie‘ ist von Hartmann-Tews geprägt worden und verweist darauf, dass Männer durch ihre häufig größere Körperkraft scheinbar in Zeiten, Höhen und Weiten messbar größere Leistungen bringen (vgl. Hartmann-Tews, 2006, 24; **Kapitel 4**, 60, dieser Arbeit). Durch diese Beobachtungen scheint deren Überlegenheit evident. Besonders in **Typ A** finden sich viele Aussagen, die dies unterstützen (vgl. A 1-4, M 7, siehe Abb. 9, 170, Abb. 14, 173). M beschreibt, dass sie die größere Körperkraft durch Schnelligkeit kompensiert und dadurch häufig überlegen ist (vgl. M 7, siehe Abb. 14, 173). A beschreibt, dass sie spät entdeckt hat, dass es nicht auf Körperkraft ankommt (vgl. Interview mit A, 328-338). In **Typ U** wird ein Umstand beschrieben, aus dem unmittelbar **F 2** folgt: Früher wurden verbandspolitische Entscheidungen ausgekämpft. In U 3 findet sich die Aussage, dass auf Wettkämpfen ausgekämpft werden sollte, wer der stärkste Mann ist; Frauen waren hier durch ihr körperliches Geschlecht ausgegrenzt, was auf den Effekt der Auswirkung der ‚visuellen Empirie‘ in **Typ U** deutet (vgl. U 3, siehe Abb. 10, 171). Für **Typ K** ist dies kein nennenswerter Aspekt. Da **Typ K**-Frauen Karate für die eigene Entwicklung betreiben und sich nicht auf Wettkämpfen oder als Trainerinnen den kritischen Augen anderer stellen, wird die ‚visuelle Empirie‘ für sie nicht relevant.

F 6: *Ging die Öffnung der Männerdomäne Karate mit der gleichberechtigten Zulassung von Frauen zu offiziellen Wettkämpfen einher?*

Dies scheint sich mit Blick auf **Typ U** zu bestätigen wie in der Auswertung der Synopse 1 bereits beschrieben (vgl. 198; U 2-3, siehe Abb. 10, 171). Je gleichberechtigter Damen-Wettkämpfe ausgetragen wurden, desto selbstverständlicher wurde die Gleichstellung. Während es vor Gründung des DKV zunächst gar keine Wettkämpfe und später dann Wettkämpfe

mit Einschränkungen für Frauen gab, können die **Typ A**-Frauen dies gar nicht mehr berichten. Sie alle haben im DKV mit Karate begonnen und hatten so von Anfang an die gleichen Möglichkeiten auf Wettkämpfen zu starten wie Männer. Zu Beginn der Öffnung der Männerdomäne Karate traten die größten Schwierigkeiten für Frauen auf. Als es dann erste Wettkämpfe gab, waren Frauen aber noch nicht als gleichwertig anerkannt. Es wurde immer wieder versucht, ihnen Kompetenz abzusprechen, teilweise durch verweigerte Anerkennung (vgl. Interview mit U, 274-278). Dieser Mechanismus lässt sich bis in die heutige Zeit verfolgen, wie N in ihrem Interview beschreibt (vgl. N 10, siehe Abb. 12, 172 und Interview mit N, 139-154). Für **Typ K** ist **F 6** nicht relevant, da **Typ K** nicht bei Wettkämpfen startet. Es finden sich hier Aussagen zu der größeren Leistungsbereitschaft der Frauen, die erst mit der Zeit für Wettkampftainer sichtbar wurde (vgl. C 7, siehe Abb. 13, 172).

Zusammenfassung der Ergebnisse

F A (Im Karate halten sich hierarchische Geschlechterkonstruktionen hartnäckig.) kann in Zusammenhang mit **F 5** (Es gibt im Karate eine Hierarchie generierende visuelle Empirie (s.o.) bestätigt werden. Durch die visuelle Empirie scheinen sich im Sport, insbesondere in einem Kampfsport wie Karate, dem eher männliche Geschlechterrollenstereotype zugeschrieben werden, Geschlechterkonstruktionen hartnäckig halten zu können. Dadurch dass der Vorstellung über Karate eher männliche Geschlechterrollenstereotype immanent sind und diese als Maßstab für gut ausgeführtes Karate gelten, kann bei gleichzeitigem Vorhandensein eines Hierarchiesystems wie zum Beispiel des Gürtelsystems leicht folgen, dass es mehr höher graduierte Männer als Frauen gibt. Dies trifft für das Karate im Deutschen Karate Verband (DKV) zu (vgl. Abbildung 2, 61).

Wenn Frauen in dem System ‚Karate‘ in der Organisation DKV teil haben, besteht die Gefahr, dass sie durch Interaktion in diesem System zum Teil ihre Unterlegenheit immer wieder selber reproduzieren, was **F B** (Frauen stellen ihre Unterlegenheit immer wieder selber her) bestätigen würde (vgl. auch 163 und 167). Ihnen werden in **Typ A** z.B. untergeordnetere Trainerinnenpositionen zugewiesen. Sie sind als Trainerinnen zwar in exponierten Positionen, die laut stereotypen Geschlechterrollenbildern nicht für die vorgesehen waren; trotzdem werden ihnen in der Hierarchie häufig weniger wichtige Aufgaben zugewiesen. Es bestätigt sich **F 2**, nämlich dass das vorgefertigte Hierarchiesystem, das im Karate existiert, zum Missbrauch/zur Adaption in und als Bezugssystem der Geschlechterhierarchie benutzt wird. Es wird instrumentalisiert. Dagegen widerlegt **Typ K** gerade **F B** und bestätigt **F 3** (Starke Kara-

te-Frauen haben eine Geschlechterrollenstereotype verändernde Außenwirkung), da in **Typ K** die positiven Auswirkungen der Integration der im Karate vorhandenen vermeintlich männlichen Anteile im Vordergrund steht. **Typ A Frauen**, die sich vehement gegen alles Weibliche abgrenzen und somit **F 4** bestätigen, weichen durch die Anerkennung, die sie als international erfolgreiche Wettkämpferinnen und Trainerinnen bekommen, die stereotypen Geschlechterrollenbilder trotzdem eher auf.

Das Konfliktpotential (**F 1**), das es für Frauen birgt, insbesondere an Führungspositionen im Karate zu partizipieren, zeigt sich in der vehementen Abgrenzung insbesondere der Typen A und U gegen alles als vermeintlich weiblich konstruierte. Dies bestätigt **F 4**. Es scheint ein Spannungsfeld zwischen dem von ihnen erwarteten weiblichen Geschlechterrollenstereotypen und dem Karate immanenten konstruierten männlichen Habitus zu geben.

Dies legitimiert Schließungsmechanismen, was **F 5** bestätigt: alles, was nicht dem als männlich konstruierten Geschlechterrollenstereotyp entspricht, läuft Gefahr (nach dem Tokenismus-Prinzip, Gieß-Stüber, 2003, siehe **Kapitel 4**) ausgeschlossen zu werden. Dies wird legitimiert durch die ‚visuelle Empirie‘: Männer sind scheinbar durch messbar und vor allem sichtbar größere Körperleistungen im Sport überlegen.

‚Führungs-Frauen‘ sind somit regelrecht gezwungen, sich von Frauen und als weiblich konstruierten Eigenschaften allgemein abzugrenzen. **F 6** (Die Öffnung der Männerdomäne Karate geht mit einer gleichberechtigten Zulassung zu Wettkämpfen einher.) und **F 3** (s.o.) bestätigen sich im Überbau: die Öffnung der Männerdomäne Karate ging in der Entwicklung des Karatesports in Deutschland mit der gleichberechtigten Zulassung von Frauen zu offiziellen Wettkämpfen einher. Zu Zeiten der Pionierinnen der Gruppe U gab es die rigidesten Schließungsmechanismen: Frauen wurden regelrecht per Satzung ausgeschlossen und in der Interaktion erniedrigt. Verschiedenste aus anderen Sport und Gender-Studien bekannte Mechanismen waren zur Schließung der Männerdomäne aktiv. Als diese sich zu öffnen begann, wurden sie - wie in Kapitel 6.3. beschrieben - mit Vehemenz verstärkt eingesetzt.

Dagegen kann **Typ K** am meisten über die positiven Einflüsse der Veränderung an den Geschlechterrollenbildern verursachenden Auswirkungen berichten. In dieser Gruppe trat es am stärksten auf, dass Frauen sich zwar als Frauen wahrnehmen, jedoch durch den Einsatz von als männlich konstruierten Eigenschaften ein positiv verändertes Körperbild und Selbstbewusstsein haben. Dies bestätigt **F 3**.

Festzuhalten bleibt, dass im Sport und insbesondere im Karate mit den als männlich konstruierten Interaktionsmustern und der vorgegebenen strukturimmanenten Hierarchie sich

Gender-Konstruktionen und Geschlechterhierarchien zum Teil hartnäckig halten können. Gerade Anfang der 1970er Jahre war der Karate-Sport eine reine Männerdomäne. Wie in anderen Studien beschrieben und in dieser für das Karate bestätigt (s.o.) gibt es die größten Schwierigkeiten für Frauen zu Beginn der Öffnung einer solchen. Um im Karate in Führungspositionen zu kommen, mussten Frauen sich Zugang zu einer reinen Männerdomäne verschaffen. Dies lässt sich in **Typ Us** Karateweg verfolgen. U selber hat erkämpft, dass bestimmte gleichstellungsrelevante Faktoren heute im DKV eingehalten werden: Zum Beispiel wird in der Regel auf formaler Ebene in allen Satzungen die männliche und die weibliche Form verwendet. Auch die Einführung des Wettkampfkarate für Frauen haben Typ-U-Frauen durchgesetzt. Dies war ein Prozess, der heute noch nicht komplett abgeschlossen ist. Wie N in ihrem Interview berichtet, gibt es heute noch eine klare Wertstellung der Wettkampfbereiche: *Kata* (siehe **Glossar**), als ästhetischer Teil des Karate ist den Frauen zugeschrieben und hat daher weniger Wertschätzung als *Kumite* (siehe **Glossar**), der Zweikampf. Dabei ist das *Männerkumite* immer noch der Höhepunkt eines jeden Wettkampfes, während das *Frauenkumite* weniger Anerkennung erfährt (vgl. Interview mit N, 142-147 und 116-119). Gerade **Typ A** und **Typ U**-Frauen mussten sich selber von als weiblich konstruierten Eigenschaften abgrenzen, um Zugang zu der Männerdomäne zu erhalten. Dies führt – wenn sie dann in dem System in einer Führungsposition sind – natürlich zu einem Konflikt zwischen ihrer eigenen Identität als Frau und dem nach außen aufgesetzten, männlich konstruierten Eigenschaften entsprechenden Verhalten. Sie verursachen damit wiederum selber (ungewollt) Schließungsmechanismen allen anderen Frauen gegenüber, die sich nicht so vehement gegen weiblich Konstruiertes abgrenzen und bestätigen somit die Geschlechterhierarchie im System erneut. Daher kann sich diese so hartnäckig halten. Natürlich profitieren sie selber von der patriarchalen Dividende (Connell, 2006), weshalb sie sich nicht diskriminiert fühlen und von ihnen deswegen keine Veränderungsarbeit ausgeht, denn sie sehen keinen Grund dafür.

9. Fazit und Ausblick

Diese Arbeit hat die Genderkonstruktionen im Deutschen Karate Verband (DKV) aus Sicht weiblicher Karateka beleuchtet. Die soziale Konstruktion von Gender und von Gender im Sport, insbesondere im Karate, steht im Mittelpunkt des Theorieteiles. Einen Einblick in das Forschungsfeld bietet Kapitel 3 mit der ausführlichen Beschreibung von Karate. Im Empirieteil kamen in sieben fokussierten narrativen Interviews die Akteurinnen selbst zu Wort (transkribierte Interviews: siehe **Anhang 1**). Die Interviews wurden zunächst vorgestellt und dann als Einzelfälle ausgewertet. Drei Eckfälle sind ausführlich in Kapitel 6 dargestellt (Auswertung restliche Interviews: siehe **Anhang 2**). In **Kapitel 7** wurden nach der Typenbildung Synopsen erstellt, mit deren Hilfe die Genderkonstruktionen der verschiedenen Typen kontrastiert wurden (**Kapitel 8**).

Nun folgt die knappe Darstellung der Hauptergebnisse mit Verweis auf eine mögliche Praxisrelevanz im Hinblick auf eine Gendersensibilisierung der Führungsebenen des Deutschen Karate Verbandes (DKV): Die in **Kapitel 4** aus Studien in anderen Sportarten entwickelten Fragestellungen **F A** bis **F 6** (vgl. 169, Abb. 3, 73) haben sich wie beschrieben für das Karate zu einem großen Teil bestätigt (siehe ausführlich: **Kapitel 8**). Es konnte dagegen besonders für **Typ K** nicht bestätigt werden, dass es im DKV eine Geschlechterhierarchie generierende ‚visuelle Empirie‘ (s. o.) (**F 5**) gibt. Ausgehend von den bei **Typ K** gefundenen neuen Geschlechterbilder konstituierenden Faktoren durch die auf dem Karate-Weg erworbenen Eigenschaften (**F 3**), konnte für **Typ K** auch **F B** nicht bestätigt werden: **Typ K**-Frauen reproduzieren ihre eigene Unterlegenheit durch Partizipation im Karate nicht ständig selbst, da bei ihnen die die üblichen Geschlechterhierarchie durchbrechenden Aspekte eine größere Rolle spielen.

Wie in der Auswertung in **Kapitel 8** deutlich wird, hängen die Fragestellungen **F A** bis **F 6** voneinander ab beziehungsweise bedingen sich gegenseitig (s. o.). Im Mittelpunkt der Studie stehen folgende Ergebnisse: die Auswertung der fokussierten narrativen Interviews zeigt für **Typ A** ‚Die Wettkämpferin‘, dass hier die Frauen vehement als weiblich konstruierte Geschlechterrollenbilder ablehnen. **F 4** ist somit wie folgt zu beantworten: weibliche Persönlichkeitsanteile scheinen abgespalten zu werden, gerade **Typ A**-Karate-Sportlerinnen grenzen sich von anderen Frauen ab, damit sie näher an die für sie maßgeblichen männlichen ‚Vorgaben‘ herankommen (vgl. diese Arbeit, 58). In den untersuchten Einzelfällen geht dies so weit, dass die **Typ A**-Sportlerinnen, da sie sich in ihrer Karate-Ausübung ausschließlich an als

männlich konstruierten Maßstäben orientieren, mit konflikthaften Identitätskonstruktionen leben. Dies bestätigt **F 1**: Es ist anzunehmen, dass insbesondere Typ A - Karate-Sportlerinnen sich in einem Spannungsfeld zwischen dem sportimmanent männlich konstruierten Habitus und dem weiblich definierten Habitus, der für sie als Frau vorgesehen ist, befinden. (vgl. ebd. 57). Sie kämpfen gegen die ‚Natur der Frau‘ (vgl. Interview mit A, 470-485) – wie sie es selber bezeichnen – an, da dies in diesem System für sie als Sportlerin in einer Führungsposition das scheinbare Aus bedeuten würde. Immer wieder ist es insbesondere für **Typ A**-Frauen ein Thema, dass sie aber trotzdem, die männliche Leistung, die sie an der ‚visuellen Empirie‘ (vgl. Hartmann-Tews, 2003, 24) fest machen, nicht erreichen, sich aber daran orientieren (**F 5**). Es bewahrheitet sich für **Typ A**-Frauen im DKV, dass die durch die visuelle Empirie hergestellte Überlegenheit der Männer naturalisiert wird (vgl. ebd. 60, vgl. **Kapitel 8**). Somit funktioniert im Karate Geschlecht als sozialer Platzanweiser, durch den eine ungleiche Positionierung von Männern und Frauen stattfindet (vgl. Hartmann-Tews, 2006, 20; Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, 2003, 125). An dieser Stelle können Schließungsmechanismen ansetzen.

Typ A-Frauen konstruieren andere Frauen im Karate-Verband als ‚freiwillig auf Führungsrollen Verzichtende‘. Sie würden nicht Trainerinnen im Verein werden, weil sie es sich nicht zutrauen, eine ‚wichtige‘ Position zu übernehmen. Wenn sie wollten, hätten sie sicher die Möglichkeit, aber ‚andere‘ Frauen wollten ja nicht (vgl. M 12 in Synopse 4, 164, Interview mit N, 256-286, CH 5, Synopse 4, 164; Abb. 12, 14,15, 172 ff.). Hier bestätigt sich für die **Typ A**-Frauen **F 4**. Die Abgrenzung gegenüber allem Weiblichen spielt dagegen für **Typ K** eine untergeordnete Rolle. Es werden zwar Genderdifferenzen benannt, jedoch steht für **Typ K** die Aneignung von vermeintlich männlichen Eigenschaften als für ihr gesamtes Leben förderlich im Mittelpunkt (**F 3**). Auffallend ist, wie sich vor allem **Typ A**- und **Typ U**-Frauen von ‚den anderen Frauen‘ oder ‚den Frauen‘ stellvertretend für alles in der Hierarchie vermeintlich Minderwertige als weiblich Konstruierte abgrenzen (vgl. A 3 - 7 in Synopse 1, 150; Abb. 9, 170). Gleichzeitig fühlen sich **Typ A**-Frauen selber als Frauen im Karate nicht diskriminiert, somit offensichtlich gleichgestellt (vgl. CH 4 in Synopse 4, 164; Abb. 15, 174). Da sie dennoch als Frauen den der ‚Gesamt-Gesellschaft‘ immanenten sozialen Konstruktionen weiblicher Geschlechterrollenbilder unterliegen, und dies einen Teil ihrer persönlichen Identität ausmacht, steht die Frage im Raum, ob dies nicht zwangsläufig zu inneren Konflikten führen muss (**F 1**, s. o.). Eine Frage ist vor diesem Hintergrund, ob der Deutsche Karate Verband (DKV, siehe Kapitel 3) diese Entwicklungen unbewusst lassen kann, oder ob er nicht als Mitglied des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB) der Umsetzung von Gender Mainstreaming laut dessen Satzung vom Mai 2006 annehmen sollte (*Gender Mainstreaming: Poli-*

tische Strategie zur Umsetzung von Geschlechtergerechtigkeit, 1999 auf dem Weltfrauentag in Peking zuerst öffentlich vorgestellt; 2003 wurden alle Bundesministerien nach dieser Strategie strukturiert. 2006 ist die Verpflichtung zur Umsetzung von Geschlechtergerechtigkeit auf Einfluss des Bundesinnenministeriums in die Satzung des DOSB aufgenommen worden.) Es ist dann gemäß § 9 der Satzung des DOSB (*„Der DOSB fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichstellung von Frauen und Männern. Er wirkt mit gezielter Frauenförderung auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin und verpflichtet sich, bei allen Maßnahmen und auf allen Ebenen die Strategie des Gender Mainstreamings anzuwenden, um Chancengleichheit im Sport zu sichern.“* Satzung DOSB, Mai 2006, § 9) eine Frage der Verantwortung den Frauen in Führungspositionen und den übrigen Mitgliedern gegenüber, wenn der Deutsche Karate Verband (DKV) an dieser Stelle nicht bewusstseinsfördernd eingreift. Gender Mainstreaming funktioniert als Top-Down-Strategie, setzt also voraus, dass die Organisationsspitze sich der Genderdifferenzen bewusst ist. Einen Beitrag dazu leistet diese Arbeit, indem sie die Geschlechterkonstruktionen im Karate zunächst benennt und wissenschaftlich einordnet. Erst dann sind sie offensichtlich, und es gibt Handlungsmöglichkeiten und Ansatzpunkte.

Im Karate haben sich die Geschlechterrollenbilder seit der Anfangszeit in Deutschland um 1970 bis heute sehr verändert. Während in den Anfangszeiten des Karate Frauen vor der Gründung des DKV in einigen Vereinen per Satzung ausgeschlossen waren (vgl. Interview mit U, 286, siehe **Anhang 1**) und in der Folge lange um gleichberechtigte Trainings- und Wettkampfmöglichkeiten gekämpft wurde, gibt es heute in beiden Bereichen eine scheinbare Gleichstellung im Hinblick auf scheinbar gleiche Möglichkeiten für die Geschlechter. Diese Entwicklung wird besonders in der Auswertung von **Typ U** – ‚Die Pionierin‘ (siehe **Kapitel 8**) – deutlich. Dieses Aufweichen der Schließungsmechanismen ist vor allem **Typ U**-Frauen zu verdanken. Fragestellung 6 kann in Anlehnung an diese Ergebnisse dahin gehend beantwortet werden, dass umso mehr Gleichstellung erreicht ist, je gleichere Möglichkeiten zur gleichgestellten Ausübung von Wettkämpfen gegeben sind (**F 6**: ‚Ist die Partizipation von Frauen an einer Sportart in dem Maße fortgeschritten, wie sie gleichberechtigt an nationalen und internationalen Wettkämpfen teilnehmen können?’). Trotzdem haben sich im Karate wie in Studien zu anderen Sportarten gezeigt wurde, die Schließungs- und Hierarchisierungsmechanismen hartnäckig gehalten. Dies bestätigt zum Teil **F A**: Ist im Sport als gesellschaftlichen Teilsystem mit so offensichtlichen und hierarchisierenden Körperkonnotationen, die Geschlechterdifferenz noch sehr hartnäckig ausgeprägt?

Dies scheint im Karate unter anderem besonders begründet durch die sowieso schon dem Karate immanenten Hierarchiestrukturen, denen die Hierarchiestrukturen der als männlich und weiblich konstruierten Geschlechterrollenbilder aufgesetzt worden sind, womit sich **F 2** bestätigt: Begünstigt das vorgefertigte Hierarchiesystem (Hirschauer, 1996, siehe **Kapitel 4**) im Karate die Adaption der Halbfertigteile aus der gesamtgesellschaftlichen Ordnung der Geschlechter? (vgl. C 12 in Synopse 3, U 1-5 in Synopse 1, 150; Abb. 13, 172). Partizipieren nun Männer und Frauen in dem System, so sind sie immer wieder selber an der bestätigenden Herstellung der Geschlechterrollenbilder und der daraus abgeleiteten Hierarchiestrukturen beteiligt. **F B**, ob Frauen ihre Unterlegenheit immer wieder selbst reproduzieren, kann für **Typ U**-Frauen bestätigt werden (vgl. U 3, siehe Abb. 10, 171). Wie in U 3 beschrieben war zu Beginn der 1970er Jahre die Intention von Wettkämpfen, den stärksten Mann zu finden. Frauen waren hier qua Geschlecht ausgeschlossen. U äußert im Interview:

„Und es sind auch derbere Worte gefallen. Die will ich gar nicht wiederholen aber ich denke, da sind verschiedene Sachen. Und ich denke mir, es war auch so, dass es Karate natürlich, ich sag's mal ganz provozierend, auch ganz viele Männer anzieht und anzog, die mit dem Selbstbewusstsein Probleme hat, während die Frauen, die zum Karate gingen, in der Regel schon ein gutes Selbstbewusstsein hatten. Und ich denke, da ist wirklich was aufeinander geprallt.“ (Interview mit U, 233-239, **Anhang 1**).

Erst dadurch, dass Frauen überhaupt partizipieren wollten, war die Möglichkeit – und die Notwendigkeit – der vehementen Abgrenzung seitens der Männer gegeben. Notwendig war diese Abgrenzung für die Männer nach U, weil diese im Vergleich zu den Frauen, die sich als erste in eine reine Männerdomäne wagten, kein gutes Selbstbewusstsein hatten. Sie brauchten die Frauen als eine Art ‚Widerlager‘ zur Konstruktion der Geschlechterhierarchie. Daher trifft die Annahme zu, dass die Ausgrenzungen von Frauen gerade zu Beginn der sich öffnenden Männerdomäne ‚Karate‘ besonders hartnäckig waren. Über die Ausgrenzung von Frauen wurde ein männliches Selbstbewusstsein konstruiert. Bei **Typ K** steht dagegen der Aspekt **F 3** im Vordergrund der Aussagen – sie tragen durch ihre Partizipation eher zu sicher verändernden Geschlechterrollenbildern bei – trifft für **Typ K**-Frauen **F B** im Umkehrschluss nicht zu: Sie reproduzieren ihre Unterlegenheit nicht ständig wieder selbst.

Anders herum tritt der Effekt auf, dass durch die Karate-treibenden Frauen die Geschlechterrollenbilder im Karatesystem und mit Außenwirkung aus dem Karatesystem heraus verändert werden, was insbesondere die Auswertung der Interviews mit den **Typ K**-Frauen ergibt. Demgegenüber steht die Annahme von Günter, dass aus dem sozialen Teilsystem Sport somit keine gesellschaftsübergreifenden Veränderungen hervorgehen, da die soziale Ordnung im Sportsystem nur nachgebildet wird (Günter, 2005, 52 f.). Für Karate scheint sich diese An-

nahme mit Blick auf alle drei Untersuchungsgruppen nicht zu bestätigen. Im Karate tun Frauen Dinge, die für sie nicht vorgesehen waren. Allein dadurch bekommen Geschlechterrollenbilder andere Konnotationen. Der Effekt einer Außenwirkung wird insbesondere von **Typ K** – ‚Die den Weg geht‘ (siehe **Kapitel 8**) – beschrieben. Hier handelt es sich um Frauen, die zwar sehr lange und lebensbegleitend Karate betreiben, die aber nicht in Führungspositionen im Verband tätig sind und die von den Schließungsmechanismen gegenüber Frauen aus der Anfangszeit des Karate nicht betroffen waren (**F 3**: ‚Frauen, die sich in einer Männerdomäne etabliert haben, verändern Geschlechterrollenbilder nachhaltig.‘). Sie erleben Karate als das Selbstbewusstsein so sehr stärkend, dass ihr eigener kompletter Lebensweg einen völlig anderen Verlauf nimmt. Es stehen Scheidungen an (vgl. K), beruflich wird komplett umgeschwenkt (vgl. K und C). Die eigene Identität wird neu definiert, wodurch **Typ K**-Frauen anders agieren und Wirkungen in anderen Lebensbereichen offensichtlich werden.

Es bleibt fest zu halten: Es gibt im Karate Gender-Konstruktionen (s.o.), die zur Stützung der bestehenden Geschlechterhierarchie genutzt werden. Für diejenigen, die der Meinung sind, dass niemand mehr diskriminiert wird, mag dies eine überraschende Erkenntnis sein. Es bietet sich an dieser Stelle die Chance, die Untersuchungsergebnisse aufzugreifen und als Grundlage für die Entwicklung einer Strategie zur Gleichstellung im Deutschen Karate Verband (DKV) zu nutzen.

Ein Ansatz wäre, Karate mehr im Sinne des ursprünglichen Do-Gedanken (siehe Kapitel 3) zu betreiben. Dabei wird ‚Do‘ in dieser Arbeit vereinfachend als individueller Karate-Weg betrachtet. Hier wird der Bezug zu der Methode des fokussierten narrativen Interviews, die in dieser Arbeit angewandt wurde, besonders deutlich: die Befragten beschreiben ihre Karate-Biographie, also ihren individuellen Karate-Weg, ihr Do. Besonders eindrucksvoll beschreibt diese individuelle Persönlichkeitsentwicklung, die für **Typ K** letztlich zu den Geschlechterrollenbildern neu konstituierenden Effekten führt (**F 3**), K in ihrem Interview:

„Ich würde sagen, dass ich versucht habe, allen Erwartungen, die an mich gestellt wurden, zu erfüllen. Und zwar ich bin in einem kleinen Dörfchen groß geworden und (.) da gibt es einen Weg der Frau oder des Mädchen oder des Jugendlichen. Und ich weiß, als Kind und Jugendliche hab’ ich auch so, war ich auch so wie jetzt gern mit mir alleine. Aber irgendwann, ich weiß nicht, was es ausgelöst hat oder wodurch das kam, kam so ein Druck, dass man halt den Erwartungen anderer der Gesellschaft – keine Ahnung – aber wahrscheinlich Gesellschaft ist schon wieder zu global, für mich war das eher so das kleine Umfeld, was ich hatte, dass man mitmacht, den Erwartungen, die Erwartungen erfüllt einfach. Und (.) da hatte ich keinen eigenen Weg sondern da war, es wurde alles vorgegeben. Ich hab’ den zum Freund, der mich genommen hat, weil (.) – nu – ich wusste ja gar nicht, was ich will, also nimmt man das, was einem nimmt sozusagen. Man (.) oder ich (.) habe dann ja im Grunde, ja was, wie war mein Leben also? Ich ha-

be dann, eigentlich hat mir dann die berufliche Seite hat mir dann gezeigt, dass es nicht alles sein kann und dass ich mehr kann, als in diesem kleinen Kreis mich zu drehen, in dem ich mich befinde. So. Und dann war ja für mich halt ja Heirat und als nächstes Kind und da dachte ich so: Huh, nee, das geht gar nicht! Also nicht wegen Kind wollen sondern einfach in dem ich mich befinde, das geht nicht. Ich muss hier raus. Und da war aber auch schon Karate im Spiel. Und da hab' ich dann gemerkt, ja es gibt noch was – hurra! Und hab' mich dann getraut, hab' mich scheiden lassen, hab' die Arbeitsstelle gewech/nee das kam erst später Arbeitsstelle gewechselt, also hab' mich geöffnet und bin dann halt (.) andere Wege gegangen auch ohne zu überlegen, was ich vorher immer gemacht habe. Was denken die anderen? Was könnten die davon halten? Was sagen sie dazu? (.) Ja, so würde ich mein Leben davor beschreiben. (2) Na es ist mal `ne gute Idee, mal raus zu finden, was mein Ich-Sein erloschen hat, würde ich ja auch nicht sagen, ist ja wieder da aber gemindert hat. Warum, warum wollte ich so sein, wie die anderen oder das machen, was andere so erwarten oder machen. Das weiß ich nicht.“ (Interview mit K, 434-461).

Sehr schön erkennt man in diesem Zitat eine Veränderung der Gesamtpersönlichkeit von K durch das Karate. Sie beschreibt, wie sie für Mädchen scheinbar vorgegebene, von der Gesellschaft erwartete Wege nicht mehr geht. Die negativen Rückmeldungen, die sie dafür erhält, interessieren sie nicht mehr. Hier wird die Interdependenz sowohl zwischen der persönlichen Entwicklung von K über ihre Körpererfahrungen im Karate und ihren Interaktionen im privaten und beruflichen Umfeld deutlich.

„Ähm ja meine Lebensgeschichte würde ich ähm einen ja Schnitt oder Neuanfang oder Part bezeichnen ab dem KarateEinstieg. So und zwar ähm hat mir das Augen geöffnet ähm nicht nur aus sportlicher Sicht, dass ich einmal Selbstbewusstsein bekommen habe für den, also [aus, d. A.] Körpersicht, [...] Also dass man immer so ein Körpergefühl bekommt [...] was ich gesehen habe und noch nicht umsetzen konnte, dieses Arretieren, dieses ähm Muskeleinsatz, dass der ganze Körper arbeitet und nicht nur ein Teil, nicht ein Arm wie beim Tennis sondern halt dass der ganze Körper beteiligt ist. Das fand ich sehr gut.“ (Interview mit K, 8-43).

Dieses durch das Karate über die Körpererfahrungen gestärkte Selbstbewusstsein hat ihr geholfen, sich von den Erwartungen anderer zu emanzipieren: „*Ich brauchte immer Leute um mich, so `nen gewissen Halt, ob es durch Freunde, Bekannte, Familie – es war egal – immer so `nen Halt, andere wissen, was ich mache, wo ich was mache, so und das habe ich gar nicht mehr. Und das ist auch beim Karate so. Es ist mir egal, was die anderen Leute über mich denken.“ (Interview mit K 385-389).*

Vor diesem anschaulichen Hintergrund der Beschreibung des Karate als Lebens-Weg, stellt sich die Frage, ob nicht alle Karateka mehr die Möglichkeit nutzen könnten, ihren eigenen persönlichen Karate-Weg zu finden, sich mehr selbst zu konstruieren. Unter der Voraussetzung, dass Sozio- und Psychogenese interdependent sind, ist anzunehmen, dass Veränderungen der Persönlichkeit durch die Körperarbeit im Karate einhergehen mit einem durchaus

wahrnehmbar veränderten Geschlechterrollenverhältnis im DKV als einem Teil der Gesellschaft. Denn die Geschlechterhierarchie ist wie beschrieben in der gesamten Gesellschaft – also auch im gesellschaftlichen Teilsystemen ‚Sport‘ – implementiert (vgl. Kapitel 1, 2 und 4). Wird also an einer Stelle etwas verändert, hat dies Auswirkungen auf das gesamte System. Wenn sich die konstruierten Geschlechterrollenbilder der Einzelnen im Verband verändern, dann verändert sich die gesamte Struktur im Verband und anders herum.

Es stellt sich die Frage, inwieweit der verstärkte Einbezug des Do- oder Karate-als-Lebensweg-Gedanken mit dem Betreiben von Karate in einer Sportorganisation vereinbar wäre. Ein weiterer interessanter Aspekt in der Fortführung der Gender-Untersuchungen wäre die Frage nach Auswirkungen den Körper betreffender Gender-konstituierender Veränderungen im Verlaufe eines Karate-Lebens.

Für den Deutschen Karate Verband kann es eine Erkenntnis sein, dass hier Frauen, die sich in traditionell männliche Führungsbereiche hoch gearbeitet haben, dies nicht ohne interne Konfliktgenerierung getan haben können. Als Ergebnis in den Interviews wird dies deutlich. Man könnte die Forderung nach mehr Übernahme von Verantwortung und nach mehr Unterstützung durch den Verband für diese Frauen stellen. In der Natur der Sache liegt, dass diese Konflikte insbesondere von den **Typ A**-Frauen selbst nicht direkt formuliert werden. Sie beschreiben nicht, dass sie sich diskriminiert fühlen. Dafür beschreiben sie, dass sie keine weiblichen Vorbilder hatten und dass sie sich ihre Anerkennung hart erarbeiten mussten. Sie vermuten vorsichtig, dass Frauen wahrscheinlich mehr leisten müssen, um in Führungspositionen zu gelangen. Sie wollen es selber nicht wahr haben, da sie sich selber der nach den männlichen Geschlechterrollenbildern agierenden männlichen Führungsriege zugehörig fühlen (vgl. **Kapitel 8**).

So besteht im Grunde oberflächlich gesehen für die Entscheidungsträger des Verbandes kein direkter Handlungsbedarf. Jedoch wäre es sicher förderlich und hilfreich für die Athletinnen, wenn es im Deutschen Karate Verband (DKV) ein Bewusstsein für solche potentiellen Konflikte geben würde.

Wie einige Interviewpartnerinnen bemerken, ist die Entwicklung hin zu mehr Frauen in Führungspositionen im DKV nicht zu stoppen. Schon heute – nach vergleichsweise kurzer Zeit nach Öffnung der Männerdomäne Karate für Frauen – gibt es sie in Trainerinnenpositionen. Mit der Zeit werden sie in der Verbandspolitik mehr Einfluss bekommen (vgl. **Kapitel 8**). Die Voraussetzung, nämlich dass sie über größere Wettkampferfolge als die der Männer mehr Anerkennung im Verband haben, gibt es schon.

Es bliebe zu wünschen, dass dieser Prozess durch bewusste Aufnahme in die Satzungen der verschiedenen Organisationsebenen gestaltet werden könnte. Auf diese Weise könnten die Ergebnisse dieser Studie die Karate-Welt auf dem Weg zu mehr Geschlechtergerechtigkeit nutzbringend unterstützen.

Literatur

- Acker, Joan:** „Hierarchies, Jobs, Bodies, A Theory of gendered organizations“, in: Lorber, Judith, Farrell, Susan: *The social construction of gender*, Sage Publications, Newbury Park, London, New Dehli, 1991, 141-162
- Adler, D.:** *Die Wurzel der Polaritäten. Geschlechtertheorien zwischen Naturrecht und Natur der Frau*, Frankfurt/M./New York, 1992
- Alfermann, Dorothee:** „Geschlechtsunterschiede in Bewegung und Sport: Ergebnisse und Ursachen“, in: *Zeitschrift für Psychologie und Sport*, Schondorf, Heft 1, 1995, 2-12
- Baur, Jürgen/Burmann, Ulrike/Krysmanski, Katharina:** *Sportpartizipation von Mädchen und jungen Frauen*; Sport & Buch Strauß; Bundesinstitut für Sportwissenschaft; Wissenschaftliche Berichte und Materialien; 2002, Band 09 1. Auflage; Bonn, 2002
- Beauvoir, Simone de:** *Das andere Geschlecht*, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg, 1972
- Becker-Schmidt, Regina:** „Rationalität zwischen den Geschlechtern, Konnexionen im Geschlechterverhältnis“, aus: Institut für Frau und Gesellschaft (Hrsg.): *Zeitschrift für Frauenforschung* 3/98, S. 5-21
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.):** *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Campus, Frankfurt/M., 1995
- Benning, Annette:** „Nirgendwo war ich weiblicher als beim Karate!“ Frauen und Identität in einer Kampfsportart, in: Blanke, Beate, Fietze, Katharina (Hg): *Identität und Geschlecht*, 6. Tagung der dvs-Kommission ‚Frauenforschung in der Sportwissenschaft‘ vom 18.-20.9.1998 in Hamburg, Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft, dvs Band 111, Edition Czwalina Verlag, Hamburg, 2000, 165-177
- Berger, Peter, L./Luckmann, Thomas:** *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Fischer, Frankfurt/M., 1969
- Bilden, Helga:** „Sozialisation und Geschlecht, Ansätze einer theoretischen Klärung“, in: Valtin u. a. (Hrsg.): *Frauen machen Schule, Probleme von Mädchen und Lehrerinnen in der Grundschule*, Arbeitskreis Grundschule e.V., Frankfurt/M., 1985
- Bilden, Helga:** „Geschlechtsspezifische Sozialisation“, in: Hurrelmann, Klaus/Ulich, Dieter: *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*, Beltz, Weinheim und Basel 1991, 279-301
- Bilden, Helga:** *Zur Geschichte weiblicher Jugend* (Stand Ende 1997), http://www.lrz.muenchen.de/~Reflexive_Sozialpsychologie/Bilden/geschichte_weiblicher_jugend.pdf
- Bilden, Helga:** *Feministische Theorie(n) und feministische psychosoziale Aspekte*, 1997, http://www.lrz.muenchen.de/~Reflexive_Sozialpsychologie/Bilden/feministische_theorien.pdf
- Bilden, Helga:** *Jenseits des Identitätsdenkens: psychologische Konzepte zum Verständnis postmoderner Subjektivitäten*, 2001 http://www.lrz.muenchen.de/~Reflexive_Sozialpsychologie/Bilden/jenseits_des_identitaetsdenkens.pdf
- Bilden, Helga:** „Die Grenzen von Geschlecht überschreiten“, in: Fritsche, B. u. a. (Hg): *De-konstruierte Pädagogik*, Opladen, 2001, 137-147
- Bohnsack, Ralf:** *Rekonstruktive Sozialforschung*, Opladen, Leske und Budrich, 1993
- Bortz, Jürgen/Döring, Nicola:** *Forschungsmethoden und Evaluation*, Springer-Verlag, Berlin, 2. Auflage 1995

- Bourdieu, Pierre:** *Die feinen Unterschiede, Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt/M., 1989
- Braun, Friederike/Pasero, Ursula (Hg):** *Kommunikation von Geschlecht/ Communication of Gender*, Centaurus, Pfaffenweiler, 1997
- Brockers, Wolfgang:** *Do - Vom Geist des Zen im Karate*, Schriftenreihe Geist-Technik-Körper, Band 3, Verlag der Universität Lüneburg, Lüneburg, 1993
- Bublitz, Hannelore:** „Geschlechterdifferenzen als soziales Konstrukt und Machteffekt“, in: Kort, H./ Schäfer, B.: *Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie*, Opladen, 1998
- Connell, Robert, W.:** *Gender and Power*, Cambridge, 1987
- Connell, Robert, W.:** *Der gemachte Mann; Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Geschlecht und Gesellschaft*, Band 8, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 2006
- Felden, Heide von:** *Bildung und Geschlecht zwischen Moderne und Postmoderne: zur Verknüpfung von Bildungs-, Biografie- und Genderforschung*, Leske und Budrich, Opladen, 2003
- Firley-Lorenz, S.:** *Gender im Sportlehrerberuf. Sozialisation und Berufstätigkeit von Sportlehrerinnen in der Schule*, Afra-Verlag, Butzbach-Griedel, 2003
- Fischer, Nanda:** *Sport als Literatur, Traumhelden, Sportgirls und Geschlechterspiele*, Echingen, 1999
- Flick, Uwe:** *Handbuche qualitative Sozialforschung, Grundlagen, Methoden und Anwendungen*, Psychologie Verlags Union, Weinheim, 2. Aufl. 1995
- Frevert, Ute:** *Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit*, Frankfurt/M., 1986
- Friebertshäuser, Barbara:** „Interviewtechniken – ein Überblick“, in: Friebertshäuser, Barbara/Prenzel, Annedore: *Handbuch Quantitative Sozialforschung in der Erziehungswissenschaft*, Weinheim, Juventa, 1997
- Gerhard, Uta:** *Patientenkarrieren, Eine medizinsoziologische Studie*, Suhrkamp, Frankfurt/M., 1986
- Gieß-Stüber, Petra:** *Gleichberechtigte Partizipation im Sport? Ein Beitrag zur geschlechtsbezogenen Sportpädagogik*. Afra Butzbach- Griedel, 2000
- Gildemeister, Regine:** „Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit“, in: Ostner, Ilona/Lichtblau, Klaus (Hg): *Feministische Vernunftskritik, Ansätze und Traditionen*, Campus, Frankfurt/M., New York, 1992, 220-239
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika:** „Wie Geschlechter gemacht werden. Die sozialen Konstruktionen der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung“, in: Axeli-Knapp, Grudrun/Wetterer, Angelika: *Traditionen Brüche, Entwicklungen feministischer Theorie*, Kore, Freiburg, 1992, 201-158
- Glaser Barney/Strauss, Anselm:** *Grounded Theory, Strategien qualitativer Forschung*, Bern, (1967), 1998
- Glinka, Hans-Jürgen:** *Das narrative Interview, Eine Einführung für Sozialpädagogen*, Juventa Verlag, Weinheim und München, 1998
- Goffman, Irving:** *Interaktion und Geschlecht*, Frankfurt/M., New York, 1994
- Günter, Sandra:** *Geschlechterkonstruktionen im Sport, Eine historische Untersuchung der nationalen und regionalen Turn- und Sportbewegung des 19. und 20. Jh.*, NISH, Band 18, Hoya, 2005

- Hagemann-White, Carol:** *Sozialisation: weiblich-männlich?*, Leske + Budrich, Opladen, Leverkusen, 1984
- Hagemann-White, Carol:** „Koedukation in der Diskussion, 1. Geschlecht und Erziehung – Versuch einer theoretischen Orientierung im Problemfeld der Koedukationsdebatte“, in: Pfister u. a. (Hg.): *Zurück zu Mädchenschule?*, Centaurus-Verlag, Pfaffenweiler, 1988
- Hagemann-White, Carol:** „Begriffsbestimmung: Gewalt im Geschlechterverhältnis“, in: Wissenschaftliches Institut für Schulpraxis (Hg.), *Hat Gewalt ein Geschlecht?*, Bremen, 1994
- Hartmann-Tews, Ilse/Gieß-Stüber, Petra/Klein, Marie-Luise/Kleindienst-Cachay, Christa. / Petry, K. (Hg):** *Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport*, Opladen, Leske und Budrich, 2003
- Hartmann-Tews, Ilse/Rulofs, Bettina:** „Sport in den ;Medien-ein Feld semiotischer Markierung von Geschlecht?“, in: Hartmann-Tews, Ilse/Gieß-Stüber, Marie-Luise/Klein, C./Kleindienst-Cachay, C./Petry, K. (Hg): *Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport*, Opladen, Leske und Budrich, 2003, 29-69
- Hartmann-Tews, Ilse/Rulofs, Bettina (Hg):** *Handbuch Sport und Geschlecht, Beiträge zur Lehre und Forschung im Sport*, Hofmann-Verlag, Schorndorf, 2006
- Herrmanns, Harry:** „Narratives Interview“, in: Flick, Uwe et al.: *Handbuch Qualitative Sozialforschung*, Psychologie Verlagsunion, Weinheim, 2. Aufl. 1995, 182-185
- Hirschauer, Stefan:** „Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit“, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 18, Heft 2, 1989, 100-118
- Hirschauer, Stefan:** „Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 46, 4, 1994, 668-692
- Hirschauer, Stefan:** „Wie sind Frauen, wie sind Männer? Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem“, in: Eifert, Christiane et al. (Hg): *Was sind Frauen, was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel*, Frankfurt/M., 1996
- Hirschauer, Stefan:** „Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung“, in: Heintz, B. (Hg): *Geschlechtersoziologie (Sonderheft), Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 41, 2001, 208-235
- Hurrelmann, Klaus/Ulich, Dieter:** *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*, Beltz, Weinheim und Basel, 4. Auflage 1991
- Jakob, Gisela:** „Das narrative Interview in der Biographieforschung“, in: Friebertshäuser, Barbara/Prenzel, Angelika: *Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*, Weinheim, Juventa, 1997, 445-458
- Kaiser, Ruth:** „Narrativ-fokussiertes Interview in der Bildungsforschung. Merkmale, Anwendung, Auswertung“, in: *Grundlagen der Weiterbildung, Zeitschrift (GdWZ)*, Jg. 3, Heft 6, 1992, 361-364
- Kelle, Udo/Kluge, Susann:** *Vom Einzelfall zum Typus*, Qual. Sozialforschung, Bd. 4, Hg. Bohnsack, Lüders, Reichertz, Leske und Budrich, Opladen, 1999
- Klein, Marie-Luise:** „Frauen in der Sportwissenschaft“, in: Henkel, Ulrike/Pfister, Gertrud (Hg.): *Für eine andere Bewegungskultur, Festschrift anlässlich der Emeritierung von Sabine Kröner*, Pfaffenweilen, 1997, 77-95
- Klein, Michael:** „Sportbünde-Männerbünde?“, in: Vögler, G./Welck, K. (Hg.): *Männerbände-Männerbünde, zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich*, Bd. 2, Köln, 1990

- Kleindienst-Cachay, Christa/Heckemeyer, Karolin:** „Frauen in Männerdomänen des Sports“, in: Hartmann-Tews, Ilse/Rulofs, Bettina (Hg.): *Handbuch Sport und Geschlecht, Beiträge zur Lehre und Forschung im Sport*, Hofmann-Verlag, Schorndorf, 2006, 112-125
- Kleindienst-Cachay, Christa/Kunzendorf, Annette:** „Männlicher’ Sport – ‚weibliche’ Identität? Hochleistungssportlerinnen in männlich dominierten Sportarten“, in: Hartmann-Tews, Ilse/Gieß-Stüber, Marie-Luise/Klein, C./Kleindienst-Cachay, C./Petry, K. (Hg.): *Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport*, Opladen, Leske und Budrich, 2003, 109-151
- Kohli, Martin:** *Biographische Organisation als Handlungs- und Strukturproblem, zu Fritz Schütze: „Prozessstrukturen des Lebenslaufes“*, Weinheim, 1986
- Kugelmann, Claudia:** *Starke Mädchen – schöne Frauen? Weiblichkeitszwang und Sport im Alltag*, Butzbach, Griedel, 1996
- Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.):** *Traditionen Brüche, Entwicklungen feministischer Theorie*, Forum Frauenforschung Band 6, Kore-Verlag, Freiburg, 1992
- Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.):** *Soziale Verortung der Geschlechter, Gesellschaftstheorie und feministische Kritik*, Forum Frauenforschung Band 13, Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster, 2001
- Kolip, Petra:** *Geschlecht und Gesundheit im Jugendalter. Die Konstruktion von Geschlechtlichkeit über somatische Kulturen*, Opladen, 1997
- Landweer, Hilge/Rumpf, Mechthild:** „Kritik der Kategorie ‚Geschlecht’, Streit um Begriffe, Streit um Orientierungen, Streit der Generationen? Eine Einleitung“, in: *Feministische Studien* Heft 2, Weinheim, 1993, 3-9
- Laqueur, Thomas:** *Auf den Leib geschrieben. Zur Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt/M., New York, 1992
- Lehnert, Gertrud:** *Mode, Weiblichkeit und Modernität*, Dortmund, 1996
- Liebrecht, Ehrhardt (Hg.):** *Karate-Do und Gewaltverhalten*, Schriften zu den Hintergründen der Budo-Künste, herausgegeben von Mattias v. Saldern, Band 2, Verlag der Universität Landau, Landau, 1993
- Lorber, Judith:** *Paradoxies of gender*, New Haven, London, 1984
- Lorber, Judith/Farrell, Susan (Hg.):** *The social construction of gender*, Newbury Park, 1991
- Lorber, Judith:** *Gender-Paradoxien*, Reihe Geschlecht und Gesellschaft Bd. 15, Hg.: Lenz, Mae, Metz-Göckel, Müller, Stein-Hilbers, Opladen, Leske und Budrich, 1999
- Lucius-Höhne, Gabriele/Deppermann, Arnulf:** *Rekonstruktion narrativer Identität, Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*, Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 2. Aufl. 2004
- Mayring, Philipp:** *Qualitative Inhaltsanalyse, Grundlagen und Techniken*, Beltz-Verlag, Weinheim und Basel, 8. Aufl. 2003
- Menze-Sonneck, Andrea:** *Mädchen und Junge Frauen im Sportverein; Sportkarrieren und Fluktuation im Turnen*; Verlag Karl Hoffmann; Reihe Sportwissenschaft Band 26; Schorndorf, 1998
- Mühlen-Achs, Gitta:** *Geschlecht bewusst gemacht, Körpersprachliche Inszenierungen*, Verlag Frauenoffensive, München, 1998

- Nunner-Winkler, Gertrud:** „Geschlecht und Gesellschaft“, in: Joas, Hans (Hg.): *Lehrbuch der Soziologie*, Campus-Verlag, Frankfurt/M., New York, 2001
- Oswald, Hans:** „Was heißt qualitativ forschen?“, in: Friebertshäuser, Barbara/Prenzel, Anne-dore (Hg.): *Handbuch Quantitative Sozialforschung in der Erziehungswissenschaft*, Weinheim, München, 1997, 71-87
- Pfister, Gertrud:** *Sport im Lebenszusammenhang von Frauen, ausgewählte Themen*, Schorndorf, 1999
- Pfister, Gertrud/Fasting, K./Scraton, S./Bunuel, A.:** „Frauensport im internationalen Vergleich. Erfahrungen und erste Ergebnisse aus einem empirischen Forschungsprojekt“, in: Heinemann, K./Schubert, M. (Hg.): *Sport und Gesellschaften*, Schorndorf, Hofmann, 2001
- Richartz, Alfred:** „Sexualität – Körper – Öffentlichkeit, Formen und Umformungen des Sexuellen im Sport“, in: Arbeitskreis Berlin, Alkemeyer, T./Borschert, B./Gebauer, G. (Hg.): *Aspekte einer zukünftigen Anthropologie des Sports*, Clausthal-Zellerfeld, 1992, 61-81
- Riemann, Gerhard:** *Biographischer Verläufe psychiatrischer Patienten aus sozialer Sicht*, Dissertation, Kassel, 1983
- Röthig, Peter:** *Sportwissenschaftliches Lexikon*, Schorndorf, 6. Aufl. 1992
- Rosenthal, Gabriele:** *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte: Zur Gestalt erzählter Lebensgeschichte*, Campus-Verlag, Frankfurt/M., New York, 1995a
- Rosenthal, Gabriele/Fischer-Rosenthal, Wolfram:** „Analyse narrativ-biographischer Interviews“, in: Flick, Uwe (Hg.): *Handbuche qualitative Sozialforschung, Grundlagen, Methoden und Anwendungen*, Psychologie Verlags Union, Weinheim, Juventa, 2. Aufl. 1995b, 456-468
- Rosenthal, Gabriele:** *Interpretative Sozialforschung, Eine Einführung*, Juventa Verlag, Weinheim und München, 2005
- Pasero, Ursula/Braun, Friederike:** *Konstruktion von Geschlecht*; Centaurus, Pfaffenweiler, 1995
- Schaufler, Birgit:** „Schöne Frauen, starke Männer“ *Zur Konstruktion von Leib, Körper und Geschlecht*, Augsburg-Reihe zur Geschlechterforschung, Band 3, Leske und Budrich, Opladen, 2002
- Schütze, Fritz:** *Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen*. Internationales Jahrbuch für Wissens- und Religionssoziologie, 10, 1976, 7-41
- Schütze, Fritz:** *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien, dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen*, Manuskript der Uni Bielefeld, Fakultät für Soziologie, 1978
- Schütze, Fritz:** *Biographieforschung und narratives Interview*. Neue Praxis 3, 1983a, 283-293
- Schütze, Fritz:** „Prozessstrukturen des Lebenslaufes“, in: Matthes, J. et al. (Hg.), *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*, Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung, 2. Aufl. 1983b, 67 ff.
- Stang-Voss, Anja:** „Zwischen Schwäche und Überlegenheit. Betrachtungen zur Leistungsfähigkeit der Frauen“, in: Schulz, N./Hartmann-Tews, I. (Hg.): *Frau und Sport*, 1990
- Stiegler, Barbara:** *Wie Gender in den Mainstream kommt. Konzepte, Argumente und Praxisbeispiele zur EU-Strategie des Gender Mainstreaming*, Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung, 2000

- Stoller, Robert:** *Sex and Gender* (Vol. 1: The development of Masculinity and Femininity), Aronson, New York, 1968
- Strauss, Anselm:** *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, Fink-Verlag, München, 1991
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet:** *Grounded Theory; Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*; Beltz-Verlag; Psychologie Verlags-Union; Weinheim, 1996
- Strübing, Jürgen:** *Grounded Theory; Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*; Qualitative Sozialforschung Bd. 15, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 1. Aufl. 2004
- Rendtorff, Barbara/Moser, Vera:** *Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft*, Leske + Budrich, Opladen, 1999
- Villa, Paula Irene:** *Sexy Bodies, Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper*, Leske + Budrich, Opladen, 2000
- Voss, Anja:** *Geschlecht in Sport. Sozialkonstruktivistische Lesarten*, Hoffmann, Schondorf, 2003
- Wetterer, Angelika:** „Von der Frauen zur Geschlechterforschung? Kontinuitäten, Ausdifferenzierungen und Perspektivenwechsel“, in: Hartmann-Tews, Ilse/Rulofs, Bettina (Hg.): *Handbuch Sport und Geschlecht*, Beiträge zur Lehre und Forschung im Sport, Hofmann-Verlag, Schorndorf, 2006, 14-26
- West, Candace/Zimmermann, Don:** „Doing Gender“, in: *Gender & Society*, Official Publication of Sociologists for Women in Society 2, Thousand Oaks et al: Sage 1/1987, 125-151
- West, Candace/Zimmermann, Don:** „Doing Gender“, in: Lorber, J./Farrell, S. (Hg.): *The social construction of gender*, Newbury Park et al, 1991, 13-37
- Wimbauer, Christine:** *Organisation, Karriere, Geschlecht, Fallstudien aus einem Forschungsinstitut*, Leske und Budrich, Opladen, 1999
- Young, Iris:** „Werfen wie Mädchen, eine Phänomenologie des weiblichen Körperverhaltens, weibliche Motilität und Räumlichkeit“, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Berlin, 41, 4, 1993, 707-725

Quellen:

- Binhack, Axel/Karamitsos, Eftimios:** *Karate-Do – Philosophie in der Bewegung, Geistige Inhalte des Karate-Do und deren Anwendung*, Selbstverlag, Wiesbaden, 1992
- Bundesregierung:** *Gender Mainstreaming. Was ist das?* BMFFSJ, Berlin, Stand 2003
- DKV Internetseite:** www.karate-dkv.de, vom 29.1.2009
- Funakoshi, Gichin:** *Karate-Do – Mein Weg*, Kristkeitz-Verlag, Hemsbach, 1993
- Habersetzer, Roland:** *Bubishi – An der Quelle des Karatedo*, Palisander Verlag, Chemnitz, 2004
- Nakayama, Masatoshi:** *Karate Perfekt, 3. Kumite: 1*, Falken-Verlag, Niedernhausen, 1980
- Lind, Werner:** *Budo - Der geistige Weg der Kampfkünste*, Otto Wilhelm Barth Verlag, Bern, München, Wien, 1992
- Lind, Werner:** *Das Lexikon der Kampfkünste*, BSK Sportverlag, Berlin, 2001

Möller, Jörg: *Geschichte der Kampfkünste*, Schriftenreihe Geist-Technik-Körper, Band 4, Verlag der Universität Lüneburg, Lüneburg 1996

Pflüger, Albrecht: *25 Shotokan-Katas, Auf einen Blick: Karate Katas für Prüfungen und Wettkämpfe*, Falken-Budo-Bibliothek, Niedernhausen, 1989

Sroka, Christian: 1997-2006, www.karate-do.de, Zugriff am 4.12.2006

Glossar

Karatespezifische Fachbegriffe in alphabetischer Reihenfolge :

Budo: Weg aller japanischen Kampfkünste (in Lind, 1992)

Budo-ETIKETTE: Budo-Regeln, 20 Dojokun von Funakoshi (Funakoshi, 1993)

Bunkai: Kata in Anwendung

Embusen: vorgegebenes Schrittdiagramm in der Kata

Dojo: Übungsraum

Gi: Karateanzug

Gohon-Kumite: Partnerübungsformen für Anfänger, fünf Schritte mit vorgegebenen Techniken und zuvor ausgemessenem Abstand, Fünfschrittkampf

Hara: Körperzentrum; Kraftzentrum, zwei Finger breit unter dem Bauchnabel im Inneren des Körpers, auch Tandem genannt

Ippon: ganzer Punkt im Wettkampf

Ippon-Gedanke: man hat nur eine Möglichkeit (ausgehend von dem Ursprungsgedanken, dass es im Kampf um Leben und Tod ging)

Happo-Kumite: fortgeschrittene Partnerübungsformen, Kampfübung in alle Richtungen

Jiyu-Ippon-Kumite: fortgeschrittene Partnerübungsform aus der freien Bewegung mit größeren Abständen, freier Einschrittkampf

Kata: Form; Ablauf verschiedenen aneinandergereihter Techniken; es gibt 52 Shotokan-Katas mit je unterschiedlich typischen Anwendungsformen (Bunkai)

Karateka: Karate betreibende Person

Ki : Körperenergie, die auf den Meridianen fließt

Kihon: Grundschultechniken

Kumite: Partnerübungsformen

Kihon-Ippon-Kumite: grundschulmäßig ausgeführter Einschrittkampf

Kiai: Kampfschrei

Kihon-Kumite (Gohon): Partnerübungsformen für Anfänger, fünf Schritte mit vorgegebenen Techniken und zuvor ausgemessenem Abstand

Kimepunkt: Anspannung im Endpunkt der Technik

Kumite: Partnerübungsformen

Karate-Techniken: Kizami-Tsuki, Gyaku-Tsuki, Mae-Geri, Mawashi-Geri, Uramawashi-Geri, Ashi-Barai

Kyu bis Dan: Gürtelgrade, dabei sind Kyugrade Schülergrade und Dangrade Meistersgrade

Maai: die richtige Distanz der Technik zum Ziel bei Partnerübungen

Makiwara: an einem elastischen Holzpfosten befestigtes Schlagpolster, zur Verfeinerung der Technik

Meridiane: Energieleitbahnen im Körper

Mokutso: Augen schließen beim An- und Abgruss

Mokustso Yame: Augen öffnen beim An- und Abgruss

Okinawa-Te: zwischenzeitliche Bezeichnung für Kara-te, weil die Kampfkünste über China zunächst nach Okinawa kamen

Qi Gong und Tai Chi: innere chinesische Kampfkünste

Randori: freier Kampf

Samurai: alte japanische Kriegerkaste

Seiza: ein Fersensitz, der zum An- und Abgruss verwendet wird

Sensei: Lehrer/in, Meister/in

Shaolin-Kloster: Ursprungskloster in China für chinesische Kampfkünste

Sun-Dome: „*Sun-Dome bedeutet das Abstoppen der Technik kurz vor dem Auftreffen im Ziel (1 sun = ca. 3 cm). Wenn jedoch eine Technik nicht bis zum Kime geführt wird, kann dies nicht als richtiges Karate bezeichnet werden. Es stellt sich somit das Problem, den Widerspruch zwischen Kime und Sun-Dome zu überbrücken. Die Lösung ist, das Ziel geringfügig vor die jeweiligen empfindlichen Körperstellen des Gegners zu verlagern. Dieses gedachte Ziel lässt sich dann ohne Kontakt und mit maximalem Krafteinsatz ‚treffen‘.*“ (Nakayama, 1980, 8).; Abstoppen der Technik kurz vor dem Ziel

Suri-, Tsugi-Ashi: Gleitschritte mit ransetzen des hinteren Beines und durch Abstoßen aus dem hinteren Bein

To-de: altes Wort für Karate-Do; die Schriftzeichen To und Kara bedeuten China; Kara bedeutet aber gleichzeitig auch leer; da Japan und China verfeindet waren und Karate mit leeren Händen betrieben wird, entschloß man sich zur Bezeichnung Kara (=leer) - Te (= Hand) - Do (= Weg).

Tonfa, Nunchaku: Kobudo-Waffen; aus den Arbeitsgeräten der japanischen Landbevölkerung entstanden

Tori: angreifende Person

Uke: Abwehr ausführende Person

Wazaari: halber Punkt im Wettkampf

Zanshin: die ständig vorhandene Aufmerksamkeit des Geistes (= Shin)

Zen-Buddismus: Begründer ist der indische 28. Buddha-Nachfolger Boddhidarma, der um 520 n. Chr. von Indien nach China reiste und wahrscheinlich die alte indische Kampfkunst Vajramushti mit in das Shaolin-Kloster in Nordchina brachte. Hier entwickelte er unter Einfluss des Taoismus den Chan (= jap. Zen-)-Buddhismus. Gleichzeitig hat Boddhidarma den dort lebenden Mönchen seine Kampfkunst – ein System zur Gesunderhaltung sowie zur Verteidigung vermittelt. Nach Lind (1992) soll dies Vorläufer aller späteren Kampfkunstsysteme sein. So erklärt sich das Verwoben-Sein des Karate-Do (Do = chin. Dao) mit dem Taoismus sowie mit den Grundsätzen des Zen-Buddhismus. Im japanischen das ‚Eine‘ ist es im Taoismus die Einheit und dabei der gleichzeitige Dualismus von Yin und Yang, auf das sich alles zurückführen lässt. Die innere Haltung ist dabei eine ‚Leere‘ (jap. = Kara, chin.: Wu Wei – das absichtslose Prinzip des Handelns ohne zu handeln) (vgl. Brockers, 1993, 15 ff.)

Anhang

Anhang 1: Transkribierte Interviews DVD

Anhang 2: 7 Einzelfallauswertungen DVD

Abbildungsverzeichnis:

Abbildung 1: Gesamtmitgliederzahlen	Seite 61
Abbildung 2: Verteilung Dangrade w/m	Seite 61
Abbildung 3: Gender-Fragestellungen bezogen auf Karate	Seite 73
Abbildung 4: Transkriptionsregeln	Seite 95
Abbildung 5: Synopse 1	Seite 150
Abbildung 6: Synopse 2	Seite 155
Abbildung 7: Synopse 3	Seite 158
Abbildung 8: Synopse 4	Seite 164
Abbildung 9: Relevante Konstruktionen aus dem Interview mit A	Seite 170
Abbildung 10: Relevante Konstruktionen aus dem Interview mit U	Seite 171
Abbildung 11: Relevante Konstruktionen aus dem Interview mit K	Seite 171

Abbildung 12: Relevante Konstruktionen aus dem Interview mit N	Seite 172
Abbildung 13: Relevante Konstruktionen aus dem Interview mit C	Seite 172
Abbildung 14: Relevante Konstruktionen aus dem Interview mit M	Seite 173
Abbildung 15: Relevante Konstruktionen aus dem Interview mit CH	Seite 173
Abbildung 16: Ergebnisse Synopsen	Seite 179

Eidesstattliche Erklärung

Ich versichere, die vorliegende Arbeit eigenständig und mit keinen anderen als den angegebenen Mitteln verfasst zu haben (gem. § 6 Abs. 2 (b) Promotionsordnung).

Ort, Datum Natalie Mandel

Gem. § 6 Abs. 3 a und e der Promotionsordnung liegt kein Hinderungsgrund vor.